

Auf Marschland und Meer

Roman von Friedrich Meißner



Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.
Berlin, Dresdenerstraße 88/89

Auf Marichland und Meer

Roman

von

Friedrich Meister



Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.

Berlin, Dresdnerstraße 88-89.



Erstes Kapitel

Nikolas Quense, der reiche Grundbesitzer und Schiffseeder, saß in seinem niedrigen, altfränkischen Wohnzimmer im Lehnstuhl; seine Rechte hielt die silberne Schnupstabaksdose, die Linke verharrte, die Prise auf dem Daumen halbwegs zwischen Dose und Nase unbeweglich in der Luft.

Seine Augen war mit einem halb lauernd, halb zornig forschenden Blick auf das offene, gutmütige Antlitz eines jungen Mannes gerichtet, der in einiger Entfernung von ihm vor dem weißen Kamin stand. Seine Erregung aber verflog sehr bald; er führte die Linke an die Nase und schnupfte energisch, geräuschvoll und mit offenbarem Hochgenuß. Dann ließ er die Dose schallend zuschnappen.

Es war kein leichtes Stück, den alten Nikolas Quense in Erregung oder gar in Zorn zu versetzen, pflegte derselbe sich doch zu rühmen, daß ihn nichts aus seinem inneren Gleichgewicht bringen könne. Noch ungewöhnlicher aber war's, die etwa vorhandene Beunruhigung auf seinem Gesichte zu lesen, denn unter den Bewohnern von Abbehäuserfleth galt die Rede: man könne von Quensens Gesicht ebenso wenig auf seine Gedanken, wie aus seinen Reden auf seine Absichten schließen.

Quensens Gesicht aber war kein angenehmes; fahlgelb, von dünnem, sandfarbigem Bart und Haar umgeben, glich es mit seinen schmalgeschlitzten, blinkenden Augen und dem immerwährend schwach lächelnden Zuge um die spitze Nase

und den eingekniffenen Mund dem Gesichte eines Fuchses.

Mit diesem Gesicht jedoch, und dazu mit einem dürrn, gebrechlichen Leibe und einem lahmen Bein hatte er seinen Weg in die Welt gemacht und nicht nur Reichtümer, sondern auch den Respekt seiner Mitbürger erworben, jenen Respekt wenigstens, der allenthalben mit dem Erfolge verbunden zu sein pflegt.

„Du willst also behaupten, Radbod?“ sagte der Reeder langsam lächelnd, während seine knöchigen Finger den Deckel der Schnupftabaksdose klopfen, „Du willst also behaupten, ich könnte Handlungen begehen, die nicht ganz ehrenhaft wären und somit gegen die Landesgesetze verstießen?“

„Ich behaupte und sage nichts, wenn Sie mich nicht dazu reizen, Herr Quense,“ entgegnete der junge Mann, „und auch dann nur unter vier Augen; denn ich bin kein Gendarm, auch kein Angeber, und Sie sind doch bis jetzt immer noch mein Freund gewesen — sozusagen.“

Der Sprecher, Radbod Falk, war ein hübscher, kräftiger Mensch mit blondem Kraushaar und wohl gebildetem, wettergerötetem Gesicht; seine Kleidung war ein Mittelding zwischen der eines Seefahrers oder Fischers und der eines Ackermannes.

„Also nur vier Augen, so, so!“ nickte der Reeder. „Du denkst also, mir zu drohen und mich dadurch zu zwingen, nach Deinem Begehre zu tun. So ist's doch, nicht wahr?“

Der junge Mann lachte laut auf.

„Drohen will ich nicht,“ sagte er, „das würde nicht viel nützen. Sie brauchen meine Worte nicht umzudrehen. Ich habe Ihnen gesagt, ich hätte mich entschlossen und wollte nun heiraten, und Sie hatten ja auch nichts dagegen. Darauf erinnerte ich Sie daran, daß Sie mir den Huderhof versprochen haben —“

„Das Versprechen werde ich auch halten,“ bestätigte der Reeder mit mildem Nachdruck und wohlwollendem Kopfnicken. „Ich breche niemals mein Wort.“

„Ich sagte Ihnen aber, ich brauchte den Hof jetzt gleich, und da fragten Sie, ob ich auch Geld hätte, die Wirtschaft einzurichten. Sie wissen jedoch ganz gut, daß ich keinen roten Heller besitze. Sie haben mir niemals Lohn für meine Arbeit gegeben, meine Tasche weiß gar nicht, wie Geld klimpert; wie ich Ihnen das nun aber sage, da stellen Sie sich erstaunt und heben die Hände hoch und halten mir eine Predigt über

Verschwendungssucht und leichtsinnigen Lebenswandel.“

„Dazu war ich berechtigt; das ist meine Pflicht als Kirchenältester und als Dein väterlicher Freund.“

Wieder lachte Radbod laut auf, diesmal aber lag es dabei wie Hohn auf seinem ehrlichen Gesicht.

„Dagegen will ich nicht streiten, Herr Quense; als Kirchenältester mögen Sie ja wohl auch die Pflicht haben, als mein Freund aber mußten Sie wissen, daß ich kein leichtsinniger Verschwender bin, daß ich das gar nicht sein konnte, selbst wenn ich's gewollt hätte. Der Huderhof hat Ihnen unter meiner Bewirtschaftung während der letzten fünf Jahre mehr eingebracht, als das voraussichtlich jemals wieder der Fall sein wird. Ich habe ohne Lohn, aber auch ohne Murren für Sie gearbeitet; als Entgelt dafür bitte ich Sie nun um den Hof als Pachtung und um zwei Jahre Kredit für die Ausstattung.“

„Was Deiner Meinung nach eine sehr bescheidene Forderung ist,“ entgegnete Quense, auf die Dose klopfend.

„Das ist's auch, wenn man nimmt, daß ich stets für drei geschafft und dabei nicht einmal den Lohn für einen gekriegt habe, und daß ich Ihnen Hunderte von Talern verdiente, die Sie ohne mich nicht im Kasten hätten. Ich fordere von Ihnen nichts, das ich Ihnen nicht so hoch als Sie nur wollen, verzinsen könnte; aber das genügt Ihnen nicht, weil Sie unter den alten Verhältnissen noch mehr aus mir herausgeschunden haben. Das hat Ihnen gefallen, und Sie möchten, daß das so weiterginge; aber die alten Verhältnisse haben jetzt ein Ende. Ich will mich verheiraten und muß die Mittel haben, meine Frau zu erhalten.“

„Ein sehr verständiger Entschluß, Radbod; ich muß Deine Fürsorge loben. Zuerst sorgt man natürlich für die Mahlzeit, ehe man hungrige Mäuler zu Tische führt. Darin liegt Sinn.“

„Danke für die Anerkennung. Dorthin aber haben Sie mir über Eigennuß und Undankbarkeit und sonst noch allerlei den Text gelesen, während Ihnen bloß darum zu tun war, nach wie vor den größten Nutzen aus mir zu ziehen; da konnte ich mir nicht helfen, ich mußte Ihnen zu verstehen geben, daß ich ganz gut weiß, wo ein Teil Ihres Reichthums herkommt und wie Sie dazu gekommen sind.“

„Du willst sagen, daß Du mit Deinen ungerechten Verdacht zu verstehen gegeben hast, der aber vor Gericht keinen

Pfifferling gilt. Wenn ich darüber ein wenig erschrak, so war das ganz natürlich und selbstverständlich. Ein Mann in meiner Stellung, von meinem Ansehen und meinem Ruf, darf mit Recht verwundert und schmerzlich berührt sein, wenn man ihn beschuldigt, mit dem Vermögen eines Freundes, und noch dazu eines unglücklichen Freundes, nicht nach Ehre und Gewissen verfahren zu sein. Lassen wir das aber jetzt beiseite und beschäftigen wir uns mit Deinen persönlichen Angelegenheiten.“

„Das ist auch mir weit lieber.“

„Nun gut. Du hast von Deinem Standpunkt aus geredet, und ich darf sagen, der Advokat Fortkamp selber hätte es nicht besser gekonnt. Jetzt will ich Dir meinen Standpunkt darlegen.“

„Ich bin neugierig.“

„Merk auf. Schau um Dich. Du siehst hier ein wohnliches, behagliches Zimmer in einem Hause, an dem selbst der Neid nichts Erhebliches zu tadeln finden kann. Zum wenigsten gibt's darin reichlich und gut zu essen und zu trinken, ein Segen, dessen nicht jedermann sich zu erfreuen hat. Das alles stand Dir zu Gebote, fünfzehn Jahre lang hat Dir's hier nie an des Leibes Nahrung und Notdurft gefehlt. Du bist hier gehalten worden wie ein Sohn des Hauses, und es hätte sich auch wohl gefügt, daß Du reichlich bedacht worden wärest, wenn nach meinem Ableben meine Ersparnisse zur Verteilung kamen. Du aber konntest diese Zeit nicht erwarten, Du mußttest kommen und mit einer Forderung vor mich treten, gerade als ob Du das größte Recht dazu hättest. Du hast vergessen, daß Du mich im Grunde gar nichts angehst, daß ich keinerlei Verpflichtungen gegen Dich habe.“

Radbods Antlitz war düster geworden.

„Nein, Herr Quense,“ versetzte er, „ich habe nichts vergessen.“

„So. Nun, immerhin schadet's nichts, wenn ich Dich daran erinnere, wie vor fünfzehn Jahren eine arme Frau mit ihrem sechsjährigen Knaben in dieses Haus gekommen ist; sie war krank und hungrig und ich erbarmte mich ihrer. Die Leute meinten, ich solle sie ins Armenhaus bringen lassen, aber ich nahm sie auf und pflegte sie, bis sie nach drei Tagen starb.“

„Ja, die Leute sagten aber auch, Sie hätten die Frau nicht aus Mitleid, sondern aus ganz anderen Gründen hier

behalten, wo niemand lauschen konnte, was sie von sich selber und von ihrem Kinde auszusagen hatte," warf Radbod mit zornigem Erröten ein.

Quensens weißbewimperte Augenlider senkten sich; er lächelte, als bedaure er des jungen Menschen Unwissenheit und Doreingenommenheit. Dann nahm er wieder eine Prise, schnappte die Dose zu und fuhr fort:

„Wie gesagt, die arme Frau starb hier und ich ließ sie auf meine Kosten begraben. Das Grab kennst Du ja.“

Radbod brachte den Ärmel seiner Jacke an die Augen. Er antwortete nicht; er dachte daran, wie oft er vor dem Zeichenstein gestanden hatte, der der Mutter Grab bezeichnete, wie kalt und stumm derselbe gegenüber den Fragen seines Herzens immer geblieben war, den Fragen nach dem unglücklichen Weibe, deren Bild ihm nur noch schattenhaft vorschwebte, deren Liebe er aber noch immer zu verspüren vermeinte.

„Und mehr noch," redete Quense weiter; „die Angehörigen der Frau konnten nicht aufgefunden werden. Was sollte nun mit dem hinterlassenen Jungen geschehen? „Ins Armenhaus mit ihm," sagten die Leute wieder. Das Kind aber jammerte mich; ich behielt es bei mir und erzog es zum Manne in christlichem Sinne. Wenn er nun mir gehorsam gewesen ist und für mich gearbeitet hat, so tat er damit nicht mehr als seine Pflicht und Schuldigkeit, nach allem, was er mir verdankte; und ehe er mit seinen Forderungen kam, und mich um die Darleihung eines Kapitals anging, und vom Heiraten und Selbständigwerden redete, hätte er lieber daran denken sollen, mir die Auslagen, die ich all die Jahre für ihn gehabt habe, ehrlich und gewissenhaft zu ersetzen.“

„Sei's also drum!" rief Radbod heftig. „Das sollen Sie mir nicht zum zweitenmal sagen! Ich werde Ihnen alles auf Heller und Pfennig zurückzahlen, aber ich arbeite nicht mehr für Sie! Wie hoch veranschlagen Sie Ihre Auslagen für mich, nachdem meine Arbeitsleistungen davon in Abrechnung gebracht sind?“

„Das kann ich nicht sogleich aus dem Kopfe wissen; ich werde aber die Rechnung aufstellen.“

„Und ich werde Sie bezahlen, wenn ich am Leben bleibe! Das Geschwätz von Dankbarkeit und dergleichen aber können Sie fortan unterlassen; ich habe Sie durchschaut und weiß von Ihrem Treiben genug, um Sie in die Hände eines Straf-

richters liefern zu können — wenn mir daran gelegen wäre!“

Don neuem flog jener Schatten von Beunruhigung über Nikolas Quenses fahles, runzelvolles Gesicht, um jedoch gleich darauf unter dem Einfluß einer tüchtigen Prise wieder zu verschwinden.

Radbod Falk schritt der Thür zu, der Alte aber rief ihm mit quäkender Stimme nach:

„So bleib doch, Radbod, eile doch nicht so, mein Sohn! Der Zorn hat Dich bemeistert und nimmt Dir die ruhige Ueberlegung; bei mir ist das nicht der Fall. Du hast keinen Groschen in der Tasche, und doch prahlst Du, mir alles bezahlen zu wollen. — Weißt Du denn, ob's nicht vielleicht viele hundert Taler sind? Hast Du etwa einen Sack voll Gold vergraben? Ich dränge Dich nicht um mein Geld, das solltest Du doch wissen. — Wovon gedenkst Du denn zu leben? Willst Du Dich verdingen?“

„Nein, ich verdinge mich nicht.“

„So meinst Du wohl, zur See zu gehen?“

„Ja, das will ich. Ein Matrose verdient mehr Geld, als ein Ackerknecht; er hat draußen vielerlei Gelegenheit zum Erwerb und ich will und muß erwerben.“

„Sehr brav. Wenn Dir's recht ist, werde ich ein Wort mit Kapitän Karrach reden. Der geht mit seiner Brigg morgen früh in See, vielleicht nimmt er Dich mit, wenn ich ihn darum frage.“

Radbod zögerte; dann faßte er einen Entschluß.

„Ich nehme Ihren Vorschlag an, weil er mir dazu verhelfen kann, meine Schuld früher abzutragen.“

Ohne ein weiteres Wort des Dankes wendete er sich um und ging zur Thür hinaus.

Nikolaus Quense saß mit auf die Brust gesenktem Kopfe und die Wieselaugen blinzeln nach dem Kaminsfeuer gerichtet. Er schien über die Undankbarkeit der Menschen im allgemeinen, besonders aber dieses Jünglings nachzudenken, den er doch erzogen, ernährt und gekleidet hatte, und der sich nun als eine Schlange entpuppte, die er an seinem Busen gehegt. Wie keck und herzlos hatte derselbe seine Respektabilität angetastet! Was würden die Mitglieder des Kirchenrats wohl sagen, wenn die alte Geschichte, auf die Radbod Falk angepielt hatte, wieder ans Licht gezerrt würde?

Diese Geschichte aber war in kurzen Worten die folgende, soweit sie damals bekannt geworden war.

Nikolas Quensens Vorgänger in dem ausgedehnten Grundbesitz war ein gewisser Justus Havekost gewesen, unter den Mitbürgern allgemein als ein stiller, harmloser und unter Umständen sogar furchtsamer Mann bekannt. Um so größer war das Erstaunen im ganzen Orte, als es plötzlich hieß, Justus Havekost sei in eine politische Verschwörung verwickelt, deren Zweck der Umsturz der bestehenden Ordnung, Revolution und Verjagung des Landesfürsten sein sollte. Man befand sich in dem unruhigen Jahre 1848, und Havekost's Bekannte und Freunde konnten wohl die Verschwörung einigermaßen verstehen, nicht aber, daß gerade dieser ruhige, leidenschaftslose und furchtsame Mann zu den gefährlichsten Mitgliedern derselben gehören sollte. Das Gerücht aber bestätigte sich, denn noch ehe die Untersuchung der Sache begann, war Havekost bereits ins Ausland geflohen, nachdem er seinen ganzen Besitz seinem Faktor und persönlichen Freunde, Nikolas Quense verschrieben hatte.

Die letzte bestimmte Kunde, die über ihn nach der Heimat gelangte, war die Nachricht von seiner Verheirathung. Später, nach Jahren, verlautete, er sei in Not und Elend gestorben und habe Weib und Kind hilflos zurückgelassen.

Jetzt wendete sich die öffentliche Meinung gegen Quense; denn es hieß, derselbe habe sich damals Havekost's Bedrängnis tückisch und gewissenlos zunutze gemacht und dann dem unglücklichen Flüchtling jegliche Unterstützung vorenthalten.

Quense aber wußte sich zu rechtfertigen. Er brachte Briefe und andere Schriftstücke zum Vorschein, wonach Havekost im Auslande ein leichtfertiges Leben geführt, von ihm, als dem Faktor und Gutsverwalter, aber regelmäßig große Zuschüsse erhalten habe. Ein Streit in einer Spielhölle habe zu seinem vorzeitigen Tod geführt, die Frau sei sechs Wochen später ebenfalls gestorben, und zwar kinderlos. Nach Havekost's zu Recht bestehender Verfügung war Quense sodann in den vollen Besitz der Hinterlassenschaft getreten.

Diese und noch andere Rückerinnerungen waren es, die den Reeder gegenwärtig verstimmt und mit Unruhe erfüllten; er nahm öfters als gewöhnlich seine Zuflucht zur Tabaksdose, ein sicheres Zeichen für seine innere Erregung.

Endlich griff er nach dem neben ihm lehrenden starken Krückstock und erhob sich mühsam auf die Füße.

„Ja,“ murmelte er, „ich muß mit Ivan Karrach reden, und dann will ich die Brigg in doppelter Höhe versichern.“

Man kann nicht wissen, was durch die Nachlässigkeit der Leute dem Fahrzeug zustoßen mag — man kann es nicht voraussehen — aber wir wollen das unsrige tun.“

Damit hinkte er hinaus auf den Hof und befahl einem der Knechte, seinen Schimmel zu satteln.

Zweites Kapitel.

Radbod Falk hatte dem Hause des reichen Mannes mehr in schmerzlicher, als in zorniger Verstimmung den Rücken gekehrt; von dem Traum, den er zwei Jahre lang in seinem Herzen geträumt, der zum Leitstern seines Lebens geworden war, hatte er während der Unterredung nur wenig angedeutet.

Er sagte sich, daß er seinem Herrn die ihm erwiesene Fürsorge dreifach zurückvergütet habe, und daß er wohl berechtigt gewesen wäre die Erfüllung des ihm wiederholt gemachten Versprechens zu erwarten.

Er empfand noch eine gewisse Anhänglichkeit für den Mann, der sein Wohltäter gewesen war, obgleich er schon längst aufgehört hatte, denselben zu achten.

Jetzt aber war's ihm, als habe dieser letzte Beweis von Quensens Selbstsucht und Treulosigkeit auch den Rest der ehemaligen Zuneigung aus seinem Herzen gerissen. Des jungen Mannes Gemüt war jedoch zu edel angelegt, um sich durch solche Erfahrung sogleich gänzlich verbittern zu lassen.

„Eigentlich,“ so überlegte er, nachdem er eine Weile gegangen war, „hatte ich doch kaum das Recht, von ihm zu erwarten, daß er sich meiner wegen ein Opfer auferlegte. Und ich brauche ihn schließlich auch gar nicht. Ich kann arbeiten, und Bertha wird gern und geduldig noch warten.“

Als er zu dieser vernünftigen Auffassung gelangt war, hatte er auch das Städtchen Abbehauserfleth erreicht, welches von Quensens Gut, dem Reederhof, ungefähr zwanzig Minuten Wegs entfernt lag.

Abbehauserfleth war ein kleiner friesischer Küstenort, ausschließlich von Schiffern und Schiffsleuten bewohnt. Die Häuschen und Hütten der einzigen Hauptstraße und der drei oder vier Gäßchen, der Mehrzahl nach aus Fachwerk aufgeführt, waren theils rot, theils weiß getüncht und mit altersgrünen Ziegeln oder moosüberwuchertem Rohr gedeckt. Ein durchdringender Fischgeruch bildete die Atmosphäre. Fischköpfe, Fischschwänze und ganze Fischskelette lagen allenthalben auf der Straße, die schräg geneigt dem Strande zuführte; ein starker Regenguß reichte daher jedesmal hin, alle diese Abfälle und Ueberbleibsel summarisch aus dem Wege zu schaffen und ins Meer zu spülen.

Nächst dem Fischfang und der Seefahrt gehörte der Bootsbau zu den Haupterwerbszweigen der Einwohnerschaft; auch die Böttcherei blühte, da der Versand der eingesalzenen Fische jahraus, jahrein viel Fässer erforderte.

Rings um das Städtchen her, vornehmlich aber landeinwärts, lag eine kleine Anzahl von Häuschen, Hütten und Gehöften zerstreut, darunter auch das kleine Anwesen des Fischers Adam Linnewehrt.

Das niedere, weißgetünchte Häuschen stand auf einem die Küste überschauenden sanften Abhänge, rohrgedeckt, mit kleinen, bleigefassten Fenstern und einer aus Ober- und Unterhälfte bestehenden Thür, die direkt in die Küche führte. Allerlei Zaun- und Pfahlwerk umgab den Platz, darauf hingen Netze und lagen Ruder und sonstiges Bootsgerät, auch Segel und Leinen, Planken und Spanten. Auf dem Rasenfleck neben dem Fahrzeug graste eine Kuh, Hühner pickten und scharrtten im Sande, über dem Ganzen aber lag ein unverkennbarer Geist der Ordnung, Reinlichkeit und Arbeitslust.

Adam Linnewehrt selber saß auf einem alten Boote und flickte ein Netz; unter der Thür stand ein junges Mädchen, die Augen mit der Hand gegen das grelle Licht der untergehenden Sonne schützend und den Fahrweg entlang spähend. Durch die Kronen der Bäume, die soeben zu knospen und ihr Frühlingsgewand anzulegen begannen, gewahrte sie die Gestalt eines Mannes — Radbod Falk kam mit langen, elastischen Schritten den Abhang herauf.

Die schirmende Hand fiel zur Seite, ein glückliches Lächeln verklärte ihr Antlitz, sie trat in das Haus zurück und nahm die Arbeit wieder auf, die sie liegen gelassen hatte, um nach dem Ankömmling auszuschaun.

Sie war ein schönes und wohlgestaltetes Mädchen, blond, braunäugig, mit festen, gesunden Wangen, und etwa zwanzig Jahre alt. Sie trug einen kurzen, blaugestreiften Rock, eine saubere Schürze und war, alles in allem, ein so frisches und anmutiges Geschöpf, wie man unter Hunderten feingepuhter Stadtdamen vergeblich gesucht hätte.

Mutter Linnewehrt lag seit acht Jahren gelähmt entweder im Bett oder im Lehnstuhl, und während dieser ganzen Zeit hatte Bertha nicht nur dem Haushalt vorstehen, das Kochen besorgen und nach der Kuh und nach den Hühnern sehen, sondern auch die hilflose Mutter pflegen und bedienen müssen, und das häufig unter recht kärglichen und bedrängten Verhältnissen.

Das war eine Verantwortlichkeit, welcher nur sehr wenig Mädchen gewachsen gewesen wären; Bertha aber unterzog sich derselben mit gutem Mut und einer natürlichen Heiterkeit, die alle Arbeit erleichterten und jede Pflicht angenehm machten.

Adam Linnewehrt war stolz auf seine Tochter und liebte sie nach seiner Weise. Viel Aufhebens von ihren guten Eigenschaften aber machte er nicht, er schien vielmehr der Ansicht zu sein, daß jedes andere Mädchen unter gleichen Umständen daselbe leisten würde. Er war ein gutmütiger, aber wortkarger und strenger Mann, der zuweilen, besonders nach einem schlechten Fang, auch recht übellaunig werden konnte.

„Sieh da, Radbod,“ sagte er ohne aufzublicken und das Netz besser auf das Knie heranziehend. „Wie gehts?“

„Ist Bertha binnen?“ lautete die kurze Gegenfrage des Herantretenden.

„Ja, die ist binnen.“

Der Fischer schaute auf.

„Was gibt's“ fragte er. „Ist Dir was verkehrt gegangen?“

„Ja, alles. So verkehrt als möglich. Sie sollen's gleich hören, erst aber muß ich die Bertha sehen.“

Er ging ins Haus.

Bertha stand am Herde, mit dem Backen von Buchweizenkuchen beschäftigt. Sie warf dem Eintretenden einen freudig lächelnden Blick zu; das Lächeln aber verschwand, als sie den Ausdruck seines Gesichtes wahrte.

Seine Erlebnisse waren bald erzählt. Die Verheiratung mußte auf ein Jahr verschoben werden, vielleicht auf zwei

Jahre, vielleicht auch noch länger; denn der Reeder Quense hatte sein Wort gebrochen und nun mußte er erst das Geld erarbeiten, womit ihr Hausstand gegründet werden sollte.

Bertha hörte ihm ernst und ruhig zu.

„Wenn's denn nicht anders ist, dann können wir auch ganz gut noch warten, Radbod,“ sagte sie, ihre Hände abwischend. „Vielleicht ist's sogar besser, wenn wir noch warten, denn was sollte da aus der Mutter werden, wenn ich aus dem Hause ginge?“

Radbod fühlte sich durch diese Ruhe des Mädchens innerlich verletzt. Es kränkte ihn, daß sie sich das Hindernis nicht mehr zu Herzen nahm.

„Ich hatte gehofft, Deiner Mutter bei uns ein Heim bieten zu können,“ entgegnete er bitter, „aber nun ist darauf keine Aussicht. Wer weiß, was uns noch alles bevorsteht!“

„Wir brauchen's durch solche Gedanken nicht noch schlimmer zu machen, Radbod. Wir nehmen's wie's kommt, und behalten den Kopf oben; auf uns selber können wir uns doch verlassen, mein ich.“

Er nahm ihre Hand und schaute ihr in das helle, mutige Auge und in das schöne, frische Antlitz, und dabei ward ihm, wie einem, der plötzlich aus der Finsternis in den Sonnenschein tritt.

„Du bist ein liebes, verständiges Mädchen,“ sagte er, während ihm eine Last von der Brust fiel und neues Hoffen in sein Herz einzog. „Ich bin auch gar nicht hergekommen, um Dir ein langes Gesicht zu zeigen und mein Schicksal zu bejammern; ich wollte Dir nur sagen, daß der Gedanke an Dich mir Zuversicht und Kraft geben wird zur Arbeit und zum Schaffen, und daß ich Dich trotz allem, und nun erst recht, gewinnen will.“

„So ist's recht, da höre ich wieder meinen alten Radbod,“ versetzte das Mädchen. Tränen füllten ihre Augen; sie wollte mutig und heiter an die bevorstehende Trennung denken, dabei wurde sie sich auch des Wehes und Schmerzes derselben bewußt.

Aber sie beherrschten sich beide und plauderten gefaßt und mit der Vertrauensseligkeit und Zuversicht der Jugend von der Zukunft; handelte es sich doch nur um ein Jahr, höchstens um zwei, und diese Zeitspanne erschien ihnen kaum länger als ebenso viel Wochen.

Nach einer Weile kam Vater Linnewehrt herein, und nun

wurde auch ihm die Sachlage auseinandergesetzt. Er sah darin nichts Besonderes; Radbod wußte genug vom Seewesen, um als Dollmatrose fahren zu können. Der Fischer wünschte ihm daher eine glückliche erste Reise in demselben Tone, in welchem er ihm sonst am Abend einen glücklichen Heimgang gewünscht hatte.

Darauf begaben sich alle drei in das Hinterzimmer zur Mutter.

„Gott sei mit Dir auf Deinem gefährlichen Wege, Radbod,“ sagte die Leidende sanft und freundlich. „Im wildesten Sturm bist Du auf dem großen Wasser so sicher, als hier auf dem Lande, wenn Du nur immer auf Deinen Herrgott vertraust. Der Gedanke hat mich stets getröstet, wenn mein Adam bei schwerem Wetter auf dem Fang war.“

Dann geleitete Bertha ihn hinaus. Sie standen vor der Thür und lauschten dem ewigen Sang der See, der ihnen heute lauter als sonst ertönte und eine ganz neue Bedeutung zu haben schien.

„Wenn ich die Brandung höre, werde ich an Dich denken und für Dich beten,“ schluchzte sie leise.

Er schloß sie in die Arme und drückte sie an sich, als könnte er sich nimmer von ihr trennen.

„Meine Einzige!“ sagte er mit brechender Stimme. „Mein Alles! Gott behüte Dich mir. Leb' wohl!“

Er riß sich los und eilte den Abhang hinunter, so schnell, als fürchte er sich, zurück zu blicken. An einer Bodenerhebung aber, die ihn ihren Augen entziehen mußte, blieb er stehen und schaute sich um.

Sie stand noch immer vor dem Hause. Sie winkte ihm mit der Hand. —

Sie stand noch lange dort oben, auch als sie ihn bereits aus dem Gesicht verloren hatte. Die Sonne sank ins Meer hinab und dunkle Wolken ballten sich über der Kimmung empor. Das Herz wurde ihr weh und schwer; es war ihr, als sei nun auch die Sonne ihres Glückes untergegangen und als verkündeten jene finsternen Wolken den kommenden Sturm.

Des Vaters Stimme schreckte sie auf. Er rief sie ins Haus. Willig kehrte sie zu ihrer Arbeit zurück; geschäftige Hände mildern den Schmerz. Und jetzt hieß es, geschäftig sein, denn der Zustand der Mutter war schlimmer als je, und der letzte Fang des Vaters war der schlechteste in diesem Frühjahr gewesen.

Adam Linnewehrt hatte von jeher seinen Stolz darein gesetzt, keinem Menschen etwas schuldig zu sein; jetzt aber schuldete er unten im Städtchen bereits gegen sechzig Mark, in den Augen des Fischers und seiner Tochter eine gewaltige Summe.

Bertha hatte Radbod hiervon nichts mitgeteilt; als sie ihm aber sagte, daß es vielleicht besser wäre, wenn sie mit der Heirat noch warten müßten, da hatte sie an diese Schuld gedacht.

Drittes Kapitel.

Unten am Hasen zwischen Fässern, Tauwerk und Bootsgerät aller Art stand eine Gruppe von Fischern und Schiffen in eifrigem Gespräch. Es handelte sich, wie aus den Blicken und Gebärden der Männer hervorging, um die unweit vom Lande vor Anker liegende Brigg „Graf Peter von Oldenburg“, die morgen, am Freitag, in See gehen sollte.

Weiter unten am Strande hatte sich eine zweite Gruppe versammelt, Männer und Weiber durcheinander, die einen soeben mit seinem Fahrzeug binnen gekommenen Fischer umstanden. Sie feilschten mit lautem Geschrei, unter gelegentlichen Späßen und lautem Gelächter um den Preis der Fische, jeder einzelne darauf bedacht, so viel Pfennige als möglich zu verdienen oder zu sparen.

Das gewandteste und durchdringendste Mundwerk von allen hatte eine Frau, die über alle hinwegragte, weil sie hoch auf ihrem von einem struppigen Esel gezogenen Karren stand. Esel, Karren und sie selber glänzten über und über von anhaftenden getrockneten Fischschuppen.

Diese Frau war Mine Pophusen, eine in der ganzen Gegend allbekannte Persönlichkeit. Sie ernährte sich und ihren erwachsenen, aber geistig zurückgebliebenen Sohn durch den Verkauf von Fischen, mit denen sie von Haus zu Haus und von einem Bauernhof zum andern fuhr. Die Leute

hatten sie gern, sie bemitleideten sie, bewunderten ihr rühri-
ges, unermüdliches Wesen und zerbrachen sich im stillen die
Köpfe darüber, was aus dem armen, blöden Jungen werden
sollte, wenn seine Mutter einmal nicht mehr sein würde, die
gegenwärtig etwa fünfzig Jahre zählte.

„Wahrhaftig, Maaten, es heißt geradezu die Dorsehung
versuchen!“ rief einer der Männer der ersten Gruppe. „Ihr
sollt's sehen, er geht morgen früh unter Segel, denn er fragt
nicht, ob's Freitag oder Sonnabend ist. Ich gehe nicht mit,
das ist ganz sicher; wer am Freitag aussegelt, über den kriegt
der Teufel Gewalt.“

„So ist's, Mann!“ rief Mine Pophusen von ihrem Kar-
ren herüber, die bei allem Feilschen um die Fische diese Worte
doch gehört hatte, „was aber der Ivan Karrach sich in den
Kopf gesetzt hat, das tut er, mag nun die Dorsehung oder
sonst wer dagegen sein. Es kann kein gutes Ende mit ihm
nehmen. Es wird ihm leid werden diesmal, dafür wird das
schlechte Wetter sorgen, das sich dort hinten über dem Dor-
land zusammenbraut. Merkt auf meine Worte!“

Die Leute schauten nach der angedeuteten Richtung und
schüttelten bedenklich die Köpfe, obschon noch keine Anzeichen
einer Wetterveränderung bemerkbar waren.

Kapitän Karrach, der, dem alten Seemannsglauben zum
Trotz, daß man am Freitag keine Reise beginnen sollte, mor-
gen auszufegeln entschlossen war, hatte in Abbehauersleth
keinen Freund. Zwei von der Mannschaft waren stehenden
Fusses wieder an Land gegangen, sobald ihnen seine Absicht
bekannt geworden war.

Mine Pophusen hatte sich von neuem eifrig dem Geschäft
zugewendet, und daher gewährte sie Radbod Falk nicht, der
auf dem Platze erschienen war und die Seeleute fragte, wo der
Kapitän Karrach zu finden wäre.

„Der sitzt mit Reeder Quense in der Hafentaverne,“ be-
schied ihn einer der Männer.

Radbod dankte und entfernte sich wieder.

Die Hafentaverne war das größere der beiden Wirts-
häuser, deren Abbehauersleth sich rühmen konnte. Sie be-
fand sich in der Mitte der Hauptstraße und unterschied sich
von den übrigen Häusern nur durch ein verwiltertes Schild
mit zwei hellblauen Heringen darauf, einem verrosteten
Schiff als Wetterfahne auf dem Giebel und einer Reihe von

Pfählen vor der Front, an die an Markttagen das Vieh angebunden wurde.

Nikolas Quense schickte sich mit Karrachs Hilfe gerade an, seinen dicken Schimmel zu besteigen, als Radbod vor dem Hause anlangte.

„Wir verstehen uns also, Karrach,“ sagte der Reeder mit gedämpfter Stimme und den anderen verständnisinnig anblinzeln. „Weder mir noch Ihnen sollt's ein großer Verlust sein, wenn dem alten Kasten was zustieße. Und vor dem jungen Menschen, dem Falk, habe ich Sie gewarnt; der hat eine Art, seine Nase in alles zu stecken, die Ihnen unangenehm werden könnte.“

„Ich weiß genug,“ antwortete der Schiffer in schleppendem, phlegmatischem Tone.

„Das ist doch aber merkwürdig! Da kommt der Junge selber. — Sieh da, Radbod! Ich habe eben mit Kapitän Karrach gesprochen und alles abgemacht. Du kannst nun aber auch noch mit ihm reden, ich sehe Dich dann zu Hause, wenn Du Deine Siebensachen holst. Guten Abend auch, Karrach, und eine glückliche Reise!“

Der dicke Schimmel trabte mit seinem Herrn gemächlich die Straße hinauf.

„So, Ihr seid also der Mann,“ sagte Karrach zu Radbod, als Begrüßung seinem großen, von roter, buschiger Mähne umstarrten Kopf einen kurzen Ruck nach vorn gebend.

Der Schiffer war ein breiter, vierschrotiger Mensch, zottig von Haar und Bart, stieräugig, stumpfnasig und von jener dunkelrosigen Gesichtsfarbe, die bei Leuten von heller Hautfarbe die Wetterbräunung vertritt.

„Ja,“ antwortete Radbod. „Ich bin der Mann. Passe ich Euch?“

Die Stieraugen des Schiffers rollten über ihn hin, von oben nach unten und wieder aufwärts.

„Ihr fürchtet Euch nicht, am Freitag auszufegeln?“

„Nein.“

„Dann paßt Ihr mir. Kommt an Bord, sobald Ihr könnt; ich will noch vor Mitternacht Anker hieven und Segel setzen, um den Bangbüßen das Maul zu stopfen, die vor dem Freitag Angst haben. Also eilt Euch, Mann; verstanden? Fardohmi!“

Mit dem letzteren Ausdruck pflegte Kapitän Karrach

jeden Satz zu endigen, dem er einigen Nachdruck verleihen wollte.

Der Reeder hatte augenscheinlich alles so genau mit dem Schiffer verabredet, daß für den jungen Mann nichts mehr erübrigte, als sich an Bord zu begeben.

Anfänglich hatte Radbod nicht recht begreifen können, aus welchem Grunde sich der alte Quense so sehr für seine Angelegenheiten interessierte, nachdem sie sich doch in so wenig freundlicher Weise von einander getrennt hatten. Das Rätsel fand jedoch seine Lösung, sobald er sich daran erinnerte, daß der Alte jede ihm unangenehme Sache stets so zu drehen wußte, daß er schließlich die Rolle eines Märtyrers dabei spielen konnte. Er tat dies, um seinen Ruf als frommer, wohlmeinender und menschenfreundlicher Christ dadurch zu befestigen und zu verstärken.

Radbod lächelte, als ihm das klar ward. Er eilte nach dem Reederhof zurück, schnürte seine Habseligkeiten — viel waren es nicht — in ein Bündel, und dann verabschiedete er sich von den Hausbewohnern.

Zuerst von Frau Siefken, der Wirtschafterin, einer Witwe in den besten Jahren, die sich lange mit der Hoffnung getragen hatte, eines Tages Frau Quense zu werden. Die brave Dame war ganz erstarrt, als Radbod ihr seinen Entschluß eröffnete; gleich darauf aber machte sie sich in eifriger Hast daran, die Taschen des jungen Mannes mit so viel Eßwaren zu füllen, daß er mindestens in den ersten paar Tagen nicht zu verhnugern brauchte.

Dann sagte er dem alten Quense Lebewohl. Derselbe spielte, wie er vorausgesehen, den Gefühlsmenschen; er gab sich sogar den Anschein, von der Trennung aufs tiefste ergriffen zu werden, und immer wieder betonte er, wie schmerzlich er beklage, daß Radbod nun durchaus dieses Haus verlassen wolle, in dem er doch aufgewachsen und mit solcher Liebe behütet worden war.

Der junge Mann unterbrach ihn kurz durch einen Hinweis auf ihre jüngste Unterredung.

„Das ist aber merkwürdig!“ rief der Reeder mit einem Seufzer, indem er seine Dose zu Hilfe nahm. „Nun, so geh nur; aber erinnere Dich meiner Worte: Lange, lange wirst Du wandern können, ehe Du ein Heim wiederfindest, wie das, was Dir jetzt so wertlos erscheint!“

„Für das, was Sie für mich getan haben, weiß ich Ihnen Dank, Herr Quense,“ erwiderte Radbod in seiner offenen Weise. „Für das, was Sie hätten tun können — doch, ich hatte kein Recht, so etwas von Ihnen zu erwarten.“

Damit ging er schnell hinaus; als er die Tür zumachte, rönte ihm noch der krächzende Ruf: „Das ist aber merkwürdig!“ in die Ohren.

Die Knechte und Mägde des Hofes, die theils die von den Feldern heimgebrachten Pferde abschrirten, theils sich an das Geschäft des Melkens machten, hörten die Kunde von Radbods Weggang gleichfalls mit Erstaunen und Bedauern, denn er war allen ein gütiger Vorgesetzter und wahrer Freund gewesen. Er schüttelte allen die Hände und eilte dann hinaus auf die Landstraße. In den Ställen und Scheunen aber bildeten die guten Eigenschaften, die der Scheidende besessen, und auch sogar einige, die er nicht besessen, bis in die Nacht hinein den Stoff der Unterhaltung.

Gegen zehn Uhr abends langte er unten am Hafen wieder an. Eben hatte er die Laterne der Brigg erspäht, als ihn jemand am Arm ergriff.

„Hallo, wer ist das?“

„Ich bin's Mine Pophusen,“ antwortete die laute Stimme der Fischfrau. „Schon eine ganze Stunde habe ich hier auf Dich gewartet, Radbod Falk.“

„Ihr habt auf mich gewartet, Mine? — Was soll's?“

Die Frau faßte seinen Arm fester.

„Adam Sinnewehrt hat mir gesagt, daß Du an Bord des Graf Peter gehen willst.“

„Das ist richtig. Ich bin gerade auf dem Wege. Die Brigg geht heute nacht in See. Was soll's?“

„Geh nicht mit Ivan Karrach,“ sagte das Weib leise und dringlich.

„Warum nicht, Mine?“

Er konnte kaum ein Lachen unterdrücken.

„Du wirst meinen, laß das alte Weib schwagen,“ fuhr sie in demselben ernstern, dringenden Ton fort, „aber laß Dich warnen! Du willst die Bertha heiraten wenn Du wiederkommst; segelst Du aber mit jener Brigg, dann kommst Du nimmer wieder.“

„Laßt Euch doch nicht auslachen, Mine! Warum ist die Brigg nicht so gut als jedes andere Fahrzeug?“

„Weil die Brigg untergehen muß.“

„Untergehen muß?“

Radbod wußte nicht, ob er lachen oder sich fürchten sollte. Das Weib redete in vollstem Ernst, ihre Worte verfehlten ihren Eindruck auf ihn nicht, aber leerer Worte wegen durfte er von seiner Verpflichtung nicht zurücktreten.

„Woher wißt Ihr das, Mine?“ fragte er.

Seine Ungläubigkeit schien sie aufzubringen. Sie stieß seinen Arm zurück.

„Mehr kann ich nicht sagen, ich will's auch nicht,“ versetzte sie schroff, indem sie ihr grobes Tuch fester um sich zog. „Wär' mir's nicht um die Bertha, dann hätte ich Dir gar nichts gesagt. Gehst Du an Bord des Graf Peter, dann wird Bertha Linnewehrt nimmermehr Deine Frau. Nun weißt Du's.“

„Wenn die Brigg in Gefahr kommen sollte, dann muß ich um so notwendiger an Bord gehen; vielleicht kann ich sie retten und dadurch meine Schuld an Nikolas Quense auf einmal abtragen.“

Mine Pophusen lachte höhnisch.

„Tu was Du willst,“ sagte sie. „Meine Schuldigkeit habe ich getan.“

„Laßt's gut sein, Mine, und lebt wohl. Sagt nur der Bertha, ich käme wieder, was dem Graf Peter auch zustoßen möge.“

Er erhielt keine Antwort. Noch ehe er ausgeredet hatte, war das Weib bereits in der Finsternis verschwunden.

„Brigg ahoi!“ rief Radbod über das Wasser.

Ein antwortender Ruf, ein dumpfes Polstern, dann kam ein Boot, welches den jungen Mann an Bord brachte.

Hier war bereits alles in voller Arbeit, an der Radbod sogleich teilnahm. An Mine Pophusens Warnung dachte er nicht mehr.

Ein frischer Landwind hatte sich aufgemacht, und bald war die Brigg aus dem Hasen hinausgeglitten.

„Sie geht!“ rief Ivan Karrach gröhrend. „Sie geht! Hol der Teufel den Freitag! Diesmal haben wir ihn betrogen — Fardohmi!“

So war's; denn als die Segel sich straffer zu füllen begannen, da trug der Wind Glockentöne über das Wasser — die Uhr auf dem Kirchturm zu Abbehauserfleth verkündete die Mitternachtsstunde.

Diertes Kapitel.

Seit dem frühen Morgen waren schwere, graue Wolkenmassen eiligen Fluges unter dem Firmament dahingefagt. Heftige Regenschauer hatten in Zwischenräumen die Gassen des Städtchens reingespült und die Landleute und ihre Weiber, die Viehhändler, Fuhrleute und Knechte durchnäßt, die sich zum Markttage eingefunden hatten.

Das Geschäft ging schlecht, ausgenommen in den beiden Wirtshäusern, deren Gaststuben voll Wasserdunst hingen, der sowohl den gefüllten Groggläsern, als auch den dampfenden, nassen Kleidern der Gäste entstieg. Unter Torwegen und an sonstigen geschützten Orten drängten sich fröstelnde Menschen, das Vieh aber stand triefend unter freiem Himmel. Es war daher kein Wunder, daß jeder sobald als möglich das Nötwendigste zu erledigen und dann wieder heimzukommen suchte.

Die Frauen der Fischer aber ließen besorgte Blicke über die See hinaus schweifen, wo die Wogen sich in wirrem Getümmel überstürzten und den zornigen weißen Schaum tosend gegen den Strand und die Steinquadern des Piers anschleuderten.

Auch Bertha befand sich unter den Geängsteten, denn schon lange vor Tagesanbruch hatte auch Vater Linnewehrt sich trotz des drohenden Wetters in seinem Boot hinausgemacht. Zu Hause aber lag klagend die Mutter, deren Zustand bei solchem Witterungswechsel sich auch immer noch erheblich verschlimmerte.

Sie hatte die Tochter unablässig gefragt, ob denn noch keine Anezichen von des Vaters Rückkehr zu erspähen wären, und Bertha war immer wieder um das Haus herumgelaufen, um über die stürmische See hinaus zu lugen. Boote genug kamen wie fliehende Möven heimwärts gesegelt, aber des Vaters Fahrzeug vermochte sie darunter nicht zu entdecken.

Am Nachmittag bezog sich der Himmel noch finsterrer; ein dichter, regennasser Nebel lagerte sich über das Land und Meer, so daß sie über den Strand hinaus nichts mehr er-

kennen konnte. Die ängstliche Unruhe der Mutter erfüllte auch sie mit banger unbestimmter Furcht. Wohl war der Vater schon in manchem Sturm draußen auf dem Meere gewesen, noch nie aber hatte sie sich so um ihn gebangt wie heute.

Seit Radbods Abschied waren bereits einige Wochen vergangen, und es schien, als habe sie seitdem einen großen Teil ihres früheren Mutes eingebüßt. Jedenfalls klopfte ihr Herz jetzt bei dem Gedanken an Schiffbruch und sonstiges Unglück auf hoher See ängstlicher als je zuvor.

„Ist denn noch nichts vom Vater zu sehen?“ fragte die schwache Stimme der Leidenden aufs neue, als Bertha beim Beginn des Abendunkels ein Talglöckchen anzündete und als ein schwaches Feuerzeichen für den Abwesenden in das offene Fenster stellte.

„Er kann nun nicht mehr lange ausbleiben, Mutter,“ war Berthas tröstende Antwort. „Möglich ist's zwar auch, daß er hinter dem Dorland in Möllenort binnenläuft und die Nacht dort bleibt.“

„Hast recht, Kind, das hat er früher bei schwerem Wetter öfter getan,“ murmelte Frau Linnewehrt, als wolle sie mit diesen Worten eine Ueberzeugung bekämpfen, die sich in ihren Gedanken festzusetzen drohte. „Hast recht, Kind, so wird's sein.“

Das Brausen des Sturmwindes und das donnernde Tosen des Meeres wurde bald so stark, daß Mutter und Tochter sich kaum noch gegenseitig mit Worten verständigen konnten. und ein Pochen an die Tür mußte dreimal wiederholt werden, ehe Bertha darauf aufmerksam wurde. Dann aber blickte sie erschrocken auf und sah zur Mutter hinüber, ob diese das Pochen wohl auch vernommen habe.

Die Kranke hatte ein feines Ohr; ihr abgezehrtes Antlitz wendete sich der Tür zu, als lausche sie angestrengt auf die Bestätigung eines vorgeahnten Schreckens.

„Draußen klopft jemand,“ sagte Bertha, scheinbar gleichgültig die Hand auf die Klinke legend.

Ein heftiger Windstoß fuhr zur geöffneten Tür herein; das Licht erlosch und in der Finsternis konnte sie den Einlaß Begehrenden nicht erkennen.

„Wer ist da?“ fragte sie; die Stimme hegte ihr, trotz ihrer Selbstbeherrschung.

Sie suchte sich einzureden, daß es ein verirrter Wanderer sein werde, der das Licht gesehen habe und sich nun nach dem Wege erkundigen wolle.

„Ich bin's, Bertha,“ antwortete eine freundliche Männerstimme. „Im Augenblick bin ich drin — ich will nur noch meinem Braunen an den Pfahl hier binden.“

Sie erkannte die Stimme, obgleich dieselbe heute einen anderen Klang hatte als sonst — einen Klang, der all ihren unbestimmten Befürchtungen jetzt eine bestimmte Gestalt verlieh. Hastig schloß sie die ins Hinterzimmer führende Thür, und dann zündete sie das Licht am Herdfeuer wieder an. Gleich darauf stand der Angekommene neben ihr in der Küche.

Derselbe war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann in der Kleidung der wohlhabenden Bauern jener Gegend. Sein Rock triefte vor Nässe, und als er den breitrandigen Hut abnahm, entblökte er einen massiven, ausdrucksvollen Kopf mit dichtem, bereits ergrauendem Haar und hoher, klarer Stirn. Sein Gesicht zeigte nichts Ungewöhnliches, aus seinen blauen Augen aber leuchtete ein fester, männlicher Wille und ein warmes, menschenfreundliches Herz. Er hatte das fünfzigste Lebensjahr bereits hinter sich, beurteilte man ihn aber nach seiner lauten, herzhaften Stimme, nach seinem Lächeln und nach seiner prachtvoll entwickelten Muskulatur, dann hielt man ihn kaum für einen angehenden Dierziger.

Bertha erkannte bei dem ersten Blick auf sein Gesicht, daß sich etwas zugetragen hatte; sie erbleichte, denn gerade in diesem Moment fuhr der Sturm mit wildem Gestöhn um das erzitternde Haus.

Sie wartete auf das, was der Ankömmling ihr zu sagen haben würde. Es entging ihr nicht, daß derselbe unnötig lange seinen Hut schüttelte und schwang, wobei er halblaute und unverständliche Aeußerungen über den Regen und die Finsternis hören ließ.

Es entging ihr auch nicht, daß sein Auge dem ihren nicht so frank und stetig wie sonst zu begegnen vermochte; schnell schritt sie daher zur Thür und schaute suchend und forschend in die Dunkelheit hinaus.

Unten, in einiger Entfernung flackerten zwei Lichter durch den Nebel, dieselben näherten sich dem Hause. Ein

schwindelndes Wehgefühl überkam sie und sie mußte die Hand auf das Herz pressen.

Der Mann war ihr gefolgt; er faßte sie sanft am Arm und zog sie von der Thür zurück. Wortlos kehrte sie ihr bleiches Antlitz gegen das seine; sie erschauerte wie im Fieberfrost.

„Sie brauchen mir nichts zu sagen, Herr Brumund,“ begann sie leise und tonlos, dabei aber einen scheuen Blick nach der Thür der Hinterzimmers werfend, in welchem die Mutter lag. „Ich weiß alles. Der Vater ist ertrunken.“

„Nein, Bertha, nein,“ entgegnete er, „so schlimm ist es nicht.“

Sie ergriff seine Hand und starrte ihm ins Auge, als wollte sie die Wahrheit, die er ihr etwa verbarg, dort herauslesen.

„Wen — was bringen die Leute denn dort?“

„Ihren Vater; aber sehr schlimm ist's nicht mit ihm. Er kam munter und gesund mit seinem Boot an den Strand, da aber gab die See dem Fahrzeug noch einen Stoß von achtertern, so daß Adam Linnewehrt, der gerade mittschiffs auf einer Ducht stand, nach vorn fiel und sich ein wenig verletzte. Wie gesagt, schlimm ist's nicht, höchstens ein Armbruch oder so was.“

„Wissen Sie das genau? — Nichts Schlimmeres?“

„Sie können mir's glauben. Ich wollte gerade vom Markt heimkehren, da hörte ich, daß Linnewehrt zu Schaden gekommen war. Ich lief hinunter und brachte den Doktor mit; der hat ihn bald ein wenig zurechtgekriegt, und dann haben wir ihn auf Mine Pophusens Fuhrwerk geladen und nun bringen sie ihn. Ich bin vorausgeritten, um Sie vorzubereiten, damit Sie nicht unnötig erschrecken sollten. Er ist schwach und mitgenommen, weil er eine schwere Fahrt vom Dorland herein gehabt hat. Darum sieht er vielleicht schlechter aus, als der Armbruch wert ist. Etwas Schlimmeres aber ist's nicht, darauf können Sie sich verlassen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Brumund,“ antwortete das Mädchen mit einem Aufschluchzen der Erleichterung, während Tränen ihre Augen füllten. „Ich will nun der Mutter Bescheid sagen, ehe die Leute hereinkommen.“

Frau Linnewehrt hatte sich auf den Ellenbogen gestützt

und starrte der Eintretenden weitgeöffneten Auges entgegen.

„Was ist's mit dem Vater?“ fragte sie.

„Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, Mutter; er ist im Boot gefallen und hat sich verletzt; Herr Brumund aber meint, es wäre keine Gefahr.“

In kurzen Worten gab sie eine Erklärung des Vorfalles.

„Gottes Wille geschehe!“ sagte die Mutter leise; damit sank sie in die Kissen zurück.

Hätte Bertha ihr des Vaters Tod berichtet, so würde sie sich mit denselben Worten in das Unvermeidliche ergeben haben. Ihr langes Leiden hatte sie gelehrt, allen Fügungen und Wechselfällen des Lebens, an denen sie doch keinen tätigen Anteil mehr nehmen konnte, mit unwandelbarer Demut über sich ergehen zu lassen.

Nach einer Weile erschien Mine Pophusen, in einer Hand die Laterne, in der anderen Adam Linnewehrts Jacke, die der Doktor demselben abgezogen hatte.

„Guten Abend, Frau Linnewehrt!“ rief sie, die Jacke auf einen Stuhl werfend. „Hier bringen wir Ihren Mann, er hat sich den Arm gebrochen. Sie brauchen aber deswegen nicht gleich zu schreien und zu jammern, dadurch wird's nicht besser.“

„Es war Gottes Wille,“ antwortete die Leidende mit schwacher Stimme.

„Na ja, mehr ist von Ihnen nicht zu erwarten. Hier, Bertha, komm her, Mädchen, laß uns sehen, wo wir Deinen Vater hinlegen.“

Sie redete so laut und schnell und geschäftig, als habe sie eine Ladung Fische unterzubringen. Bertha ging mit ihr vor die Thür, wo der Karren bereits zum Stillstand gekommen war. Einer der Männer hielt die Laterne empor, während Brumund und ein Dritter sorgsam und vorsichtig den Verletzten von seinem Strohlager hoben. Sie trugen ihn in die Küche und legten ihn hier auf seiner Tochter Bett. Er war bei vollem Bewußtsein und stöhnte vor Schmerz.

Nunmehr jagte die energische Mine alle Männer ohne Umstände aus der Küche hinaus und dann bettete sie den alten Fischer mit Berthas Hilfe so bequem und sorglich, als die Umstände dies zuließen. Dabei unterrichtete sie das Mädchen über die Anweisungen, die der Doktor gegeben hatte, fügte

noch einige aus ihrem eigenen Kopfe hinzu und schickte sich endlich zum Heimweg an.

„Weiter können wir vorläufig für ihn nichts tun,“ sagte sie. „Wir müssen's abwarten. Sobald ich kann, komme ich wieder und sehe nach dem Rechten.“

Bertha versuchte, ihr unter Tränen zu danken.

„Schon gut,“ entgegnete Mine kurz und trocken. Sie nahm ihren Esel beim Kopf und drehte ihn und den Karren der Landstraße zu. Dann schien ihr noch ein Gedanke zu kommen. Sie lief zu Bertha zurück und ließ das Licht der Laterne voll auf des Mädchens Antlitz fallen.

„Hast Du noch nichts von Radbod gehört?“ fragte sie.

Berthas Gedanken waren nie weiter von Radbod entfernt gewesen, als in dieser Stunde des Unglücks, wo ihr ganzes Herz nur um den Vater bangte. Die unverhoffte Frage, die sie so plötzlich zu dem zurückbrachte, der ihrem Herzen am nächsten war, dazu der heulende Sturmwind und das dumpfe, donnernde Brausen der tobenden See — alles das versetzte ihr gleichsam einen Stoß, und der Ausdruck unterdrückter Sorge auf ihrem Gesicht wich dem eines schnellen Schreckens.

„Nein, noch nicht. — Wißt Ihr etwas von ihm?“

Das Fischweib zögerte etwas mit der Antwort.

„Nichts weiß ich,“ sagte sie endlich. „Ich weiß nur, daß vom Graf Peter von Oldenburg keine Nachricht gekommen ist, seit er in See ging, und das ist schon manche Woche her. Was zu erfahren ist, wirst Du schon zeitig genug hören . . . Laß Dir übrigens raten und heiß den Cornelius Brumund heimreiten; es ist schon spät und die Leute könnten allerlei denken und reden, wenn ein Junggeselle, und wär's auch ein so alter, zu solcher Nachtzeit bei Dir im Hause bleibt.“

„Der Brumund — der ist ja schon längst fort!“

„Das ist er nicht. Dort steht ja sein Brauner noch angebunden. Gute Nacht, Bertha. Komm, Peter, und sieh Dich vor, wo Du hintrittst.“

Peter war der Name des Esels, den Mine Pophusen jetzt beim Gebiß nahm und langsam fortführte, wobei sie ihm mit der Laterne sorglich den Weg beleuchtete.

Bertha stand in der Thür und schaute dem Lichte nach, bis dasselbe in der Finsternis unsichtbar wurde; dann fuhr

sie mit der Hand über das Gesicht, als erwache sie aus einem Traum.

„Ich weiß nicht, wie mir heute abend ist,“ sagte sie zu sich selber, noch immer stumpf ins Dunkle hinausstarrend. „Ich erinnere mich, daß mir als Kind so zu Mute war, wenn ich im Finstern nach der Scheune geschickt wurde und mich vor Spukgeistern fürchtete. Die Mine ist ein wunderliches Weib. — Was konnte sie im Sinne haben, als sie das sagte?“

Und wie um ihrer kindischen Furcht zu trozen, lief sie zur Ecke des Hauses, wo sie richtig den Braunen an einen Pfahl gefesselt vorfand, wie Mine gesagt hatte. Jetzt wußte sie auch, wo sie den Eigentümer des Pferdes zu suchen hatte. Sie eilte in die Küche zurück, und hier vernahm sie schon Cornelius Brumunds tiefe, wohl lautende Stimme aus dem Zimmer der Mutter.

Derselbe hielt sich nicht länger auf, als er vernahm, daß Adam Cinnewehrt in Schlaf gesunken war. Er sagte der Mutter noch einige freundliche, beruhigende Worte und schritt dann leise zur Haustür. Hier faßte er sanft Berthas Hand und zog das junge Mädchen einen Schritt über die Schwelle hinaus.

„Bertha,“ begann er hier mit einer Stimme, deren Unsicherheit ihr eigentümlich auffiel. „Sie müssen mir etwas versprechen.“

„Was wäre das, Herr Brumund?“

„Geben Sie mir Ihr Wort, sich an mich wenden zu wollen, wenn's Ihnen im Hause an etwas fehlen sollte. Ihr Vater liegt darnieder und es wird lange dauern, ehe er wieder was erwerben kann; Ihre Mutter braucht ebenfalls Abwartung und Pflege — da wird's bald an allen Ecken und Enden fehlen; es kann ja nicht anders sein. Wollen Sie es mir versprechen?“

Sie zögerte, sie wußte nicht, weswegen; sie mußte an Mine Pophusens Worte denken und zugleich auch an Radbod und an den Graf Peter von Oldenburg.

„Ich möchte Ihnen nicht lästig fallen, Herr Brumund —“

„So dürfen Sie nicht reden, Bertha, wenn Sie nicht wollen, daß ich nie wieder hier herkommen soll!“

„So will ich denn tun, was Sie wünschen, Herr Brumund.“

„Das hör' ich gern. Aber schieben Sie's nicht zu lange auf, das hieße, mich um eine Freude bringen. — Schicken Sie nach Neuenkoop, wenn Sie etwas brauchen, oder wenn ich kommen soll — ich bin immer zu Ihren Diensten.“

Er bot ihr freundlich „Gute Nacht“, dann schwang er sich auf seinen Braunen und trabte schnell davon.

Fünftes Kapitel.

Berthas zögernde Zurückhaltung dem freundschaftlichen Anerbieten Cornelius Brumunds gegenüber hatte ihren Grund in einer gewissen Scheu gehabt, mit der sein Benehmen sie erfüllt hatte.

Brumund war nicht der Mann, der aus seinen Empfindungen lange ein Hehl machte. Wenn er jemand zugetan war, so zeigte er das, und wenn er gegen jemand eine Abneigung hatte, so hielt er auch damit nicht hinterm Berge. Eine Abneigung hegte er zum Beispiel gegen Nikolas Quense, den reichen Schiffsreeder, und wenn dieser auch der Besitzer eines großen Theils der Ländereien war, so hatte der erstere dennoch nie ermangelt, dem alten Quense bei jedem Anlaß seine Geringschätzung an den Tag zu legen. Brumund aber war der tüchtigste Landwirt in Ostfriesland, seine Besitzung Neuenkoop war eine Musterwirtschaft, und da auch das Pachtgeld, eine sehr ansehnliche Summe, an jedem letzten Tage des Vierteljahres Schlag zwölf Uhr mittags auf des Reeders Tisch lag, so tat dieser, als wisse er von nichts und war mit allem zufrieden.

Der Großbauer von Neuenkoop hatte die schöne Fischers-tochter in sein Herz geschlossen. Er hatte sie aus einem frischen, gesunden Kinde zu einer stattlichen, arbeitsamen Jungfrau heranwachsen sehen und sich schließlich nicht verschwiegen, daß dieselbe wie geschaffen war, einen wackeren Mann als Hausfrau hoch zu beglücken. Bald auch wurde ihm klar, daß er

selber der wackere Mann gewesen, den er bei dieser Erkenntnis im Sinne gehabt.

Cornelius sagte sich, daß er überglücklich sein würde, wenn Bertha Sinnewehrt einwilligen könnte, die Herrin von Neuenkoop zu werden. Er war ein wohlhabender Mann, eine ansehnliche Persönlichkeit, und wenn er, seinen Jahren nach, auch nicht mehr der Reihe der jugendlichen Liebhaber beizuzählen war — der Unterschied zwischen seinem Alter und dem des Mädchens bezifferte sich auf volle dreißig Jahre — so mußte er dennoch für einen Mann in bester Vollkraft gelten, der es gut und gern noch zu weiteren dreißig Jahren bringen konnte, um dann eine wohlversorgte Witwe zu hinterlassen.

Trotz alledem aber war er sich der zwischen ihm und dem Mädchen obwaltenden großen Ungleichheit des Alters doch recht peinlich bewußt. Er hatte versucht, seine Leidenschaft zu überwinden, dieselbe aber war nur desto stärker und unbeswinglicher geworden, bis sie jenen Höhepunkt erreicht hatte, auf welchem sie alle anderen Erwägungen unbeachtet läßt und den Liebenden gegen die Folgen jeglicher Art blind macht.

Noch hatte er weder zu Bertha noch zu deren Eltern ein Wort über seine Neigung gesprochen, und er war überzeugt, daß niemand etwas davon ahnte. Allein Frau Sinnewehrt trug sich schon lange mit der stillen Ueberzeugung, daß ihre Tochter Großbäuerin werden konnte, wenn sie nur zugreifen wollte, und daß auch sie selber auf Neuenkoop viel besser aufgehoben sein würde, als hier in der armseligen Fischerhütte.

Ähnlich war's mit Bertha. Dem Mädchen waren die sehnsuchtsvollen Blicke nicht entgangen, mit denen Brumund sie in jüngster Zeit zu beobachten pflegte, und obgleich jegliche Eitelkeit ihr fern lag, so erklärte ihr dennoch ein geheimes Ahnen die Bedeutung und Ursache solcher Blicke.

Sie bemühte sich, ihm durch vermehrten und formvolleren Respekt zu erkennen zu geben, daß er sich keine Hoffnung machen dürfe, sie jemals zu gewinnen, und dies war auch der Grund, weswegen sie sich fürchtete, irgend eine Gefälligkeit oder Hilfe von ihm anzunehmen.

Cornelius Brumund aber verstand dies nicht, und so würde er auch bereits einige Wochen vor Adam Sinnewehrts Unfall mit seiner Werbung hervorgetreten sein, wenn nicht zufällig Rabbod Falk zwei Tage vor dessen Unterredung mit

Nikolas Quense ihm anvertraut hätte, daß er und Bertha einander zu heiraten gedächten.

Radbod war ganz verblüfft gewesen über Brumunds schroffe Frage, ob er der Einwilligung des Mädchens auch gewiß sei, und über die Hast, mit welcher derselbe sich dann, nach kaum verständlichem Glückwunsch, davon gemacht hatte.

Der Großbauer aber war an jenem Tage mit tiefgebeugtem Kopfe nach Hause gegangen, in einer Haltung, in welcher ihn niemand seit dem Begräbnis seiner Mutter, also seit zwanzig Jahren, wieder gesehen hatte.

Während der folgenden Woche wurmte er wie abwesend in der Wirtschaft herum, so daß jeder Knecht und jede Magd merkte, daß mit dem Herrn etwas nicht richtig war. Als aber die Haushälterin endlich die Frage an ihn richtete, ob ihm etwas fehle, da ermannte er sich; von Stund' an wurde es besser mit ihm soweit sich dies, seinem äußeren Auftreten nach, beurteilen ließ.

Er hatte alle Kraft seiner Mannesnatur zusammengefaßt und bei sich Einkehr gehalten. Er wollte sich nunmehr damit zufrieden geben, das Mädchen glücklich zu wissen, ihr auch, wenn möglich, zum Glück zu verhelfen. Wenn durch sein Zutun ihr Leben angenehmer und sorgloser gestaltet werden könnte, als ohne dasselbe; wenn er sie ab und zu lächeln und sich ihres Daseins erfreuen sehen durfte, dann wollte er sich begnügen. In diesem Sinne beschloß er, Radbod Falk bei der Einrichtung des Huderhofes zu unterstützen und dem jungen Manne auch sonst mit allen Mitteln beizustehen, diesem und Bertha zu Liebe und dem alten Quense zum Troß.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich ruhiger, und die düstere Nacht der Enttäuschung wich aus seiner Seele.

Radbod Falk aber erhielt den Huderhof nicht, und ehe noch Cornelius Brumund Gelegenheit finden konnte, den jungen Mann zu sehen und ihm anderweiten Beistand anzubieten, der die Pläne desselben in gänzlich andere Bahnen gelenkt haben würde, war dieser an Bord des Graf Peter in die weite Welt gesegelt.

Cornelius erhielt die Nachricht durch Adam Linnewehrt. Er war erstaunt, fast betroffen, aber sein Entschluß wankte nicht. Es kam ihm nicht in den Sinn, aus des Nebenbuhlers Abwesenheit Vorteil gewinnen zu wollen.

Der Seefahrer mußte eines Tages wieder zurückkommen und dann wollte er dem jungen Paar eine Heimstätte bereiten helfen. Bis dahin stellte er sich die Aufgabe, über Berthas Wohlergehen zu wachen und ihr beizustehen, wenn die Veranlassung dazu sich bot.

Bertha hatte die Empfindung erkannt, die er ihr gegenüber hegte; von seinem Kampf und seiner Entsagung aber wußte sie nichts, und deshalb legte sie allem, was er sagte und tat, eine unrichtige Bedeutung bei. Wohl hatte sie ihm versprochen, sich im Falle der Not an ihn zu wenden, aber sie war entschlossen, es zum Äußersten kommen zu lassen, ehe sie sich zu diesem Schritt bequeme.

Der Morgen nach dem Sturm war nebelig und rauh; der Wind hatte zwar nachgelassen, aber noch immer wollte die See sich nicht legen, und vom Strande tönte es herauf wie ein dumpfes Klagen über das in der vergangenen Nacht angerichtete Unglück.

Mit Tagesanbruch erwachte auch der Fischer aus seinem unruhigen Schlaf. Er sieberte und er war durstig; Bertha meinte, daß ein Topf frische Milch das Erquickendste für ihn sein würde.

Sie lief in den Stall und war nicht sonderlich erstaunt, als sie die Verwüstungen wahrnahm, die der Sturm an dem leichten Bauwerk vollführt hatte. Die Thür war aus den Angeln gerissen und lag am Boden. Als sie aber eintrat, wollte sie ihren Augen nicht trauen. Die Kuh war verschwunden.

„Die Kette wird sich gelöst haben und da ist sie hinausgelaufen ins Gras,“ sagte Bertha nach der ersten Ueber- raschung zu sich selber.

Sie suchte die Kuh allenthalben, sie schaute die Landstraße und die Felder hinauf und hinab; vergebens. Dann kam ihr der Gedanke, daß das Tier irgendwo ins Wasser geraten und ertrunken sein könnte.

Sie rannte den weiten Weg zum Strande hinab, suchte nach Hufspuren, fand aber keine. Atemlos kehrte sie zum Stall zurück. Unweit desselben, im weichen Boden, entdeckte sie Eindrücke der gespaltenen Hufe. Dieselben führten zur Landstraße. Daneben zeigte sich die Spur eines schweren Männerstiefels. Erst jetzt dachte sie an die Möglichkeit, daß ein Dieb die Kuh gestohlen haben könnte. Herumziehende Zigeuner hatten schon oft Hühner mitgehen heißen, aber der

Raub einer Kuh, die doch nicht in einem Sack oder auf einem Wagen versteckt werden konnte, war in ihren Augen eine kaum glaubhafte Ungeheuerlichkeit.

Halb betäubt und gänzlich ratlos kehrte sie in die Küche zurück. Der Fischer stöhnte und war bitter ungehalten und ungeduldig. Bertha reichte ihm einen Trunk Wasser, er aber forderte Milch. Da sah sie sich gezwungen, ihm mitzuteilen, daß die Kuh während der Nacht aus dem Stalle geholt worden war.

„Die Kuh haben sie aus dem Stalle geholt?“ fragte Adam Linnewehrt ungläubig und zornig. „Unsere Kuh?“

Dabei sah er die Tochter an, als wäre sie eine Mitschuldige der Spitzbuben.

„Sie sollen die Kuh weggeschafft haben?“ fragte er noch einmal. „Eine Kuh ist doch kein Kaninchen, das man bei den Ohren fortschleppt!“

Sie sagte ihm von den Spuren, die sie gefunden.

„Sie ist aus dem Stall gezogen und weggeführt worden,“ schloß sie. „Der Sturm aber war so laut, daß ich nichts Unrechtes draußen hören konnte.“

„Die Kuh ist fort!“ stöhnte der Fischer, knirschend vor Grimm und Schmerz. „Das ist ja nicht möglich!“

„Ich hoffe, daß sie sich wiederfinden wird, Vater. Wenn ich Dir Dein Frühstück gegeben habe, werde ich ausgehen und sie suchen.“

Die Kuh aber war und blieb verschwunden. Adam Linnewehrt schalt und stöhnte und klagte sein Geschick an, das ihm auf seine alten Tage solches Elend beschied. Die Mutter war eine zeitlang ganz stumm und starr, als Bertha sie aber in ihrem großen Lehnstuhl nach der Küche transportiert hatte, versuchte sie, Adam mit ihrem alten Spruche zu trösten, indem sie ihm vorhielt, daß das alles Gottes Wille sei.

Adam aber gab darauf nur wenig; Bertha fühlte sich kreuzunglücklich, und in dieser Stimmung fand Cornelius Brumund sie bei seinem nächsten Besuch.

Der energische Großbauer faßte die Sache sogleich am rechten Ende an. Er richtete zunächst die gebeugte Mutter auf, indem er einen Korb mit Schinken, Eiern und einer Flasche guten Wein vor sie hinstellte; dann nahm er sich Adams an und verhielt ihm, entweder die Kuh oder aber den Spitzbuben aufzutreiben.

„Der soll dann aber ins Loch!“ verschwor sich der Fischer grimmig. „Ins Loch soll er, weil er solch einen armen Schlucker, wie ich bin, bestohlen hat!“

Bertha dankte dem hilfreichen Freunde; sie beherrschte ihre Aufregung, die Spuren derselben aber waren auf ihren Zügen deutlich erkennbar.

„Keinen Dank, liebe Bertha,“ wehrte Brumund lächelnd ab. „Sie wissen, wie ich's meine. Nun dürfen Sie sich aber auch nicht mehr grämen. Sehen Sie doch, meinem Freund Adam hat der Aerger gut getan. Der kann nun hoffentlich in ein paar Tagen wieder aufstehen. Ich aber will jetzt den alten Rasselmann auffuchen, daß er uns wieder zu der Kuh verhilft.“

Rasselmann war der Gendarm des Bezirks, der einzige seiner Art auf diesem Teil der Küste, und daher nicht wenig stolz auf seine Würde.

Er nahm mit großem Ernste von dem ungewöhnlichen Vorfall Kenntnis und entwarf dann in aller Ruhe seinen Operationsplan. Kein Mensch aber wunderte sich im geringsten darüber, daß er schließlich weder die Kuh herbeischaffte noch auch den Dieb entdeckte.

Adam Linneweht mußte, trotz Brumunds zuversichtlicher Prophezeiung, noch wochenlang das Bett hüten; und nach des Doktors Ansicht sollten noch Monate vergehen, ehe er den Arm wieder gebrauchen konnte, und auch dann war's noch sehr zweifelhaft, ob er jemals wieder ganz arbeitsfähig werden würde, da dergleichen Verletzungen bei alten Leuten nur selten völlig ausheilen.

Eine trübe und schwere Zeit kam über die Bewohner des Fischerhäuschens. Bertha konnte es nicht über sich gewinnen, Brumund die wahre Lage der Ihrigen zu entdecken. Wohl ahnte dieser die Not der armen Leute, aber er wußte nicht, daß das junge Mädchen gezwungen war, ein Huhn nach dem anderen zu schlachten, um den Eltern Nahrung vorsetzen zu können, und daß sie mit tödlicher Angst dem Tage entgegen sah, an welchem auch der letzte Bissen fehlen mußte.

Sechstes Kapitel.

Auch an Bord des Graf Peter von Oldenburg arbeitete Radbod Falk für zwei. Er dachte an Bertha, an das Heim, welches er für sie schaffen wollte, und ließ sich nichts verdrießen.

Ivan Karrach beobachtete mit seinen großen, vorstehenden Ochsenaugen den neuen Matrosen mit stumpfer Beharrlichkeit. Er hatte gemeint, den Neuling erst zu dem Schiffsdienst heranzüchten zu müssen, allein es stellte sich heraus, daß Falk nicht nur mit den Obliegenheiten eines Vollmatrosen durchaus vertraut war, sondern auch in der Schiffahrtskunde sich leidlich zu behelfen wußte.

Es war schwer zu sagen, ob der Schiffer mit dieser Wahrnehmung zufrieden war oder ob nicht, denn sein schwammiges, rotumbuschtes Gesicht zeigte so wenig Ausdruck, wie das einer Kuh. Er redete wenig, trank aber destomehr. Der Schnaps schien jedoch keine andere Wirkung auf ihn auszuüben, als das Rollen seiner Glogaugen zu verstärken. Je mehr er von dem Feuerwasser zu sich nahm, desto schwerer wurde sein Tritt, aber auch desto fester.

Wittmarsch, der Steuermann, äußerte gegen Radbod, daß der Schiffer sich am nüchternsten zeige, wenn er am betrunkensten wäre.

Die Richtigkeit dieses anscheinenden Widerspruches bestätigte sich in vielfacher Weise; nach seinen schwersten Schnapsorgien entwickelte Karrach die größte Sorgfalt für die Brigg und forderte auch stets die strengste Pflichterfüllung von seinen Leuten. Er unternahm dann stets einen Inspektionsgang über das ganze Fahrzeug, und wenn er etwas falsch oder nur halb getan vorfand, dann ließ er ein wahres Ungewitter von Flüchen und Scheltworten über die Mannschaft los.

„Stockdumme, sündenfaule Wasserfriesen seid Ihr alle miteinander — Fardohmi!“ so schloß er jedesmal seine Strafreden und vergaß dabei ganz seine eigene Landeszugehörigkeit.

Die Besatzung der Brigg zählte, außer dem Schiffer, sie-

ben Köpfe — der Steuermann, Rabbod Falk, vier andere Matrosen und ein Junge. Rabbod hatte sehr bald bemerkt, daß die Leute den Schiffer ganz gern zu haben schienen, trotz der erwähnten Eigentümlichkeiten desselben.

Andererseits aber entging ihm auch die ablehnende Zurückhaltung nicht, welche die Leute gegen ihn an den Tag legten, und die zu seinem Leidwesen bald in ausgesprochene Abneigung überging. Er konnte keine Erklärung dafür finden. Er hatte von Anfang an offen und freundlich, wie dies ja in seiner ganzen Natur lag, mit ihnen verkehrt, trotzdem aber war es ihm nicht gelungen, ihr kameradschaftliches Wohlwollen zu erlangen; bald kam ihm sogar die bedrückende Ueberzeugung, daß man ihn mit Argwohn und Mißtrauen betrachtete, gerade als sei er mit schlimmen Absichten an Bord gekommen.

Dergeblich zerbrach er sich den Kopf über die Ursache dieses Benehmens der Leute; er prüfte sich selber und sein eignes Betragen, fand aber nichts. Sollte man ihm vielleicht übelwollen, weil er so bereitwillig an die Stelle des Mannes getreten war, der am Freitag nicht in See gehen wollte? wollte?

Ein anderer Grund konnte, soweit er sah, gar nicht vorliegen. Allerdings war's jämmerlich genug, ihn deswegen zu hassen und anzuseinden, da er ja doch die Reise mitgemacht hätte, auch wenn jener Mann an Bord geblieben wäre. Haß und Anfeindung aber waren vorhanden, dafür hatte er mannigfache Beweise. Die Leute mieden ihn absichtlich. Befanden sie sich in einer Unterhaltung, und er näherte sich zufällig, dann brachen sie sofort ab, und diejenigen, die soeben noch über einen Scherz gelacht hatten, wendeten sich um und machten sich mürrisch und finster wieder an ihre Arbeit.

Der Steuermann war der einzige, der noch eine Art von Verkehr mit ihm aufrecht erhielt, allein auch er behandelte ihn häufig genug kalt und kurz. Die ganze Sache war ein Rätsel, und bei dem Bemühen, dasselbe zu lösen, fiel ihm unwillkürlich Mine Pophusens Warnung wieder ein. Die ominösen Worte aber machten die Wirrnis nur noch dunkler.

Fünf Tage war die Brigg bereits in See. Ein dichter Nebel umgab das Fahrzeug wie eine undurchsichtige Mauer. Alle Mann mußten scharfen Ausguck halten, um Kollisionen mit anderen Schiffen zu vermeiden.

Radbod gewährte in seiner Nähe den Steuermann. Kurz entschlossen trat er an denselben heran.

„Steuermann Wittmarsch,“ begann er, „sagen Sie mir doch, was das mit den Leuten für eine Bewandnis hat. Die scheinen mich als eine Art von Wasserunhold zu betrachten, der an Bord Unheil anrichten könnte.“

Der Steuermann machte sich an einer Leine zu schaffen.

„So?“ sagte er langsam. „Ja — ich weiß nicht — es müßte denn sein, daß Ihr anders seid, als die übrigen Seeleute. Sie denken vielleicht, daß Ihr eigentlich nicht zu ihnen gehört.“

„Wie kommen sie aber dazu? Ich habe doch alles versucht, mich als guter Kamerad zu zeigen.“

„Mag sein, mag auch nicht sein. Die Leute wissen, daß Ihr mit dem Reeder befreundet seid, und da mögen sie wohl glauben, Ihr wäret an Bord gekommen, um zu spionieren und zu kundschaften, was hier getan und getrieben wird —“

„Was?“ rief Radbod lachend. „Ich, ein Spion? Ich, ein Freund des alten Quense? Na, die Leute sollten nur wissen, wie ich mit dem stehe und auf welche Art wir auseinandergekommen sind — da würden sie bald eine andere Meinung kriegen!“

„Das hör' ich gerne, Falk,“ versetzte der Steuermann, augenscheinlich erleichtert und unbefangener werdend, „denn sogar der Schiffer glaubt, Ihr wäret hier als Aufpasser, namentlich auch über ihn selber.“

„Zum Kuckuck mit ihm! Was denkt sich der Mann? Aber das soll nun bald alles in der Reihe sein.“

Radbod war empört darüber, für einen Aufpasser und Angeber gehalten worden zu sein. Er erzählte dem Steuermann, weswegen er zur See gegangen war und auch, warum er sich mit dem Reeder entzweit hatte.

Dieselben Mitteilungen machte er später auch den Matrosen und sein Verhältnis zu denselben wurde insolgedessen besser, als es bisher gewesen war.

Mit dem Schiffer hatte er gleichfalls eine Auseinandersetzung; ihm gegenüber aber zeigte er sich weniger rückhaltlos, als gegen den Steuermann und die Matrosen, denn Karack hatte keinen sonderlich vertrauenerweckenden Eindruck auf ihn gemacht. Derselbe hörte stumpf und unbeweglich zu, nur seine Augen rollten unablässig.

„Dann ist's ja gut,“ brummte er, als Radbod geendet hatte. „Wenn Ihr nicht der seid, für den wir Euch gehalten haben — um so besser Mann. Fardohmi! Wollt Ihr einen Schluck haben?“

Radbod lehnte den Hornbecher ab, der ihm halbvoll dargeboten wurde, aber er war froh, dem unleidlichen Zustand nunmehr ein Ende gemacht zu haben.

Darin sollte er sich jedoch täuschen.

Der Nebel war im Laufe des Tages dichter und dichter geworden, und der Schiffer hatte mit dem Nebel gewissermaßen Schritt gehalten; je undurchdringlicher dieser wurde, desto mehr sprach er dem Schnapstönnehen zu.

Der Abend begann zu dunkeln. Am Ruder stand ein Matrose namens Hovers. Plötzlich wurde die Brigg von einer schwarzen Masse überschattet, die noch dichter war als der Nebel. Schnell wie der Blitz sprang Radbod auf das Achterdeck und riß das Ruder nach Backbord herum, ehe Hovers noch ein Wort hervorzubringen vermochte; die Brigg wich von ihrem Kurse ab und schurte knarrend und knirschend an der Seite eines riesigen Schiffes entlang, das langsam vorbeikroch und dann im Nebel verschwand.

Einen Augenblick herrschte atemlose Spannung, dann aber brach ein wildes Geschrei und Schimpfen los, sowohl an Bord des unbekanntenen und wieder unsichtbar gewordenen Schiffes, als auch von seiten der Mannschaft des Grafen Peter. Das Stimmengewirr übertönte das Rauschen der Wogen und das Krachen in den Stengen und Rahen.

Als Kapitän Karrach an Deck kam, war die Gefahr vorüber. Er fluchte und wettete auf jeden los, der ihm in den Wurf geriet, dann aber zog er Radbod auf die Seite, um sich den Vorfall erklären zu lassen.

Der junge Mann berichtete kurz, wie er den dunklen Schatten bemerkt und sogleich geahnt habe, um was es sich handelte; besorgt, daß Hovers die Gefahr zu spät gewahren könnte, sei er ans Ruder geeilt, wodurch der drohende Zusammenstoß auch glücklich abgewendet wurde.

Keiner der Mannschaft befand sich nahe genug, um seine Worte verstehen zu können; die Leute standen in einer Gruppe beisammen, Hovers in der Mitte, und warfen finstere Blicke auf Falk, als argwöhnten sie, daß dieser sie bei dem Schiffer beschuldige und anschwärze.

Karrach schritt rollenden Auges auf Hovers zu, sein Gesicht unbeweglich, aber einen Strom von Derwünschungen auf den Lippen.

„Zum Teufel, Mann!“ rief er mit schwerer Zunge, „was fällt Euch ein? Warum habt Ihr das Ruder im Stich gelassen?“

„Ich habe das Ruder nicht aus der Hand gelassen,“ entgegnete der Matrose trotzig und verdrossen.

„Das lügt Ihr! Das lügt Ihr mir ins Gesicht! Hier steht Falk; wenn der nicht zugegriffen hätte, dann lägen wir jetzt alle schon in der Hölle! Falk hat mir gesagt, Ihr wäret vom Ruder weggelaufen.“

„Das habe ich nicht gesagt!“ brach Radbod in heißem Unwillen aus. „Sie verdrehen meine Worte, Kapitän Karrach! Ich sagte Ihnen, das Hovers auf seinem Posten war, daß er aber im Nebel von dort hinten aus die Gefahr nicht so zeitig erkennen konnte, als ich!“

Karrach richtete langsam seine Augen auf ihn, nicht im geringsten erregt darüber, daß seine falsche Darstellung diese Widerlegung erfahren hatte.

„Ihr habt mir also nicht erzählt, Hovers sei vom Ruder gelaufen und darum wärt Ihr zugesprungen?“

„Nein!“ rief Radbod, ganz erstaunt sowohl über den Gleichmut des Schiffers, als auch über die anscheinend zwecklose Lüge desselben.

„Na, dann ist's gut. Dann kann ich bloß noch sagen, vorhin, dort hinten, habt Ihr anders geredet, als jetzt . . . Hovers, kommt mit in die Kajüte; ich will ein Wort mit Euch sprechen.“

„Einen Augenblick noch, Kapitän Karrach,“ trat Radbod ihm in den Weg. „Auch ich will Euch noch ein Wort sagen. Ich bin kein Dummkopf und ich bin auch nicht blind. Die Kameraden haben von Anfang an einen Groll auf mich gehabt. Jetzt weiß ich, wer sie aufgehetzt hat, wenn mir auch unklar ist, aus welchem Grunde das geschah.“

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Karrach, seine großen, fleischigen Hände wie ein paar Gewichte hin und her schwingend.

„Ihr sollt's hören, was ich von ihm will, Maaten!“ rief Radbod den Matrosen zu, dabei aber vor dem Schiffer stehen bleibend. „Der Kapitän will böses Blut zwischen Euch und

mir machen, warum, das weiß ich nicht. Ehe ihr mich verurteilt, hört das eine noch: niemals habe ich gegen einen von Euch ein böses Wort geredet, und das soll auch ferner nicht geschehen!“

„Weiß der Fent*) auch, was er jetzt tut?“ fragte Iwan Karrach mit dem trägen Blick eines widerkäuenden Rindes.

„Ich sage die Wahrheit!“ entgegnete Radbod.

„Möglich; dabei aber wollt Ihr mein Schiffsvolk zur Meuterei bereden . . . Aufwiegler aber kommen an Bord in Eisen und an Land ins Gefängnis, merkt Euch das, mein Junge.“ Damit schob er sich an Radbod vorbei und rollte, gefolgt von Hovers, in die Kajüte hinunter.

Als der letztere wieder an Deck kam, erhielt Radbod von ihm einen Blick des Ingrimms und zugleich der Genugthuung. Nach einer kleinen Weile wurden auch die Gesichter der anderen gegen ihn wieder finsterner, als je zuvor, und er bekam manche verbissene Drohung zu hören, wenn er bei der gemeinsamen Arbeit mit ihnen in Berührung kam.

Der Steuermann vergönnte ihm jedoch noch immer ein freundschaftliches Wort.

Während der Matrose Hovers bei dem Kapitän in der Kajüte war, hatte Radbod das Ruder übernehmen müssen. Wittmarsch stellte sich in seine Nähe.

„Ich habe gehört, was Ihr dem Schiffer sagtet,“ flüsterte dieser ihm zu: „ich weiß auch, daß alles unwahr ist, was er zu den Leuten geredet hat. Der Alte hat 'was im Sinn, aber der Teufel mag wissen, was das ist.“

„Warum standen Sie nicht zu mir, wenn Sie doch wußten, daß er lög?“

Wittmarsch zuckte die Achseln.

„Dadurch wäre nichts gebessert worden. Die Leute sind nun einmal gegen Euch, und da hätten sie dem Schiffer doch eher geglaubt, als uns beiden. Euch hätt's also nichts genützt, mir aber vielleicht geschadet. Wenn's aber mal nötig wird, dann werde ich Euch beistehen, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

Dies erschien Radbod zwar als eine etwas verkehrte Art, Gerechtigkeit zu üben, aber er schwieg. Das Rätsel, dem er sich hier an Bord des Graf Peter gegenüber sah, war so uner-

*) Eigentlich fant. Ausdruck der Geringschätzung.

klürlich, daß er wenig Hoffnung hegte, es jemals zu lösen. Er hielt Karrachs Falschheit für ebenso zwecklos, als die Feindschaft der Matrosen grundlos war, von beiden Seiten aber drohten ihm ernstliche Widerwärtigkeiten, davon war er überzeugt.

Während seiner Freiwacht fühlte er sich nicht in der Stimmung, seine Koje aufzusuchen; er zog es vor sich auf einem in der Nähe der Logiskappe liegenden Segel auszustrecken. Die Gedanken über seine Lage drückten ihn nieder; er hatte den Wunsch, allein zu sein.

Es war dies eine jener unbedeutenden Zufälligkeiten, denen man sich in neunhundertneunundneunzig Fällen später nicht mehr erinnert, weil sie eben ohne jegliche Folgen bleiben, die aber dann im tausendsten Fall die allergrößte Wichtigkeit erlangen.

Siebentes Kapitel.

Am Spätabend erhob sich ein frischer Wind, vor dem der Nebel bald das Feld räumte, so daß bereits gegen Mitternacht die funkelnden Sterne sichtbar wurden.

Radbod lag auf seinem Segel, schaute zu den Himmelslichtern auf und fand Beruhigung und Trost in dem Gedanken, daß dieselben Sterne jetzt auch auf seine Bertha herablickten und so, trotz der Entfernung und des zwischen ihnen sich ausbreitenden Meeres, eine Verbindung mit dem Kleinod seines Herzens darstellten.

Er dachte auch an das Ziel, welches er sich gesteckt hatte, die zu überwindenden Schwierigkeiten erschienen ihm größer, die Aussichten auf Erfolg zweifelhafter und geringer, als je zuvor. Den Mut aber verlor er deswegen nicht; er war nur ein wenig erschöpft, wie ein Wanderer, der am Wege ausruht und die kurze Strecke, die er bisher zurücklegte, mit der langen vergleicht, die er noch hinter sich zu bringen hat.

Der Bug des Fahrzeuges drängte sich zischend und tosend

durch die widerstrebende Flut, und oben im Takelwerk pffiff der Wind seine schrillen Weisen . . .

„Feuer!“

Die Schiffsplanken selber schienen zusammenzuzucken unter diesem Schreckensruf.

Radbod sprang auf und rannte der Kammer des Steuer-manns zu, aus welcher der Ruf erschollen war.

Wittmarsch stürzte ihm entgegen, in der Hand einen Eimer; er faßte einen zweiten, füllte ihn außebords und folgte dann Wittmarsch in die Kammer.

Hier stand eine alte Seekiste, in der allerlei Geräte und Werkzeug aufbewahrt wurden, in hellen Flammen. Sie gossen das Wasser darüber und füllten dann in größter Eile die Eimer aufs neue. Wußten sie doch, daß ihr und der ganzen Besatzung Leben von ihrer Schnelligkeit abhing. Noch hatten die Flammen das sie rings umgebende Holzwerk nicht er-griffen, so daß ein halbes Duzend Eimer Wasser zum Ablöschen hinreichte. Während der Zeit waren auch Karrach, Hovers und zwei andere auf dem Schauplatz erschienen.

Der Schiffer trug noch dieselben Kleider, wie am Tage zuvor. Entweder war er gar nicht zu Bett gegangen, oder er hatte sich mit den Kleidern in die Koje gelegt. Er hielt eine große Laterne in der Hand, bei deren Schein er die ihn Umgebenden musterte.

„Was war hier los?“ brummte er. „Wie ist das gekom-men? Wer wollte uns hier alle verbrennen?“

„Ich weiß nicht, wie's geschehen konnte,“ entgegnete Wittmarsch in Aufregung. „Meine Wacht war zu Ende, ich wollte eben zur Koje gehen, und wie ich hierherkomme, steht die Kiste in Brand. Kam ich zwei Minuten später, dann war nichts mehr zu löschen gewesen, dann hätte die Kanne Öl dort Feuer gefangen und der Graf Peter hätte seine letzte Fahrt gemacht.“

„Habt Ihr nichts herumtreiben lassen, wodurch das Feuer entstehen konnte?“

„Nein. Es ist noch keine halbe Stunde her, da war ich zulezt in der Kammer und fand alles in Ordnung.“

„Dann weiß ich aber, wie's gekommen ist!“ rief der Matrose Hovers, mit der geballten Faust auf Radbod deutend. „Wir haben hier einen verdammten Schurken an Bord, der uns alle ins Unglück bringen will, und wenn's nach meinem Willen ginge, dann würde Radbod Falk an Händen und

Füßen in Eisen gelegt, und ich ließe mich hängen, wenn dann noch mehr Nichtswürdiges auf dem Graf Peter ausgeübt würde!“

„Warum sollen wir den Falk in Eisen legen?“ fragte der Schiffer.

„Weil er der einzige ist, der in seiner Freiwacht nicht zur Koje war. Er ist überhaupt heute nacht noch gar nicht im Logis gewesen.“

Jetzt sah auch Wittmarsch den Verdächtigten argwöhnisch an. Rabbod gab zu, nicht im Logis gewesen zu sein, den Zuhörenden aber erschienen seine weiteren Erklärungen unsicher und unglaubwürdig. Sein erwachender Unwille verschlimmerte die Sache nur noch.

Der Schiffer machte dem Streit ein Ende.

„Wir wollen ihn diesmal noch nicht anfassen, Leute,“ sagte er; „geht daher ruhig wieder ins Logis oder auf Euren Posten. Gibt er aber noch mehr Unfug an, dann schmeißen wir ihn in Eisen — Fardohmi!“

Karrach rollte in seine Kajüte zurück, die an die Kammer des Steuermanns stieß. Hovers und seine Kameraden gingen, drohende Reden murmelnd, nach vorn, und der Steuermann machte seine Tür zu.

Rabbod schloß daraus, daß der einzige Freund, den er an Bord gehabt hatte, nun auch zu den Feinden übergegangen war. Langsam entfernte er sich; sein Gehirn war fieberhaft erregt, einestheils durch die drohende Gefahr, zu deren Bewältigung er beigetragen, andernteils aber auch durch die erschreckende Art, in welcher alle Umstände sich gegen ihn zu verschwören schienen.

Beim Großmast blieb er stehen. Der aus dem Großsegel herabstoßende Wind sauste ihm um den Kopf und trieb flatternd die Haare ins Gesicht. Er versuchte, seine Gedanken zu beruhigen und zu ordnen.

Eins stand fest: Karrach verfolgte mit seinen Lügen einen geheimnisvollen Zweck, damit hing auch zusammen, daß er auf die von Hovers ausgesprochene Anschuldigung zunächst noch nicht eingegangen war. Was für ein Zweck aber konnte das sein?

So mochte er eine halbe Stunde lang gegrübelt haben, da wurde er auf eine dunkle, kauernde Gestalt aufmerksam, die aus der Kajütskappe auftauchte und auf die Achterluke zukroch.

Dorgebeugt und spähend stand er vor dem Maste, durch diesen gedeckt; er gewahrte, wie die Gestalt den Lukendeckel vorsichtig aufhob und im Raum verschwand.

Radbod schlüpfte schnell in die Kajüte hinab. Die Türen standen offen, aber alles war finster. Er tastete umher und überzeugte sich davon, daß Karrach nicht da war.

Eilig sprang er wieder an Deck und rüttelte an der Tür des Steuermanns.

„Wittmarsch!“ rief er flüsternd. „Steuermann Wittmarsch! Machen Sie auf, Mann! Schnell!“

Der Steuermann stieß die Schiebetür zurück.

„Was zum Teufel gibt's denn nun schon wieder?“ fragte er übelläunig, als er den Störenfried erkannte.

„Still! Leise! Ich habe den Unheilstifter entdeckt!“

„So? Ihr selber seid's also nicht?“

„Kommen Sie mit.“

Er führte ihn zur Achterluke und hieß ihn hier stille stehen und warten. Es verging beinahe eine Viertelstunde, und der Steuermann wurde ungeduldig. Schon wollte er zornig auffahren und fragen, was das bedeuten solle, da hob sich der Lukendeckel vorsichtig und geräuschlos, aber nur ein wenig, als ob der Mann im Raum erst sehen wollte, ob die Luft rein war.

Radbod packte Wittmarschs Arm und bedeutete ihm, sich ganz ruhig zu verhalten.

Die Luke öffnete sich vollständig und ein Mann kroch heraus, die Oeffnung hinter sich wieder schließend.

Jetzt sprang Radbod über die Luke und stellte sich dem Mann in den Weg.

Der Schleicher war Ivan Karrach. Derselbe richtete sich auf und zog eine Laterne hervor, die er bisher unter seiner Jacke verborgen gehalten hatte. Seine Glogaugen richteten sich wild auf den jungen Mann. Dann reckte er den Arm und packte denselben am Halse.

„So!“ rief er heiser. „Jetzt habe ich Euch erwischt, mein Junge! Mag sein, daß Ihr mich belauert habt, aber schlecht soll's Euch bekommen — Fardohmi!“

Er schickte sich an, die Leute herbeizurufen, da fiel sein Blick auf den Steuermann, der von ferne stand und den Vorgang noch nicht begreifen konnte. Mit einem Schlage änderte er sein Benehmen. Zunächst ließ er Radbod los.

„Ihr seid auch da, Wittmarsch?“ fragte er.

„Ja, ich bin auch da.“

„So; na, dann ist's ja gut. Als ich ihn hier allein sah, dachte ich schon, es wäre wieder ein Unheil im Gange. Ich habe einen Rundgang gemacht und nachgesehen, ob alles in Ordnung ist.“

„Sie haben eine merkwürdige Art, Rundgänge zu machen, Schiffer. Es sah just so aus, als ob Sie nicht gesehen werden wollten.“

„Das wollte ich auch nicht. Wenn man jemand auf die Sprünge kommen will, darf man's ihn nicht merken lassen.“

„Also unten im Raum war alles in Ordnung?“

„Alles in Ordnung. Kriecht nur wieder in die Kojen. Alles in Ordnung — Ihr hört's ja — Fardohmi!“

Damit tauchte er so schnell wie noch nie in die Kajüte hinab.

Wittmarsch und Falk schauten einander an, sprachen aber kein Wort. Der Steuermann schritt langsam seiner Kammer zu; der andere folgte ihm. Vor der Tür blieben sie stehen.

„Lassen Sie mich heute nacht bei Ihnen bleiben, Steuermann,“ bat Falk.

Der Steuermann nickte. Sie traten in die Kammer. Falk setzte sich auf einen Kasten und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Wittmarsch schob die Tür zu und kroch dann in seine enge Kojen. Es war ganz finster.

Die Brigg rollte und stampfte unter dem Druck des Windes und die Wogen trafen ihre Seiten mit dumpfen, schweren Schlägen. Nach halbstündigem Schweigen fing Radbod Falk leise an zu sprechen.

„Schlafen Sie, Steuermann?“

„Nein. Hol's der Geier; ich kann kein Auge zutun! Ich weiß nicht, was mit mir ist.“

„Sie werden nicht vergessen, wie er aus dem Raum herausschlich, und wie er die Laterne versteckt hielt?“

„Das werd' ich wohl nicht vergessen.“

„Auch nicht die konfuse Antwort, die er Ihnen gab?“

„Auch die nicht.“

„Und daß er wiederholt versicherte, es sei alles in Ordnung.“

„Ich vergesse nichts. Was aber habt Ihr in Euren Gedanken?“

„Geben Sie acht, Steuermann — der Schiffer will die Brigg auf dieser Reise verlieren.“

„Was?!“

Der Steuermann fuhr auf, als ihm diese Worte ins Ohr geflüstert wurden. Sein Schreck aber währte nur einen Augenblick.

„Schwazt doch kein dummes Zeug, Mann!“

Damit legte er sich wieder auf seine Matratze.

Radbod Falk erwiderte nichts, und von neuem herrschte eine halbe Stunde lang Schweigen in der Kammer. Nach dem Verlaufe dieser Zeit brachte der Steuermann seine Beine aus der Koje und sich selber in eine sitzende Stellung.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur eine Minute Schlaf kriege!“ brummte er verdrossen. „Mir wird ganz heiß von all den Gedanken, die mir durch den Kopf gehen. Auch ist's in dem Loch so schwül, wie in 'nem Backofen.“

„Soll ich die Thür aufmachen? Das gibt Luft und auch Licht, denn es muß nun bald Morgen sein.“

„Seid Ihr auch noch da? Es muß ja bald eine Stunde her sein, seit Ihr zuletzt sprachet. Ja, Mann, macht die Thür auf.“

Er gähnte und reckte die Glieder. Dann stieß er plötzlich einen Schreckensruf aus:

„Mein Gott! Was ist das?“

Falk hatte die Thür geöffnet. Das schwache, graue Morgenlicht fiel in die Kammer herein, so daß die Männer sich gegenseitig wenigstens den Umrissen nach erkennen konnten. Beide standen regungslos und lauschten dem Geräusch, welches den Steuermann zu dem Ausruf veranlaßt hatte.

Ein lautes Zischen und Spluttern drang in ihr Ohr, das Brausen des Windes und des Meeres übertönend, wie wenn Wasser auf Feuer gebracht wird.

Wittmarsch sprang hinaus an Deck und schaute sich nach allen Seiten um. Er gewahrte nichts Auffälliges, aber die Hitze, die er in seiner Kammer gespürt hatte, war auch hier draußen bemerkbar. Er rief den Leuten auf dem Ausguck und am Ruder zu und fragte, ob sie etwas Außergewöhnliches wahrgenommen hätten. Die Matrosen verneinten beide. Der Rudersmann aber fügte gleich darauf hinzu:

„Ich hör' 'was, Steuermann, schon eine ganze Weile, weiß aber nicht, wo und was es ist!“

Falk packte Wittmarschs Arm. Beide sahen sich an —

beiden war derselbe Gedanke gekommen, in demselben Moment. — Sie stürzten der Achterluke zu.

Sie rissen den Deckel auf — eine Wolke dichten Qualms stieg aus der Oeffnung und blendete ihnen die Augen. Wittmarsch war kreidebleich geworden, er zitterte am ganzen Leibe.

„Das Schiff brennt wie eine Hölle!“ stieß er hervor.

Der Steuermann war ein mutiger, furchtloser Mensch, zweimal schon hatte er Schiffbruch gelitten, der Anblick des brennenden Raumes überwältigte ihn jedoch dermaßen, daß er zunächst ganz gelähmt stand und keiner Ueberlegung, keines Entschlusses fähig war.

Radbod Falk war weniger heftig ergriffen — vielleicht weil seine Erfahrung ihn noch nicht lehrte, das Entsetzliche ihrer Lage sogleich im ganzen Umfange zu überschauen.

„Alle Mann an Deck!“ schrie er. „Feuer! Feuer! Die Eimer herbei! Noch ist vielleicht Rettung möglich!“

Der Steuermann raffte sich zusammen: Radbods Ruf war ihm, wie den Soldaten ein Trompetenstoß, durch die Seele gefahren. Er befahl einem der an Deck stürzenden Matrosen, den Schiffer zu wecken. Das Wort „Feuer!“ hatte die Leute elektrifiziert.

Halb angekleidet, bleich und verstört eilten sie herbei und griffen zu den Eimern. Aber sogar in diesem Augenblick überwältigenden Schreckens, wo ein entfesseltes, vernichtendes Element sie auf Gnade und Ungnade einem anderen, ebenso grausamen auszuliefern drohte, warfen die Leute Blicke des Ingrimms und des finstersten Argwohns auf Radbod Falk. Er allein mußte es gewesen sein, der diese furchterliche Katastrophe über sie gebracht hatte.

Zu langen Reden und Anschuldigungen aber mangelte jetzt die Zeit. Das zischende, splutternde Geräusch wurde immer durchdringender, die Hitze über Deck immer stärker, und als der Kapitän in derselben Kleidung, die Wittmarsch und Falk zuletzt an ihm bemerkt hatten, auf dem Schauplatze erschien, löhte eine grelle Flammenzunge aus der Achterluke empor.

„Fardohmi!“

Das war alles, was Ivan Karrach sagte. Im nächsten Moment aber beteiligte er sich mit größtem Eifer an dem Rettungswerk, so gewandt wie der Jüngste, ohne jedoch seine stolische Ruhe auch nur einen Augenblick zu verlieren.

Wittmarsch und Falk standen in den Großwanten auf der Reeling und schlugen mit den Schlagpüßen aus Segeltuch*) das Wasser auf, das dann in den Eimern von Hand zu Hand bis zur Luke flog. Man arbeitete mit einer Schnelligkeit, die nur Männer, die mit Leib und Leben kämpfen, zu entwickeln vermögen.

Keiner sprach ein Wort. Karrach stand am Rand der Luke und goß das Wasser hinab, den wütenden Flammen gegenüber so ruhig, als säße er am Tische bei der Schnapsflasche.

Zehn Minuten verstrichen, dann gewann man die Ueberzeugung, daß alle Rettungsversuche vergeblich sein würden. Das Feuer war durch keine menschliche Macht mehr zu drücken. Die Decksbalken und Planken knackten und knarrten und spalteten unter den Füßen der Leute, das Pech kochte in den Fugen — der Graf Peter von Oldenburg war verloren.

Im Osten ging die Sonne auf; der neue Tag ließ die Wogen in tausendfältigem Widerschein erglitzern und färbte die Segel der Brigg mit rosigem Anflug. In den Eingeweiden des unglücklichen Fahrzeugs aber wühlte das Verderben. Die gefräßigen Flammen brachen jetzt auch aus der Großluk hervor und leckten gierig an Masten und Takelwerk. Schwarzer Qualm wälzte sich empor, um in dichter, ungeheurer Wolke seewärts über das Meer zu ziehen.

Ein Teil des Decks brach krachend hinunter in den feurigen Abgrund; brüllend schoß das Feuer herauf und streute, vom Winde gepeitscht, zischende Funkenschauer über die schäumenden Wogen aus.

Der Tod in seiner furchtbaren Gestalt starrte den Seeleuten entgegen — Verzweiflung faßte sie, sie warfen die Eimer nieder und gaben den Kampf auf.

„Boote aussetzen!“ schrie der Matrose Hovers.

Das war noch eine Hoffnung. Ohne zu fragen, von wem der Befehl ausgegangen war, stürzte sich alles in wildem Durcheinander auf die Boote.

Die Brigg führte deren zwei; das eine war bereits vom Feuer ergriffen, das andere wurde im Nu zu Wasser gebracht.

*) Gefäße ähnlich den Feuereimern. „Wasser aufschlagen“, see m ännischer Ausdruck für Wasser aus dem Meere schöpfen.

Wittmarsch warf ein Fäßchen mit Brot hinein, Hovers ein Faß Wasser, der Schiffer aber brachte plötzlich ein Fäßchen Branntwein zum Vorschein. Er machte gar keinen Versuch mehr, den Befehl weiter zu führen. Er dachte nur an seine persönliche Sicherheit und ließ die anderen nach Belieben für die ihrige sorgen.

Karrach war der erste im Boot, Wittmarsch der vorletzte.

„Seß ab!“ rief Hovers dem Matrosen im Buge zu, als der Steuermann das Schiff verlassen hatte.

Radbod Falk beugte sich oben über die Reling der Brigg, im Begriff, an einem Tau ins Boot hinabzugleiten.

„Seß ab!“ wiederholte Hovers heftig.

Zwei Matrosen stemmten die Riemen gegen die Schiffseite, der Steuermann aber riß sie unwillig zurück und hielt zugleich das von der Reling herabhängende Tau fest.

„Untersteht Euch!“ rief er in aufblühendem Zorn. „Solange ich's verhindern kann, sollt Ihr den Mann nicht zurücklassen, der seine volle Schuldigkeit getan und gearbeitet hat, wie der allerbeste! — Kommt, Falk, spudet Euch!“

„Er war's aber, der die Brigg in Brand gesteckt hat!“ entgegnete Hovers wütend.

„Das ist eine nichtswürdige Lüge!“ rief Wittmarsch, das Tau fester fassend.

Jetzt erhob sich der Schiffer.

„Der Kompaß fehlt noch und das Log!“ schrie er. „Lauft, Falk, Ihr schafft's noch! Holt den Kompaß aus meiner Kajüte, auch das Log ist da — Ihr wißt ja! Ohne Kompaß kommen wir nicht weit.“

Falk ergriff willig jede Gelegenheit, soviel er auch dabei wagen mochte, um die Leute zu überzeugen, daß er unschuldig an dem Verbrechen war, das man ihm zur Last legte. Er setzte sein Leben ein, wenn er dem Schiffer gehorchte, das wußte er; aber auch die Kameraden sollten's wissen. — Er sprang von der Reling zurück und in die Kajüte hinab.

Er hörte nicht mehr, wie Wittmarsch ihm zuschrie, den Kompaß Kompaß sein zu lassen und so schnell als möglich das Schiff zu verlassen.

Er verschwand in Qualm und Flammen; die Mannschaft aber, die noch soeben ohne ihn abstoßen wollte, harrte jetzt in atemloser Erwartung seiner Rückkehr. Wittmarsch hielt das Tau gepackt und wendete keinen Blick von der Stelle, wo der Tollkühne wieder erscheinen mußte.

Die Flammen, vom Winde angefacht, setzten mit verdoppelter Gier ihr Zerstörungswerk fort. Mit donnerndem Krachen fiel der Großmast nach Backbord über und stürzte wie eine Riesenfackel in das aufbrausende zischende Meer. Zum Glück lag das Boot auf der Backbordseite, sonst wäre es von den stürzenden Holz- und Takelwerksmassen zerschmettert worden.

Die Brigg begann schwer zu rollen, ein Anzeichen, daß sie bald wegsinken würde.

„Ich denke, wir setzen ab, Leute,“ sagte Karrach, „sonst gehen wir in dem Sog*) mit zum Teufel.“

„Ja, setzt ab, setzt ab!“ rief Hovers. „Wir brauchen nicht sieben Leben für eins aufs Spiel zu setzen! Setzt ab! Wir bleiben in der Nähe; wenn Falk wieder hochkommt, dann sehen wir ihn und nehmen ihn an Bord.“

„Noch eine Minute!“ versetzte der Steuermann unruhig. Dann schrie er mit aller Kraft seiner Lungen Radbod Falks Namen.

Die Brigg holte schwer und drohend nach Steuerbord über; erschreckt riefen die Leute dem Steuermann zu, das Tau fahren zu lassen. Dem aber blieb jetzt keine Wahl, selbst wenn er den äußersten Widerstand zu leisten gewillt gewesen wäre; das Tau hatte Feuer gefangen und fiel funkensprühend auf seine Hand herab.

Mit lautem Geschrei ruderten die Matrosen davon. Was galt ihnen ein Menschenleben, wenn das ihre dagegen in die Wage kam? In dergleichen kritischen Momenten zeigten sich die guten wie die schlechten Charaktere in unverhüllter, wahrer Gestalt.

Immerhin ließen sie sich bewegen, in sicherer Entfernung still zu halten und zu warten, ob ihr Kamerad aus dem Wirbel wieder auftauchen würde, nachdem das Schiff gesunken war.

Kaum hatten sie die Riemen eingezogen, da geschah eine Explosion. Das Achterdeck der Brigg öffnete sich wie ein Dulkan; Feuer, Qualm und unzählige große und kleine Gegenstände schossen in mächtiger Garbe hoch empor und brennende Holzstücke regneten in dichter Menge und in weitem Umkreise in die See herab. Der Schiffsrumpf war geborsten, der Bug mit dem noch unversehrten Bugspriet und Klüverbaum hob

*) Der fangende Wirbel über einem sinkenden Schiffe.

sich aufwärts, und gleich darauf sank der Graf Peter von Oldenburg mit dem Heck voran in die Tiefe.

Es dauerte eine Weile, ehe die Leute im Boot das Geschehene recht fassen konnten. Der Qualm war bald verweht; Fässer, Spieren, Takelwerk, zersplitterte und verkohlte Planken, allenthalben auf den Wogen treibend, das war alles, was von dem schmucken und festtuchtigen Fahrzeug übrig geblieben war.

„Das war das Faß Pulver, das in der Segelkoje unter meiner Kajüte verstaubt lag,“ sagte Karrach, sein Gesicht mit dem Ärmel abwischend. „Wenn der Falk das Feuer angelegt hat, dann ist er jetzt dafür bezahlt . . . Na, dann ist's gut, wollen vergeben und vergessen — Fardohmi! Riemen aus, Leute, wir sind nicht weit von Land.“

Achtes Kapitel.

Don Berthas lieblichem Antlitz war die frische Rosenfarbe der Gesundheit verschwunden, ein Ausdruck der Müdigkeit und Erschöpfung lag an Stelle derselben auf ihren Zügen, so daß sie jetzt um fünf Jahre älter erschien, als an dem Tage, wo der Graf Peter in See gegangen war. Ihr Gemüt war von Sorgen bedrückt, sie kämpfte mit der Not um das nackte Leben.

Als das Ringen begann, fühlte sie noch Mut genug in sich, allen Widerwärtigkeiten die Stirn zu bieten; der graue Tag fand sie schon fleißig am Spinnrad oder beim Strickstrumpf oder beim Ausbessern der Netze.

Trotz aller Mühen und Arbeit jedoch nahm die Not mit jedem Tage zu, und so wurde ihr Herz nach und nach mutlos, und Zuversicht und Hoffnung schwanden.

Dazu kam, daß der Vater ihr täglich bitter zusetzte. Schon während seines Krankenlagers hatte er genug gestöhnt und geklagt, jetzt aber, wo er bereits im Lehnstuhl am Herdfeuer oder bei schönem Wetter vor der Thür im Sonnenschein sitzen

konnte, fanden sein Mißmut und seine Verdrossenheit keine Grenzen.

Hunger und körperlicher Schmerz verderben leicht die Stimmung. Bertha tat, was sie konnte; da sie aber seiner Meinung nach nicht mehr leistete, als was er mit Recht von der Tochter beanspruchen konnte, so gab er ihr manches harte Wort.

Die fortwährende Sorge um die tägliche Nahrung und des Vaters ungerechtes Schelten verbitterten endlich zeitweise des Mädchens Gemüt und verleiteten sie einigemal dazu, des Vaters Vorwürfe zurückzuweisen.

„Was redest Du auch immer, Vater,“ sagte sie. „Ich tue, was ich kann, und doch bist Du nie mit mir zufrieden! Du solltest noch Gott danken, daß es uns nicht schlechter geht.“

Dann ging sie in die Küche und machte sich an die Hausarbeit. Das Klappern des Geschirrs gewährte ihr eine Erleichterung, und dabei betete sie inbrünstig um Radbod Falks Heimkehr.

Um allem Elend noch die Krone aufzusetzen, war auch der Reeder Quense schon einmal dagewesen, um wegen der rückständigen Hausmiete zu mahnen; und dabei war kein roter Pfennig im Hause. Auch jetzt trafen die Vorwürfe und Klagen nur sie allein — fast trug sie's nicht mehr; jedes andere Leben war diesem Leben vorzuziehen, das Elend war zu groß, ihre Kraft hielt dagegen nicht mehr stand.

Und bei alledem wußte sie, daß eine willige Freundeshand zu jeglicher Hilfe bereit war, sobald sie nur ein Wort sprechen würde. Von unrichtiger Voraussetzung ausgehend aber wendete sie alles auf, die schlimme Lage ihrer Familie soviel als möglich vor Cornelius Brumund zu verbergen. Sie war nur ein Fischerkind, ohne feinere Erziehung und sogenannte Bildung, aber sie besaß jenes sensitive Ehrgefühl, welches sich selbst in der bittersten Not vor jeder fremden Hilfe fürchtet, weil diese Hilfe dann so sehr einem Almosen des Mitleids gleicht.

Obgleich Brumund das im Fischerhause herrschende Elend in seiner ganzen Ausdehnung nicht kannte, so wußte er dennoch genug, um jede Gelegenheit zu ergreifen, den Cinnewehrts beizuspringen. Als er jedoch gewahren mußte, daß Bertha durch seine Bereitwilligkeit, ihr zu dienen, beunruhigt und gequält wurde, da unterließ er diese Hilfsleistungen, zer-

brach sich aber fortgesetzt den Kopf darüber, was er für sie tun könnte und auf welche Art.

Eines schönen Morgens erschien er wieder vor dem Häuschen.

„Wie geht's, Adam?“ fragte er in seiner herzhaften, freundlichen Weise. „Besser?“

Der Fischer saß vor der Tür und sonnte sich. Sein Arm lag noch immer in den Schienen, sein gelbgraues Gesicht war mit Bartstoppeln bedeckt und man sah ihm an, wie sehr er heruntergekommen war.

„Besser — ja — danke, Brumund. Soweit es einem Menschen besser gehen kann, der soweit auf den Hund herunter ist, wie ich, und vielleicht erst in Jahr und Tag wieder arbeiten kann. Der Doktor sagt, daß es mit dem Arm noch 'ne Weile dauern wird.“

„Sie sehen aber schon kräftiger aus; verlieren Sie nur den Mut nicht, es kommt alles wieder in Ordnung.“

Er hörte das Surren von Berthas Spinnrad, sein Auge suchte sie zu erspähen, und so kam es, daß er die tiefen Furchen über sah, die des alten Fischers Antlitz durchzogen.

„Ja, ja, das mag sein,“ antwortete Adam. „Der Herrgott aber mag wissen, wie wir bis dahin leben sollen.“

„Wo fehlt's denn, Mann? Wo fehlt's?“

„Wo's fehlt? Lieberall fehlt's. Die Kuh ist weg, meiner Frau geht's schlechter und schlechter; wie es mit mir steht, sehen Sie ja, und die Bertha arbeitet sich die Hände und Füße vom Leibe, ohne etwas zu ändern und zu bessern. Ist das nicht genug, um einen Mann, der noch niemals jemand einen Pfennig schuldig gewesen ist, um sein bißchen Verstand zu bringen? Und obendrein kommt der lahme Kerl, der Quense, jeden Tag, den Gott werden läßt, um seine Miete herumgehumpelt und will sich nicht zufrieden geben.“

Adams Zunge war in Gang gekommen, so daß Cornelius Brumund bald alles haarklein erfahren hatte.

„Mann,“ rief er, „warum haben Sie mich das nicht früher wissen lassen? Es wäre ja nimmermehr dahin gekommen!“

„Ich weiß, Brumund, ich weiß,“ versetzte der Fischer, dessen verwitterte Züge sich aufhellten; „aber die Bertha wollt's nicht, sie meinte, daß wir's allein schleppen müßten, und die Mutter gab ihr recht. Und, offen gestanden, mir

wär's auch lieber, wenn ich mich bei keinem Menschen zu bedanken brauchte.“

„Da haben Sie schon recht, Adam; mit mir aber müssen Sie eine Ausnahme machen,“ sagte Brumund, seine Stimme dämpfend. „Sie haben einfach den Mund zu halten und ich mache Ihre Sache mit dem alten Quense ab. Ich kann den Menschen zwar nicht ausstehen, aber das hilft nichts.“

Adam Cinneweht warf ihm einen dankbaren Blick zu.

„Ich werd's Ihnen nicht vergessen, Brumund,“ sagte er. „Sie sollen alles bei Heller und Pfennig —“

„Schon gut, Adam. Darüber reden wir später. Auf Wiedersehen. Morgen spreche ich wieder vor.“

Er ging hastig davon, um dem Dank des Fischers auszuweichen. Er wartete nicht einmal auf Berthas Erscheinen, damit dieselbe keinen Einspruch gegen sein Vorhaben erheben konnte.

Sein Weg brachte ihn direkt nach dem Reederhof. Vor der Haustür stand Mine Pophusens Eselsfuhrwerk, sie selber aber führte wortreiche Verhandlungen mit der Frau Siefken über den Preis eines Fischgerichts. Gertje, Mines Sohn, lehnte am Bug des Esels, um dessen Hals er einen Arm geschlungen hatte, während er dem Grautier mit der anderen Hand ein Bündel Heu und Disteln vorhielt.

„Friß, Peter, friß,“ schmeichelte der junge Mensch, als ob er mit einem vernunftbegabten Wesen redete, „wir haben nachher einen langen Weg, und wer weiß, wann's wieder was gibt.“

Gertje Pophusen war ein flachshaariger Mensch im Alter Radbod Falks und auch von derselben kräftigen Körperbeschaffenheit und Gestalt. Er sah frisch und gesund aus, sein Blick aber war blöde und leer und verriet die Geisteschwäche, die ihn zu einem bedauernswerten, hilflosen und unselbständigen Geschöpf machte.

Seinem Aeußeren nach in jeder Beziehung ein Mann, war er innerlich nur ein Kind. Wenn die Mutter ihn einmal allein ließ, verging er fast vor Angst. Er folgte ihr auf Schritt und Tritt und hielt sie buchstäblich am Schürzenband. Nächst der Mutter liebte er den Esel Peter über alles. In der Gegenwart dieser beiden fühlte er sich sicher, geborgen und glücklich. Vor Männern fürchtete er sich, mit Kindern hätte er gern verkehrt, die aber verhöhnten und verspotteten ihn zu oft. Ebenso war's mit den Mädchen seines Alters. Bertha

Sinnewehrt allein machte eine Ausnahme; sie behandelte ihn mit aufrichtiger Güte und Herzlichkeit, und zum Dank dafür hatte er ihr in seinem Herzen gleich hinter Peter einen Platz eingeräumt.

Gertjes Jacke und Hosen waren alt und mürbe, aber von der Mutter Hand sorgfältig geflickt. Sie hatte ihm auch einen neuen Filzhut gekauft, und auf dieses Prachtstück war er so stolz, daß er es fast niemals aufsetzte, sondern zumeist sorglich und säuberlich unter dem Arme trug.

„Die Jungens nehmen mir sonst den schönen Hut weg und verderben ihn,“ sagte er mit schlauem Lachen zu Bertha, als diese ihn einst auf das Törichte dieses Verfahrens aufmerksam machte.

Darin hatte er nicht unrecht; die Abbehauserflether Jungen waren wilde Rangen, deren Uebermut sein alter Hut auch eines Tages zum Opfer gefallen war.

Kaum hatte Mine Pophusen den herankommenden Großbauern von Neuenkoop bemerkt, da brach sie den Handel mit Frau Siefken plötzlich ab, indem sie, zum großen Erstaunen dieser würdigen Dame, auf das letzte Gebot derselben ohne Widerreden einging, was sonst keineswegs ihre Art war, da sie um einen Pfennig gewöhnlich bis aufs äußerste zu feilschen pflegte.

„Wenn Sie denn nicht anders wollen, so behalten Sie das Gericht dafür,“ sagte sie diesmal, „aber solche Fische kriegen Sie für das Geld nicht wieder. Komm, Gertje.“

Damit ergriff sie des Esels Zügel und zog mit ihrem Karren den Fahrweg hinauf.

„Guten Morgen auch,“ erwiderte sie. „Einen Augenblick, Herr Brumund,“ rief sie dem Großbauer nach. „Heute gibt's schlimme Neuigkeiten für einige Leute hier in Abbehauserfleth.“

„Schlimme Neuigkeiten, Mine? Und für welche Leute?“ Er war stehen geblieben und schaute sie mit einiger Verwunderung an, da er eine gewisse Aufregung an ihr wahrzunehmen glaubte.

„Der Graf Peter ist auf See verbrannt und der Radbod Falk ist mit verbrannt oder aber ertrunken.“

„Großer Gott, Frau, was redet Ihr da!“

„'s ist aber wahr, was ich rede. Ivan Karrach ist heute früh heimgekommen, und jetzt sitzt er drinnen beim Nikolas Quense.“

„Und der Radbod Falk ist geblieben — wißt Ihr das gewiß?“

„Fragen Sie den Reeder,“ versetzte sie trocken.

Sie ergriff den Esel wieder am Zügel.

„Woher aber habt Ihr die Nachricht?“

„Das ist meine Sache. Fragen Sie den Reeder und Karrach, ob's sich nicht so verhält, und dann können Sie's ja auch der Bertha Linnewehrt sagen.“

Des Mannes Herz schlug ihm bis in die Kehle, sein erster Gedanke aber war der Schmerz, den Bertha nunmehr erfahren mußte. Der zweite Gedanke war schon selbstsüchtiger, denn dieses neue Unglück zeigte ihm den Weg, des Mädchens Not und Sorge mit einem Schläge ein Ende zu machen. Mines Zumutung jedoch, die Hiobspost persönlich zu überbringen, entsetzte ihn; ebensogut hätte man von ihm verlangen können, das Fischerhäuschen eigenhändig in Brand zu stecken.

„Nein, Mine,“ sagte er, „das tue ich nicht; das kann ich nicht. Ihr aber seid Berthas Freundin und auch die meine. Fahrt hinaus und bringt ihr's bei, aber vorsichtig und schonend — wenn's nicht wahr ist, dann hole ich Euch noch ein. Seid klug und vorsichtig, Mine — es wird ihr sehr wehe tun.“

„Ich will Ihnen den Willen tun. Herr Brumund, weil mein Gertje auf Ihrem Hof allezeit ein freundliches Wort und eine gute Mahlzeit gefunden hat. Sorgen Sie sich nicht um die Bertha, die ist jung und wacker, und lange wird's nicht dauern, dann hat sie's überwunden. Und — das muß ein schlimmer Wind sein, der nicht wenigstens einem günstig weht — und wenn auch ein Brandgeruch darin ist.“

Sie nickte ihm zu, ein seltsames Lächeln, halb traurig, halb zynisch, auf ihren harten Zügen; dann folgte sie dem Karren, den Gertje bereits weiter führte.

Cornelius Brumund aber suchte den Reeder auf. Der alte Quense war sehr erstaunt über den unerwarteten Besuch, denn der Großbauer hatte seit Jahren die Schwelle des Herrenhauses auf dem Reederhof nicht überschritten, obgleich er einen Teil seiner Felder von dem Hofe in Pacht hielt.

Der Reeder nötigte ihn ins Wohnzimmer.

Hier saß Kapitän Karrach auf einem Stuhl, die großen schmutzigen Hände auf dem Tisch, wo eine Schnapsflasche und Gläser standen. Die rote Haar- und Bartmähne umstarrete ihm wirrer als je den dicken Kopf und seine Stieraugen rollten noch schwerfälliger und blickten noch glösender.

Nikolas Quense aber war derselbe trockene, verbindliche, respektable Mann, wie sonst.

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Brumund,“ sagte er, in die Dose greifend und eine große Prise zur Nase führend. „Noch mehr würde ich mich natürlich freuen,“ fuhr er lächelnd und freundlich nickend fort, „wenn Sie fortan nicht mehr der Fremdling in meinem Hause sein wollten, der Sie leider bisher gewesen sind. Ein Gläschen gefällig?“

„Danke. In diesem Hause genieße ich nichts —“

„Wie Sie wollen, Herr Brumund, ganz wie Sie wollen. Sie brauchen aber nicht so zurückhaltend zu sein. Sie sind mir willkommen und würden's allerdings noch mehr sein, wenn Sie bereit wären, unsere ehemaligen Mißhelligkeiten zu vergessen. Da das aber nicht der Fall zu sein scheint — darf ich fragen, was mir die Ehre verschafft?“

„Aus freiem Willen komme ich nicht, darauf können Sie sich verlassen; was übrigens vorbei ist, mag vorbei sein, ich will's nicht wieder aufrühren. Ich bin gekommen, um die Miete für Adam Linnewehrts Haus zu bezahlen; da liegt das Geld. Wenn Sie darüber quittiert haben, will ich noch eine Frage an Sie stellen.“

Der Reeder nahm eine zweite Prise und musterte während dieser Prozedur seinen Besucher verstohlen von der Seite. Dann nahm er langsam ein Tintenfaß von einem Schrank herab, zog einen Bogen Papier aus der Schublade und setzte sich nieder, um die Quittung zu schreiben.

„Hm,“ sagte er, auf das Papier blickend. „Das ist ja aber merkwürdig! Sie also wollen für Adam Linnewehrt die Miete bezahlen? Na, mir soll's recht sein; Fischer Linnewehrt ist ein braver, ehrlicher Mann, und er hat auch eine hübsche Tochter.“

„Da ist das Geld,“ sagte Brumund kurz. „Zählen Sie's.“

„O, das wird schon richtig sein, daran zweifle ich gar nicht,“ nickte Quense; dabei aber nahm er jeden Kassenschein einzeln auf, befangerte ihn und prüfte ihn sorgfältig auf allen Seiten. „Sagten Sie nicht, daß Sie noch etwas fragen wollten?“

„Ja,“ antwortete Brumund, sich gegen Karrach wendend. „Ich will wissen, wie es sich mit dem Gerücht verhält, daß der Graf Peter verloren gegangen, und daß Radbod Falk dabei ums Leben gekommen sein soll.“

Der Reeder zog sein großes, seidenes Taschentuch hervor und schnaubte sich mit sonorem Schmerz die Nase.

„Ich bin leider in der traurigen Lage, Ihnen jenes Gerücht bestätigen zu müssen,“ begann der Reeder in winselndem Ton. „Es ist wahr, nur zu wahr — ich weiß zwar nicht, von wem Sie's gehört haben können, da ich selber erst vor wenigen Minuten die Nachricht erhielt. Die Brigg war eins der besten Schiffe, die jemals die See befuhren, aber sie geriet in Brand, und mein armer junger Freund, der noch im letzten Augenblick die Papiere und das Logbuch bergen wollte, fand seinen Tod entweder durch die Explosion eines Pulverfasses oder aber in den Wellen. Ist's nicht so Karrach?“

„So ist's,“ grunzte der Gefragte, sein Glas leerend. „Er war ein tüchtiger Junge, aber gegen die Explosion konnte er doch nicht an — Fardohmi!“

Cornelius Brumunds Blick wanderte forschend von dem einen zum anderen, dann schlug er mit seiner schweren Faust auf den Tisch, daß Tintenfaß, Gläser und Flasche klirrtten und tanzten.

„Hören Sie, Quense,“ — er redete denselben niemals mit Herr an, wenn er gegen ihn aufgebracht war, — „wir haben nicht zum erstenmal Streit miteinander. Zum Glück brauche ich keinen Pfifferling nach Ihnen zu fragen. — Merken Sie sich, was ich Ihnen jetzt sage. Ich werde diese Angelegenheit untersuchen lassen, und ist dabei etwas nicht in der Ordnung — ich finde es heraus, das verspreche ich Ihnen!“

„Nun bitt' ich aber!“ rief der Reeder, die Hände emporhebend. „Das ist ja aber merkwürdig! Sie reden gerade, als ob ich mir das Haus über meinem eigenen Kopf anzünden könnte! Immerhin aber sollen Sie alles erfahren, was der Versicherungsagent, Advokat Fortkamp, über diesen tief traurigen Fall ans Licht fördern kann.“

Cornelius Brumund sagte sich, daß er vielleicht zu schroff aufgetreten war.

„Ich werde Ihnen für die Information dankbar sein,“ entgegnete er. „Auch ich denke Erkundigungen einzuziehen, und ich will hoffen, insolge derselben meine gegenwärtige Ansicht ändern zu können. Sie wissen sehr wohl, Reeder Quense, daß ich alle Veranlassung habe, an Ihrem Worte zu zweifeln — besonders, wenn es sich um Rabbod Falk handelt.“

Joan Karrach glogzte und trank.

Der Reeder leistete sich eine Extraprise.

Cornelius Brumund verließ das Haus, er machte aber keinen Versuch, Mine Pophusen noch einzuholen.

Neuntes Kapitel.

„Ertrunken!“

Sie wiederholte das Wort leise, entsetzt — sie wiederholte es immer wieder, als wollte sie die ganze Bedeutung desselben aus dem Klange lernen.

Sie drückte die gefalteten Hände gegen die Brust. Ihre Augen blickten abwesend weit über die See hinaus, als suche sie nach einer Erklärung in der dunstigen Ferne.

Sie war erschüttert, betäubt, aber ruhig. Sie schrie nicht, sie weinte auch nicht — sie wiederholte nur immer das eine Wort, in welchem ihr ganzer unersehlicher Verlust ausgedrückt war.

Sie stand vor dem leeren Kuhstall, wo sie nach Eiern gesucht hatte, als Mine Pophusen ankam. Gertje saß auf dem alten Boot, bewunderte seinen neuen Hut und unterhielt sich dabei mit Peter. Mine beobachtete des Mädchens Züge, eine gewisse grimme Sympathie auf ihrem eigenen, gebräunten Gesicht.

Sie hatte ihre Neuigkeit so vorsichtig als möglich angebracht, dennoch aber war der Schlag mit vernichtender Wucht auf des armen Mädchens Herz gefallen.

„Du mußt's ertragen, Bertha,“ nahm sie nach einer langen Pause wieder das Wort. „Andere Leute müssen ihr Leid auch tragen. Zuerst kommt's einem ja hart an, ich weiß das wohl, aber Du sollst sehen, in ein paar Tagen wird Dir's schon viel leichter sein. Ein gebrochenes Herz ist eher kuriert als ein zerbrochener Topf, verlaß Dich darauf; und das ist auch gut, besonders für uns arme Weibsleute, die so viel im Leben auszuhalten und zu tragen haben.“

Wohl hörte Bertha die Stimme der Trösterin, die Worte

aber blieben leerer Schall für sie. Sie starrte die Fischhändlerin an.

„Aber es kann doch, es kann doch nicht wahr sein!“ sagte sie in herzbrechendem Tone. „Es hat's ja doch niemand gesehen!“

„Es hat ihn aber auch niemand wieder heraufkommen sehen. Du mußt kein Wunder erwarten, Kind. Durch das Warten auf Wunder habe ich in meinen Tagen mehr Herzeleid erfahren, als durch wirkliches Unglück. Aber so sind wir arme Menschen; wir sehen nach den Wolken, die wir nicht erreichen können, und fallen dabei in den Graben. Ich sagte ja auch gern, es sei nicht wahr, aber das wäre eine Lüge und später käme Dir's dann um so härter an.“

„Ertrunken!“ murmelte Bertha, die Hände vor die Stirn drückend. „Er kommt nie wieder. — Er kommt nie wieder zu mir! Und ich habe doch Tag und Nacht auf ihn gewartet und gehofft, er sollte uns in unserem Elend beistehen! Hätte ich diese Hoffnung nicht gehabt, ich hätt's ja nimmermehr ertragen — und nun —“

Sie setzte sich auf einen Stein, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Mine schaute ihr mitleidig zu.

„In der See gibt's noch gute Fische genug, auch bessere noch, als wir schon gehabt haben —“

Mit diesem letzten, aufmunternden Wort ging sie ins Haus. Hier setzte sie die alten Leute kurz von der Katastrophe in Kenntnis. Sie wartete aber weder auf Frau Cinnewehrts ihr schon vorher bekannte Antwort, noch auf die Fragen, die Adam an sie zu richten sich anschickte.

„Ich kann mich nicht länger aufhalten,“ sagte sie. „Draußen steht mein Wagen noch halb voll.“

Unter der Thür wendete sie sich noch einmal zurück.

„Macht der Bertha nicht unnötig den Kopf warm; das arme Mädchen hat genug zu tragen.“

Damit eilte sie fort, um ihr Tagewerk wieder aufzunehmen, das sie Cornelius Brumund und seinen Freunden zu Gefallen unterbrochen hatte.

Gertje folgte seiner Mutter diesmal nur zögernd. Er schaute oft zurück und blieb sogar mehrmals stehen, als wolle er umkehren.

„Was hast Du?“ fragte Mine. „Worauf wartest Du?“ Gertje trabte heran und schritt neben der Mutter weiter.

„Warum hat die Bertha geweint?“ fing er an.

Sie sagte es ihm; sie beantwortete stets alle seine Fragen ernst und ausführlich, so kindisch dieselben auch sein mochten.

„Ertrunken? Wo ist er denn nun?“

„Tief unten auf den Grund der See. Er ist tot — wir werden ihn nie wiedersehen.“

Gertje dachte eine Weile über das Gehörte nach, dann lachte er fröhlich auf.

„Bleibt er da unten — da unten bei all den Fischen? Haha? Wie er da wohl herumkriecht und schwimmt!“

Die Mutter sah ihn traurig an und setzte kopfschüttelnd ihren Weg fort.

Bertha trug ihren Schmerz still und ergeben. Ihr Antlitz wurde ein wenig hagerer und ab und zu hielt sie bei der Arbeit inne, um ins Leere zu starren; sonst aber verkündete nichts das Leid, das an ihrem Herzen fraß.

Die Welt war finster und öde für sie geworden, denn sie hatte nichts mehr, dem sie hoffend entgegenschaun konnte. Jetzt galt es nur noch, sich mit einem Tag nach dem andern abzufinden, ohne Ruhe, ohne Rast; die winkte ihr erst im Grabe.

Es verging eine volle Woche, ehe Cornelius Brumund sich wieder im Fischerhäuschen einstellte. Er wußte, wie Bertha litt und fürchtete sich, sie in ihrem heftigsten Schmerz zu sehen. Inzwischen hatte er seine Erkundigungen eingezogen und die Angaben des alten Quense über den Untergang der Brigg und das Ende Radbod Falks bestätigt gefunden. Unaufgeklärt war nur noch, wie das Feuer an Bord des Fahrzeugs ausgekommen war.

Der Versicherungsagent hatte ihm die verschiedenen mit der Mannschaft aufgenommenen Protokolle vorgelegt. Nur die Aussagen Karrachs enthielten eine Andeutung hinsichtlich des Brandes; es hieß darin, daß einer der Matrosen mit einer Laterne im Raume gewesen sei, und daß gleich darauf das Feuer ausgebrochen wäre. Seiner Ueberzeugung nach konnte dieser Matrose kein anderer gewesen sein, als Falk; auch hielt er es nicht für unwahrscheinlich, daß Falk nur deshalb noch so lange an Bord gezögert hätte, weil er sich vor den Folgen seiner strafwürdigen Nachlässigkeit fürchtete.

Der Agent, Advokat Fortkamp, hatte die Leute persönlich

vernommen; nur einer fehlte, der Steuermann Wittmarsch, der vom nächsten Hafen aus nach China gefegelt war.

Brumund war entschlossen, Wittmarsch persönlich aufzusuchen, sobald derselbe von seiner Reise zurückgekehrt sein würde. Er behielt diese Absicht jedoch für sich.

Obgleich Adam Linnewehrt und seine Frau das traurige Ereignis lang und breit mit ihm besprachen, so fiel dennoch zwischen ihm und Bertha darüber kein Wort. Er sah ihren Kummer und respektierte denselben durch Schweigen.

In seiner Brust war aufs neue eine Hoffnung erwacht, allein er hütete sich, ihr dieselbe voreilig aufzudrängen. Er wartete geduldig seine Zeit ab und verbarg den glühenden Anbeter unter dem Mantel teilnehmender Freundschaft.

Wenigstens versuchte er dies; er bildete sich auch ein, daß es ihm gelänge. Allein jeder, der offene Augen hatte, konnte des würdigen Großbauern Geheimnis leicht durchschauen. So gutherzig, hilfsbereit und großmütig er auch gegen jeden war, der sich in Not befand, so erkannte man doch bald, daß sein Interesse für Adam Linnewehrt und dessen Haus noch ganz besondere Gründe haben mußte.

Der Sommer verstrich, auch der Herbst war schon bald zu Ende, und noch immer hatte er nicht gesprochen. Mehr als einmal war er nahe daran gewesen, aber er hatte das Wort wieder verschluckt, als er an Berthas trüb sinnenden Blicken erkannte, daß ihre Gedanken bei dem Verlorenen weilten.

„Sie würde alles weit eher überwinden, wenn sie verheiratet wäre,“ hatte er dann zu sich selber gesagt. „Ich wünsche zu Gott, daß der arme Mensch noch lebte, oder daß mein Herz nicht so an dem Mädchen hänge!“

Endlich bot sich die langersehnte Gelegenheit, allerdings unter etwas trüben Auspizien.

Um die Zeit des Herbstmarktes verschlimmerte Mutter Linnewehrts Zustand sich wieder einmal derart, daß der Arzt zu Hilfe gerufen werden mußte. Derselbe verordnete hauptsächlich eine kräftige, sachgemäße Ernährung der Kranken und erwähnte dabei eine Reihe von Leckerbissen, die für Bertha jedoch gänzlich unerschwinglich waren.

Das Erstaunen des Mädchens war daher groß, als wenige Stunden nach des Doktors Weggang sich ein Knabe mit einem Korbe einstellte, der alle die guten Dinge enthielt, die der Arzt vorhin empfohlen hatte. Sie wußte sogleich, aus

wessen Hand die Gabe kam, obgleich der Knabe behauptete, vom Doktor selber geschickt worden zu sein. Cornelius Brumund hatte den letzteren auf dem Markte getroffen, nach Frau Linnewehrts Befinden gefragt und dann die Nahrungsmittel und Erfrischungen, deren Beschaffung den armen Fischerleuten sonst unmöglich gewesen wäre, hinaufgeschickt.

Am Nachmittag erschien der Großbauer persönlich. Bertha begegnete ihm auf der Schwelle und sprach ihm ihren Dank aus.

„Sie legen uns täglich neue Verpflichtungen auf,“ sagte sie in der ruhigen, traurigen Weise, die sie seit einiger Zeit zur Schau trug, „und ich glaube nicht, daß wie jemals die Schuld werden abtragen können. Oft sage ich mir auch, daß Sie nicht einmal den Dank von uns erhalten, der Ihnen zukommt. Aber im Herzen fühlen wir's, was der Mund nicht aussprechen kann.“

Wie alle wahrhaft edel denkenden Menschen geriet auch Brumund diesen Dankesäußerungen gegenüber in Verlegenheit.

„Ich weiß, Bertha,“ sagte er. „Aber wie geht's der Mutter?“

„Besser. Sie schläft jetzt.“

„Das ist gut —“

Er stockte und drehte den Hut in den großen Händen.

„Ich möchte — ich habe — ich — ich wollte — Bertha —“

Er sagte plötzlich des Mädchens Arm.

Ihre traurigen Augen überflogen forschend sein Gesicht; sie ahnte und fürchtete, was nun kommen würde.

„Ich wollte Ihnen schon lange etwas sagen, Bertha,“ redete er hastig weiter, indem er seine Blicke nicht von ihrer Hand erhob, „aber ich hab's unterdrückt, um Ihnen nicht Kummer zu bereiten. Sie können's aber heute so gut hören, wie ein andermal.“

Sie wendete ihr Gesicht ab.

„Was ist's Herr Brumund?“ fragte sie leise.

„Ich wollte Sie bitten, meine Frau zu werden, liebe Bertha,“ sagte er treuherzig und mit bewegter Stimme. „Das war's. Sehen Sie, dann sind Sie die Schuld auf einmal los, die Sie mir gegenüber zu haben meinen und die Sie so beunruhigt. Im Vergleich mit Ihnen bin ich vielleicht ein alter Mann, aber Sie kennen mich, und so lange ich

lebe, sollen Sie mich nicht anders finden als heute. Ich will mir Mühe geben, Sie glücklich zu machen, und Ihre Eltern sollen aller Sorge enthoben werden. Das war's Bertha, was ich Ihnen sagen wollte."

Sie nahm seine schwere Hand in ihre beiden Hände und drückte sie warm und innig.

"Sie sind uns ein treuer Freund gewesen in unserer Not," antwortete Bertha in tiefer Bewegung, "und wenn Sie verlangt hätten, ich solle mein Leben für Sie lassen, ich hätt's gern und willig getan. Aber — o, seien Sie mir nicht böse! — Ihre Frau kann ich nicht werden — denke ich doch immer nur an ihn, der so weit fort ist!"

"Die Wunde wird heilen, liebe Bertha, mit der Zeit. Jetzt können Sie nicht mehr die Seine werden, sonst hätte ich das Wort nicht gesprochen. Wohl aber liegt es jetzt in Ihrer Hand, drei Menschen glücklich zu machen. Um dieser drei Menschen willen, Bertha, bitte ich Sie, weisen Sie mich nicht zurück."

Der innige, einfache Ernst seiner Redeweise ging ihr zu Herzen. Sie war nicht schüchtern; seine Worte verfehlten ihre Wirkung auf sie nicht, zudem war sie auch schon lange auf solch einen Antrag vorbereitet gewesen.

"Ich weiß, daß er nicht wiederkommen wird, aber alle meine Gedanken sind bei ihm, nur bei ihm — könnte ich Ihnen da ein rechtschaffenes, treues Weib sein? Nein, Herr Brumund, und deshalb bleibt mir nur der einzige Beruf, meinen Eltern zu helfen und beizustehen."

"Recht, liebe Bertha, das aber können Sie am besten als die Großbäuerin auf Neuenkoop. Dadurch aber, daß Sie dem Verstorbenen ein treues Gedenken bewahren, werden Sie nimmermehr eine schlechtere Gattin und Hausfrau werden."

"Lassen Sie mir ein wenig Zeit zum Ueberlegen — bis morgen. Heute kann ich Ihnen noch keine Antwort geben."

"Ich will Sie nicht drängen," versetzte er, seine klaren Augen mit herzlicher, sehnsüchtiger Liebe auf ihr zur Seite gewendetes Antlitz heftend. „Dielleicht hätte ich noch schweigen sollen, aber es war ein hartes Stück Arbeit, die Gedanken und Empfindungen zu bemeistern, die ich schon so lange mit mir herumgetragen habe. Ich konnt's nicht länger unterdrücken — Bertha, liebe Bertha, Sie sind mir teurer, als

das Licht des Himmels! Gott verzeihe mir, wenn ich mich mit solchen Worten versündige, aber das ist die Wahrheit. All das Geld, das ich erworben und gespart, all mein Besitz, den ich mir durch dreißigjährige harte Arbeit geschaffen — all das ist wertlos für mich im Vergleich mit Ihnen! Gern gäbe ich alles hin, wenn ich Sie mir dadurch näher bringen könnte!“

„O still, Herr Brumund! Lassen Sie mich nichts mehr hören!“ rief sie, sich von ihm losmachend.

Die Leidenschaftlichkeit des Mannes ließ sie erzittern; sie fühlte, daß sie derselben nichts entgegenbringen konnte.

„Ich muß mich heute aussprechen und sollte ich auch fortan kein Wort mehr zu Ihnen reden dürfen. Ich weiß wohl, es ist schier lächerlich für einen Mann in meinem Alter, solche Reden zu führen. Allein ich kann mir nicht helfen. Ich werde getrieben — ob von einem Engel oder von einem Teufel, ich weiß es nicht — aber ich kann nicht widerstehen. Ich möchte weinen, wie ein Kind, und bin doch alt genug, um Ihr Vater zu sein. Die Leute lachten mich aus, wenn sie wüßten, wie ich hier stehe, aber ich kann nicht anders. Lachen Sie nicht über mich, Mädchen, ich geriete sonst leicht von Sinnen.“

„Gott im Himmel weiß, wie gern ich Ihnen die Liebe entgegen brächte, die Sie verdienen!“ rief sie im Impuls des Augenblicks.

Kaum aber waren die Worte über ihre Lippen, da hätte sie dieselben gern zurückgenommen, denn sie fürchtete, und mit gutem Grund, daß er nun den Wunsch für gleichwertig mit der Verwirklichung desselben halten werde.

„Das waren süße, teure Worte, liebste Bertha, beseligende Worte für einen, der weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister gekannt hat, der seinen Lebenslauf als Viehhirte angefangen und sich bitter und sauer durch die Welt schlagen mußte und dabei nie gewußt hat, was es heißt, von einer Menschenseele um seiner selbst willen geliebt zu werden — Sie brauchen nicht vor mir zurückzuweichen, Bertha. So heiß meine Liebe zu Ihnen auch ist, so werde ich doch nicht vergessen, daß ich Cornelius Brumund bin, ein Mann von fünfzig Jahren, Sie aber ein junges Mädchen, dessen Herz Mitleid für mich empfindet, und weiter nichts.“

„Ich täte alles, alles, alles — nur das nicht —“
Sie schwieg hoch erröthend.

„Das aber ist das einzige, woran mir auf der Welt noch etwas gelegen ist. — Kommen Sie, bringen Sie Sonnenschein in mein Haus, Sie sollen's nie bereuen; ich will Sie so glücklich machen, wie dies in eines Menschen Macht liegt!“

„Ich glaub's Ihnen,“ versetzte Sie aufrichtig.

„Auf morgen also. Morgen werden Sie mir sagen, ob Sie die Großbäuerin auf Neuenkoop werden wollen oder nicht.“

„Ja, auf morgen.“

„Meine Einwilligung haben Sie heute schon,“ sagte Adam Linnewehrt, der soeben aus der Thür getreten war, um sich nach seiner Tochter umzuschauen.

„Dank Ihnen, Adam; zuerst aber muß ich die Ihrer Tochter erlangen.“

„Die kriegen Sie morgen, Brumund, die kriegen Sie morgen.“

„Wir werden sehen.“

Bertha huschte ins Haus; auch Brumund entfernte sich schnellen Schrittes. Er wollte aus dem Einfluß des Vaters keinen Vorteil ziehen, der, wie er nun wußte, zu seinem Gunsten in die Wage gelegt werden würde.

Zehntes Kapitel.

Adam Linnewehrt hatte gern seine Zustimmung gegeben, als Radbod Falk ihn um die Hand seiner Tochter bat; es erfüllte ihn mit Genugthuung und Stolz einen Mann zum Schwiegersohn zu erhalten, der in den Augen der meisten Bewohner des Städtchens für einen Günstling, wenn nicht gar für den Adoptivsohn und mutmaßlichen Erben des alten Nikola Quense galt.

Sehr enttäuscht war er daher, als Radbod die Hochzeit aufschob und an Bord des Graf Peter von Oldenburg in See ging, weil derselbe die Mittel zur Uebernahme des Hubermeister, Marschland

hofes nicht rechtzeitig erlangen konnte. Er hoffte aber, daß die Sache doch noch zu stande kommen würde.

Dann war die Kunde von Radbods Tod eingetroffen.

„Ach, der arme Junge!“ hatte der Fischer bedauernd ausgerufen. „Und gleich auf der ersten Ausreise! „Ja, aber sterben müssen wir alle, der eine früher, der andere später.“

Jetzt aber hatte Cornelius Brumund, der Großbauer von Neuenkoop, seiner Tochter einen Antrag gemacht. War Adam damals schon stolz gewesen, so war er's nun noch zehnmal mehr bei dem Gedanken, daß Bertha die Herrin eines so reichen und schönen Großbauernhofes werden sollte.

Gegen Abend, als Mutter Sinnwehrt sich durch des Doktors Medikamente und Brumunds Leckerbissen und Wein wieder ein wenig gekräftigt fühlte, setzte der Fischer sich an ihr Bett und rückte mit seiner Neuigkeit heraus, die er während des Tages nur mit Mühe bei sich behalten hatte.

Bertha saß mit ihrem Strickstrumpf der Mutter gegenüber, den Kopf gesenkt, die Finger in eifriger Bewegung. So hatte sie schon seit einer halben Stunde gefessen, ohne ein Wort zu reden. Sie begann niemals eine Unterhaltung mit den Eltern zuerst. In des Fischers Augen war sie noch dasselbe Kind wie ehemals, er in den ihren aber der Vater und Herr, dem man gehorchen und Rede stehen mußte, den man aber nicht anreden durfte, wie sonst etwa den ersten besten Bekannten.

„Hast Du Dir überlegt, was Brumund Dir gesagt hat, Bertha?“ begann Adam ohne weitere Vorrede.

Das Mädchen schreckte zusammen; eine der glatten Nadeln entglitt ihren Fingern und in Verwirrung bemühte sie sich, die Maschen wieder aufzunehmen. Ihre Hände bebten jedoch so heftig, daß der Schaden nur immer größer wurde. Sie wußte, daß die Entscheidung gekommen war.

Noch niemals hatte Adam so lange auf eine Antwort von seiner Tochter warten müssen. Er wiederholte daher seine Frage in strengerm Ton.

„Was ist mit dem Mädchen,“ rief er ungeduldig, als Bertha noch immer zögerte. „Hast Du nicht gehört, was ich sagte?“

„Ja, Vater, ich hab's gehört,“ antwortete sie erregt und noch immer mit den widerspenstigen Maschen beschäftigt.

„Warum redest Du dann nicht? Warum hochst Du da wie taub und stumm?“

„Ich wollte ja reden, Vater. — Ich habe mir's auch überlegt — aber —“

„Nun? Was soll das „Aber“?“

„Ich kann ihn nicht nehmen, Vater — ich darf ihn nicht nehmen.“

Sie wurde ruhiger; das Schlimmste war gesagt. Noch aber hatte sie die Blicke nicht von ihrer Arbeit erhoben, die sie jetzt mit erneutem Eifer wieder aufnahm.

Der Fischer riß die Augen auf und machte eine so heftige Bewegung, daß der Schmerz in seinem gelähmten Arm ihm ein Stöhnen auspreßte, was keineswegs zu seiner Bessänftigung beitrug.

„Du kannst ihn nicht nehmen — Du darfst ihn nicht nehmen?“ rief er, sobald sein Unwille ihn wieder zu Worten kommen ließ. „Und warum nicht, wenn man fragen darf? Ist er etwa kein reicher Mann oder kein guter und rechtschaffener Mann? Laß Dir sagen, Mädchen, da ist kein lediges Weibsen in ganz Abbehauserfled, das nicht mit tausend Freuden nach solch einem Manne griffe!“

„Er ist alles, was Du sagst, Vater — aber ich kann ihn nicht nehmen — ihn so wenig als einen anderen.“

„Und warum nicht — wenn man nochmal fragen darf?“

Er schlug mit der gesunden Hand auf sein Knie, daß es schallte.

Die Mutter wendete ihren Kopf herum und warf der Tochter einen bittenden Blick zu.

„Weil ich nicht darf,“ entgegnete Bertha, leise aufschluchzend. „Ich hab's ihm selber gesagt — weil ich doch nicht seine Frau sein darf, wenn mein ganzes Herz draußen im tiefen Meer beim Rabbod ist.“

„Aber Mädchen, was für ein Geschwätz ist das! Du kannst doch keinen toten Mann heiraten! Und ich sage Dir, solch einen Antrag kriegst Du in Deinem Leben nicht wieder.“

„Ich will gar keinen Antrag, Vater, und um des Geldes willen allein nähme ich nimmermehr einen Mann. Ich achte und ehre Herrn Brumund, ich bin ihm dankbar und von Herzen gut, und wenn er so arm wäre, wie Rabbod gewesen ist, ich nähme ihn dennoch lieber als jeden anderen — aber ich werde niemals heiraten.“

Sie hatte die Maschen aufgenommen und strickte nun

weiter. Tränen glänzten in ihren Augen und rannen über ihre Wangen hinab.

Der Fischer saß steif aufrecht und sah sie finster an. Zum erstenmal hatte seine Tochter offene Widerseßlichkeit gezeigt, das war so unerhört, als hätte er sie bei dem schwärzesten Verbrechen ertappt.

„Da hört alles auf!“ rief er endlich. „Das hätte ich denn doch nicht gedacht! Man ist alt geworden und hat sich gequält und abgearbeitet sein Leben lang und Dich rechtschaffen und in Sorgen auferzogen — und nun will meine eigene Tochter nicht tun, was ich von ihr verlange — was ich bloß zu ihrem eigenen Besten von ihr verlange!“

„Ich bin Dir noch niemals ungehorsam gewesen, Vater, und würde auch jetzt gern Deinen Willen tun, aber ich kann doch nicht! Du weißt nicht, wie mir davor gebangt hat, Dir Nein zu sagen, da ich's doch so gut haben könnte, wenn ich Ja sagte!“

„Das ist lauter Geschwätz und ich will davon nichts weiter hören! Mancher Narr hat warme Suppe verachtet und wäre hinterdrein froh gewesen wenn er kalte gekriegt hätte. Ich sage Dir, Du bist meine Tochter nicht mehr, wenn Du morgen dem Großbauern nicht sagst, daß Du ihn nehmen willst — und zwar von Herzen gern!“

Bertha erhob den Kopf, ihre Wangen waren dunkelrot, und sie würde dem Vater eine noch entschiedenerere Antwort gegeben haben, wenn sie nicht das bleiche, bittende Gesicht der Mutter gesehen hätte.

„In meinem ganzen Leben ist mir noch nicht solch eine Dummheit vorgekommen!“, fuhr Adam zornig fort. „Du willst Deinem Vater und Deiner Mutter und solchem Manne, wie Brumund ist, zuwider sein, und das alles um einen Menschen, der längst ertrunken ist! Dein Betragen wäre schon schlimm genug, wenn er noch lebte. Ich sage Dir hiermit kurz und gut, Du gibst Brumund morgen Deine Zusage, oder Du sollst noch was erleben! Deine Mutter und ich, wir sind alte Leute, die's nicht mehr lange machen werden, aber ich hätte doch nicht geglaubt, daß unsere paar letzten Tage uns noch so verbittert werden würden durch unsere eigene Tochter! Ich meinte immer, wir wären auch ohnehin schon elend genug.“

Man muß jedoch dem alten Fischer Gerechtigkeit widerfahren lassen; sein Eifer galt keineswegs seinem eigenen

Dorteil, er dachte nur immer an das Wohl seines Kindes, und sein innigster Wunsch war, Bertha wohl versorgt zu sehen, noch ehe er die Fahrt ins Jenseits antreten mußte. Wenn dann, durch den reichen Schwiegerohn, auch sein Lebensabend von Sorgen entlastet wurde — um so besser, und es muß zugegeben werden, daß diese Erwägung, die ihm erst ganz zuletzt kam, seine Ungehaltenheit über der Tochter Ungehorsam noch ein wenig verschärfte.

Bertha gab auf des Vaters letzten Ausbruch keine Antwort; auch er schwieg fortan und ging dann mürrisch zu Bett.

Am folgenden Tage erschien der Großbauer, der Verabredung gemäß. Sein offenes Gesicht trug seine innere Unruhe zur Schau. Adam saß vor der Thür.

„Meine alte Frau fühlt sich heute besser,“ sagte der Fischer, unbehaglich in seinem Stuhle rückend. „Bertha ist in der Küche. Treten Sie ein, Brumund.“

Die Sonne schien hell und warm auf den alten Mann hernieder, aber finstere Sorge lagerte auf seiner furchenreichen Stirn.

Bertha war mit dem Abwaschen des Geschirrs beschäftigt.

Der Großbauer meinte, sie noch nie so bleich gesehen zu haben. Ihre Stimme klang noch leiser und trauriger, als sonst, als sie ihm „Guten Tag“ bot.

Cornelius Brumunds Herz wurde schwer; das war keine sonderliche Ermutigung für seine Liebessehnsucht, denn er war als Fünfziger noch ein so enthusiastischer Freierwerber, wie man dies höchstens von einem Zwanzigjährigen erwartet hätte. Er hatte in der vergangenen Nacht kein Auge zugehlan — die erste schlaflose Nacht seines Lebens.

Er blieb in der Mitte der Küche stehen und wickelte nervös und verlegen das Ende seiner Reitpeitsche um die Finger.

Bertha trocknete das Geschirr ab; beide waren sich der Peinlichkeit der Szene bewußt.

„Sie sind gekommen, um zu hören, wie ich mir Ihre Frage überlegt habe,“ begann sie unsicher.

„Ja, Bertha, wenn ich etwas anfangen, dann will ich auch bald das Ende sehen, sei's gut oder schlecht; die Ungewißheit verdreht mir den Kopf, und so lange sie dauert, kann ich keinen vernünftigen Gedanken fassen.“

„Ich will Sie nicht warten lassen. — Mir ist's, als

stände ich mit einem Fuß im Boot und mit dem anderen auf dem Land — man weiß dann nicht, ob vor- oder rückwärts.“

„Sie haben sich also noch nicht entschieden?“ fragte er ein wenig ungeduldig.

Er schaute ihr gespannt ins Gesicht. Sie wischte langsam einen Teller ab.

„Sie wissen, wie ich an Radbod denke, und Sie meinten, das habe mit Ihrem Antrag nichts zu tun. Das ist ein neuer Grund für mich, Sie zu ehren und zu achten. Aber ich kann für Sie nicht das fühlen, was ich für Radbod gefühlt habe, und wäre ich allein auf der Welt, dann müßte ich Ihnen ein Nein sagen, gerade weil ich Sie so hoch verehere und weil Sie eine Frau haben müßten, die Sie verdient —“

„Aber was nützt mir das, wenn ich die Frau nicht liebte?“ unterbrach er sie eifrig.

„Darauf kann ich nicht antworten,“ versetzte sie, wobei sie trotz ihres Kummers lächeln mußte, was Brumund für ein günstiges Omen ansah. „Aber ich wollte sagen, daß ich nicht allein auf der Welt stehe und um der Eltern willen, die meine Hilfe so nötig brauchen, und um dessen willen, was wir Ihnen schulden, will ich Ihren Antrag annehmen und versuchen, Ihnen eine treue und gewissenhafte Frau zu werden.“

„Topp!“ rief Brumund in lauter Freude, dann nahm er sie in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf den Mund, der so weit schallte, daß man an seinem überwallenden Glück nicht zweifeln konnte. Der Teller zerbrach klirrend auf den Fliesen, aber niemand achtete darauf.

Der Bräutigam war hoch begeistert, die Braut still und kalt. Zur rechten Zeit fiel ihr ein, daß ihr Benehmen ihn schmerzen könnte. Sie blickte ihn freundlich an und versuchte zu lächeln.

„Du wirst mir nicht böse sein, wenn ich noch nicht, so heiter bin, wie Du's vielleicht gern sähest; aber noch ist mir's immer, als müßte ich eher weinen als lachen.“

„Mach was Du willst, meine Herzenstaube, nur ändere Deinen Entschluß nicht wieder, ehe der Spruch des Pastors das unmöglich gemacht hat. Kind, Du hast mir ein Glück geschenkt, wie ich's vorher nimmer geahnt habe!“

„Ich hoffe inständig, daß Du Deine Freude niemals zu bereuen brauchst.“

„Das ist unmöglich, absolut unmöglich, sag' ich Dir!“

Schau mich einmal an, Kind. Sage mir, ob ich so aussehe, als ob ich mich jemals ändern könnte. Das liegt gar nicht in mir. Du hast mir neues Leben gegeben und mich wieder jung gemacht. An kleinen Hecheleien wird's ja auch bei uns nicht fehlen, die kommen überall vor; wir aber machen mit einem Kuß schnell alles wieder glatt und gehen dann zur Kirche oder zu Markt, so einträchtig wie zuvor."

Bertha fühlte sich unwillkürlich ein wenig erleichtert. Wie der Sonnenschein das Herz freier macht, so erhellte und durchdrang das warme Licht der großen Liebe dieses Mannes die finsternen Tiefen ihrer Niedergeschlagenheit und verlieh ihr wieder eine Vorempfindung der süßen Ruhe, die sie schon so lange nicht mehr gekannt hatte.

"Es wird mir immer eine innige Freude sein, Dich glücklich zu sehen, Cornelius," sagte sie beim Abschied.

Der Großbauer hatte darauf bestanden, die Hochzeit so bald wie möglich zu begehen, und Bertha widersetzte sich diesem Wunsche nicht.

"Das gibt wieder solch eine innige Freude für Dich, Liebste," lachte Brumund, „denn dann wirst Du mich überglücklich sehen.“

Elftes Kapitel.

An dem Sonntagmorgen, an welchem das Aufgebot des Großbauern Herrn Cornelius Brumund auf Neuenkoop mit der Jungfrau Bertha Linnewehrt „dahier“ von der Kanzel des kleinen Gotteshauses zu Abbehauserfleth verlesen wurde, gab es in ganz Ostfriesland keinen glücklicheren Menschen als den Bräutigam.

Stolz saß er auf der schmalen, steifelnigen Bank gerade dem Pastor gegenüber, und keine Wimper zuckte ihm unter dem neugierigen Anstarren der gesamten Gemeinde. Man musterte und betrachtete ihn, als sei er im Begriff, eine Tat auszuführen, die das Interesse aller, die ihn nur irgendwie kannten, auf das höchste herausfordern mußte. Auch diejenigen, die bisher nur dem Namen nach etwas von ihm wuß-

ten, sahen ihn sich genau an, als habe er plötzlich etwas getan, was ihn ganz besonders merkwürdig machte.

Die alten Ehepaare beobachteten ihn mit freundlich-ernstem Wohlwollen; die jungen, die eben erst selber den entscheidenden Schritt getan, stießen einander kichernd an. Die Jungfrauen dachten träumerisch an die Zeit, wo auch sie an die Reihe kommen würden, und gar manche hätte gern mit Sinnenwehrt's Bertha getauscht; da dies nun aber nicht mehr anging, so trösteten sie sich damit, daß sie einen so alten Mann schon längst hätten haben können, wenn sie nur gewollt hätten.

Radbod Falks Bekannte aber meinten, es sei doch empörend, die alte Liebe so schnell auszuziehen, um in eine neue hineinzuschlüpfen.

Die meisten der jungen Männer aber wünschten sich an Brumunds Stelle und wunderten sich, wie die hübsche Bertha solch einen „alten Knast“ hatte nehmen können. Dann aber dachten sie an den reichen Großbauernhof und faßten den vorübergehenden, aber grimmigigen Entschluß, das ganze selbstsüchtige und berechnende Weibervolk fortan gründlich zu verachten.

Sodann wendete sich die Aufmerksamkeit der Gemeinde von dem glücklichen Bräutigam auf Adam Sinnenwehrt. Der alte Fischer saß einsam auf seinem Platz, den beschädigten Arm mit einem großen, roten Taschentuch aufgebunden, in seinem Sonntagsstaat, reinlich, steif und regungslos. Stolz und Genugthuung erfüllten sein Vaterherz, daß seine Tochter Würde hier doch öffentlich bekannt gegeben, daß seine Tochter demnächst die Großbäuerin auf Neuenkoop sein würde. Er kam sich dadurch so hoch geehrt vor, als habe er selber eine Anerkennung persönlicher Verdienste erhalten.

Auf der Bank vor dem Altar saß der Reeder und Kirchenälteste Nikolas Quense, die spitze Nase mit einem eigentümlichen Grinsen auf sein Gesangbuch gerichtet.

Die Predigt des weißhaarigen, wettergeröteten Pastors war kurz und erbaulich, und der Gottesdienst erreichte bald sein Ende. Die Leute verließen langsam und still die Kirche und zögerten dann noch in Gruppen von zweien und dreien draußen auf dem Friedhof zwischen den Gräbern, um nachbarliche Grüße auszutauschen und ein wenig über das Wetter, die Schifffahrt, den Fischfang, die Ernte, die Predigt und sonstige Dinge zu plaudern.

Hier empfing auch der Großbauer die Glückwünsche seiner Bekannten, die er mit gutmütigem Dank entgegennahm.

Der Reeder Quense kam, gestützt auf den sonntäglichen, goldbeknaufsten Rohrstock, ebenfalls herangehinkt.

„Mag's Ihnen gut gehen, Herr Brumund,“ sagte er, die dünnen Lippen zu einem Lächeln verziehend, „möge der Herr Ihnen recht viele Jahre mit Ihrem hübschen Weibchen bescheren. Sie verstehen's, das muß man sagen! Sie erzielten die besten Ernten auf Ihrem Lande, Sie züchten das schönste Vieh, und nun gehen Sie mit dem schönsten Mädchen der Stadt auf und davon. Hähähä!“

Er zog seine silberne Dose hervor und nahm kichernd eine Priese.

„Sehr liebenswürdig von Ihnen,“ entgegnete Brumund kalt, und trat auf die Seite.

Quense aber humpelte mit boshafter Freundlichkeit hinter ihm her.

„Ja,“ grinste er, „sie ist ein hübsches Bräutchen, aber aus dem armen Falk kann sie sich doch nicht viel gemacht haben, wie's den Anschein hatte, sonst hätte sie ihn nicht so in aller Eile vergessen.“

Cornelius blieb stehen; ein finsterner Schatten überflog sein Gesicht. Ihm war, als würfe diese Erwähnung Radbods einen Flecken auf Bertha und auch auf ihn. Zorn erwachte in ihm und goß einen Tropfen Bitterkeit in seinen Freudenbecher. Der Schatten zog jedoch vorüber, die Sonne schien heut zu hell.

„Das wird sie mit sich selber abzumachen wissen, Quense,“ entgegnete er ruhig. „Sie weiß sehr wohl, daß der Tote nicht wiederkommen kann, und wenn sie sich auch die Augen nach ihm ausweinte und eine alte Jungfer würde.“

„Und darum tröstet sie sich mit einem anderen Mann. Das sieht dem Weibervolk ähnlich.“

„Ganz recht. Wissen Sie übrigens schon das Neueste? Jan Klauhorn sagte mir, der Schmuggel in Branntwein und Tabak von Holland her nehme neuerdings wieder überhand.“

„Der Schmuggel ist verbrecherisch; er ruiniert den ehrlichen Handel.“

„So ist's. Sie machen ja wohl auch nebenbei ein gutes Geschäft mit Branntwein und Tabak, nicht wahr, Quense!“

„Wie's kommt,“ stammelte der Alte. Er griff nervös an seinem Meerrohr herum.

„Es wird Sie freuen, zu hören, daß die Steuerbeamten den Hauptschugglern auf der Spur sind, und mit aller Strenge gegen die Halunken vorgehen werden.“

„Das ist gut — gut für den ehrlichen Handel. Guten Morgen, Herr Brumund.“

Der Reeder hinkte davon, dem Gasthof zu, wo er seinen dicken Schimmel eingestellt hatte.

Brumunds gute Laune war wieder hergestellt; er war stets vergnügt, wenn ihm gelungen war, den alten Quense zu beunruhigen und zu ängstigen; augenscheinlich hatte die Neuigkeit denselben in Aufregung versetzt, trotz seiner Begeisterung für den ehrlichen Handel.

Das Aufgebot, anstatt an drei Sonntagen verlesen zu werden, war ein für allemal erfolgt; denn der Großbauer hatte es mit seiner Verheiratung gar eilig. Die Hochzeit sollte bereits am nächsten Mittwoch stattfinden.

Der Tag kam heran.

Die Trauung fand in der geräumigen Küche des Fischerhäuschens statt. Die roten Backsteinfliesen waren mit weißem Sand bestreut und an den ockergelben Wänden glänzte das Zinngerät wie Silber.

Frau Cinnewehrt fühlte sich so kräftig, daß sie, im Lehnstuhl am Herde sitzend, der Zeremonie beiwohnen konnte. Die Gäste bestanden aus zwei alten Freunden, deren Frauen und der Tochter des einen Paares, Eta Scheelken, einer Jugendspielin Berthas. Außerdem war Jan Klauhorn anwesend, der Sohn des nächsten Nachbarn des Großbauern. Eta und Jan fungierten als Brautjungfer und „guter Mann“.

Pastor Stührenberg, ein frischer, heiterer Greis, beglückwünschte die Mutter Cinnewehrt zu ihrem guten Aussehen und dem braven Entschluß an der Feier teilzunehmen; der blonden, drallen Eta prophezeite er, daß ihr in allernächster Zeit das Ehejoch drohe, und dem verschämt tuenden Jan gebot er, sich nunmehr ernstlich zu beeilen und ihm neue Arbeit zu verschaffen. Eta errötete und warf trotzig den Kopf auf, Jan Klauhorn aber wußte sich vor Verlegenheit kaum zu fassen.

Des guten Pastors Humor wirkte ansteckend und bald war alles in fröhlichster Laune. Bertha blühte wie eine Rose. Die Erregung hatte ihren Wangen die traurige Blässe genom-

men, die auf dem Antlitz einer Braut eigentlich auch nicht denkbar ist.

Als der Moment gekommen war, legte sie ihre Hand ernst, ruhig und vertrauend in die des so treu bewährten Mannes.

Der Bund fürs Leben war geschlossen.

Bertha stand wie im Traum; sie hörte sich als Frau Brumund begrüßen und begriff es kaum.

Draußen hielt der Wagen. Die „Lade“ der jungen Frau, ein hölzerner, bunt bemalter Kasten, der alle ihre kleinen Habseligkeiten enthielt, wurde hinausgeschafft. Dann nahm Bertha von Vater und Mutter Abschied.

„Ich wünsche Dir Glück und Wohlergehen, Großbäuerin Brumund,“ sagte Adam würdevoll und stolz. „Das ist ein großer Tag für mich, den ich Dir nie vergessen werde.“

Die Mutter küßte ihr Kind unter Tränen.

„Gott sei mit Dir,“ flüsterte sie. „Du warst mir eine gute Tochter. Möge Dein Leben frei bleiben von Kummer und Not.“

„Dafür lassen Sie mich sorgen, Mutter!“ rief Brumund in strahlender Freude.

Er hob sein Weib auf den Sitz, dann schwang er sich selber hinauf und faßte die Zügel. Noch ein herzliches, allseitiges Grüßen und der Wagen flog über den ausgefahrenen Landweg davon. Die Trauzeugen folgten in einem zweiten Fuhrwerk.

Er ließ die Pferde ausgreifen, daß die Funken nur so stoben. Er vermochte sich in seiner Glückseligkeit gar nicht zu fassen.

„Frau!“ rief er jauchzend. „Es nützt nichts, ich finde doch keine Worte! Ich kann Dir beim besten Willen nicht sagen, was ich empfinde!“ Er nahm Peitsche und Zügel in die Linke und umschlang sie mit dem rechten Arm. „Frau! Ich kann's nicht! Es ist — es ist einfach der Himmel! Hätte ich geahnt, wie wunderschön das ist — meiner Treu, ich hätte schon längst geheiratet!“

Ein lustiger Peitschenknall und weiter ging's in sausen-dem Galopp durch die Felder und die grünen Wiesen des ostfriesischen Landes. Als die Sonne unterging, erreichten sie den Hof, dessen stattliches, breit angelegtes, weißgetünchtes Wohnhaus ihnen gastlich inmitten seiner alten, prächtigen Linden entgegenwinkte.

Von dem ausgelassenen Jubel, mit dem die Leute des Großbauern und alle Nachbarn das neuvermählte Paar empfangen, soll hier weiter nichts erwähnt werden.

In den Scheuern waren lange Tafeln hergerichtet, ein reiches Gastmahl erwartete jeden, jung oder alt, arm oder reich, der des Großbauern unbegrenzte Gastfreundschaft in Anspruch nehmen wollte. Man aß und trank, solange man nur konnte, dann wurde Raum geschaffen und die Musikanten spielten zum Tanze auf.

Die junge Großbäuerin gewährte dem ältesten und angesehensten Nachbar, Jan Klauhorns Vater, den Ehrentanz, nachher zog sie sich zurück. Cornelius mußte noch einige Zeit in der lustigen Gesellschaft verbleiben, die sich erst nach Sonnenaufgang am nächsten Tage zerstreute.

Zwölftes Kapitel.

Hell und freundlich schien das Morgenlicht durch die blanken Fenster in Berthas neues Heim herein. Sie durchwanderte mit ihrem Gatten das behagliche, weitläufige Haus, und Cornelius hatte ihr so viel zu zeigen und seine große Liebe strahlte so innig aus seinen Blicken und klang so herzlich aus all seinen Worten, daß sie unmöglich traurig sein konnte, selbst wenn sie gewollt hätte. Aber sie wollte gar nicht traurig sein; sie war keine von den Törichten, die immer nach dem Schreien, was sie nicht erlangen können, weil's unerreichbar ist. Im Gegenteil, sie wollte glücklich sein, wenn sie nur irgend dazu kommen konnte.

Sie hatte Radbod Falk treu und heiß geliebt; niemals wäre sie das Weib eines anderen geworden, wenn jener am Leben geblieben wäre. Er lebte aber nicht mehr, und nun hatte sie einen guten, braven Gatten gefunden, der sie und auch die Ihrigen aus der bitteren Armut befreite, in der sie elend unterzugehen drohten; dafür mußte sie von Herzen dankbar sein. Die Dankbarkeit und die Kindespflicht hatten ihr den rechten Weg gewiesen.

Dankbarkeit und Hochachtung brachte sie voll gemessen

ihrem Gatten entgegen; es war wohl anzunehmen, daß aus diesem Boden mit der Zeit auch die zarte Blüte der Liebe emportreiben würde.

Nach wenigen Tagen schon mußte sie sich gestehen, daß das neue schöne Heim sie bereits ein wenig mit Stolz erfüllte. Sie hatte solange gedarbt, gesorgt und gehungert, und nun war sie unumschränkte Herrin über die Fülle des Lebens; dieser Gedanke beglückte sie, ihre Neigung zu Sparsamkeit und häuslicherischem Wesen aber geriet dadurch in keine Gefahr.

Cornelius blieb sich immer gleich in seiner zärtlichen Aufmerksamkeit und herzlichen Liebe. Seine Ergebenheit grenzte fast an Abgötterei und zuweilen war's ihr, als müsse sie davor erschrecken, als sei sie einer solchen Anbetung nicht würdig. Und doch gefiel es ihr auch gar sehr, sie wußte sich gern von seiner zuverlässigen Kraft getragen und überließ sich derselben mit einem hingebenden Vertrauen, das der Liebe gar nicht mehr so sehr unähnlich war.

So wurde Radbod Falk zu einer traurigen Erinnerung, die nur noch zeitweise in ihr aufstieg, die schwächer und schwächer ward, wie das Bild des abnehmenden Mondes auf einem stillen Weiher.

Seit dem Hochzeitstage war sein Name nicht mehr über ihre Lippen gekommen. Sie zwang sich, so wenig als möglich an ihn zu denken, sie hielt dies für eine Pflicht, weil sie fühlte, ihrem Gatten dadurch einen Gefallen zu erweisen. Als der Zufall einmal das Gespräch auf den Verlorenen brachte, da hatte Cornelius die Unterhaltung hastig in andere Bahnen gelenkt, das genügte ihr. Fortan wurde Falks im Hause Brumunds mit keiner Silbe mehr erwähnt. Nicht, daß sie sich davor gefürchtet hätten; er ließ um ihreswillen und sie um seinetwillen das Vergangene vergangen sein; sie wollten sich gegenseitig trübe Erfahrungen ersparen und deswegen suchten sie zu vergessen, daß jemals ein Mann namens Radbod Falk existiert hatte.

Ihr ganzes Streben war nur darauf gerichtet, ihren Gatten glücklich zu machen. Sie hielten beide ihr Wort, denn auch er war nur zufrieden und froh, wenn er sie glücklich sah.

Seinem Weibe zuliebe hatte Brumund auch deren Eltern nach Neuenkoop übersiedeln lassen. Das Band zwischen den Eheleuten war dadurch noch stärker und fester geworden.

Die Klatschbasen der Gegend, sowohl die weiblichen als

die männlichen, wußten trotz aller Mühe dem Leben und Treiben auf Neuenkoop nichts Interessantes abzulauschen.

Bertha war aus einer armen Fischertochter eine treffliche Großbäuerin geworden. Sie hatte die gesamte Milchwirtschaft ganz in ihre Hand genommen, und bald stand ihre Butter in dem Ruf, von keiner anderen in der Umgegend auch nur erreicht zu werden. Ihre Hühner legten mehr Eier und brüteten mehr Küchlein aus, als die anderer Höfe, und die Arbeiter waren des Lobes voll über die guten und reichlichen Mahlzeiten, deren sie sich seit der Verheiratung des Herrn zu erfreuen hatten.

Der Herbst verstrich und der Winter erschien in seiner nordischen Kälte. Die flachen Hügel und die weite Ebene lagen unter der weißen Schneedecke, über welche der schneidende Ostwind einherjagte. Ein Eisgürtel legte sich um die Küsten der Nordsee, die Schifffahrt, die Fischerei und alle sonstigen Arbeiten im Freien begannen beschwerlich zu werden; unter Cornelius Brumunds Dach aber herrschte warmer, traulicher und behaglicher Friede, und die Zukunft warf noch keinen Schatten auf das Haus.

Dreizehntes Kapitel.

Das Häuschen der Fischhändlerin Mine Pophusen stand ganz am Anfang des Städtchens, unten am Hafen. Es war eigentlich kaum mehr, als eine aus Back- und Bruchsteinen aufgeführte Hütte, strohgedeckt, vom Alter geschwärzt und mit einer Menge von Sperlingsnestern rings um das Dach herum. Die bleigefakten Scheiben in den kleinen Fensteröffnungen waren blind und staubig und schimmerten in allen Regenbogenfarben. Im Hofe, an das Häuschen gelehnt, stand ein kleines, altersschwaches Stallgebäude, aus Holz aufgeführt; dasselbe hatte früher einmal als Schweinkoben gedient, jetzt gewährte es dem geduldigen Peter, dem Esel, ein notdürftiges Obdach.

Ein durchdringender Fischgeruch lag über der kleinen

Heimstätte, hervorgerufen durch eine Unzahl von Heringen, die auf der Hinterseite des Häuschens an pflockbesteckten Holzrahmen zum Dörren aufgehängt waren.

Mine war soeben von ihrem Tagewerk heimgekehrt. Die Kirchenuhr hatte die fünfte Stunde verkündet; der Dezemberabend dunkelte bereits stark, der Nordwind brauste von der See herein und trieb die Wogen schwer gegen den Strand an.

Sie machte sich im Stalle bei dem Esel zu schaffen, den sie stets zuerst mit allem Nötigen zu versorgen pflegte, ehe sie selber daran dachte, einen Bissen zu sich zu nehmen.

Gertje befand sich im Hause; hier lag er auf allen vieren vor dem Herde auf den ausgetretenen Backsteinfliesen, eifrig bemüht, mit vollen Backen und vor Frost klappernden Zähnen das träge schwelende Torffeuer zu hellerer Glut anzublafen. Seine Nase war blau, seine Wangen braunrot und seine erfrorenen Hände hatten das Aussehen rohen Fleisches.

Die einzige Helligkeit in dem kleinen Raume ging von dem Herdfeuer aus, da die Mutter die Lampe mit sich hinaus in den Stall genommen hatte.

Den Anstrengungen des jungen Menschen war es bald gelungen, einiges Leben in die Glut zu bringen. Er erhob sich vom Boden, und in demselben Augenblick öffnete sich hinter ihm die Thür.

Er wendete sich um, in der Erwartung seine Mutter zu sehen; statt dieser aber gewahrte er einen Mann, den er nicht zu erkennen vermochte. Offenen Mundes starrte er den Fremden an.

Derjelbe hatte ungefähr Gertjes Größe, war aber kräftiger und stämmiger. Der Kleidung nach mußte er ein Seemann sein; in der Hand hielt er einen starken Stock, auf den er sich leicht stützte. So stand er ganz ruhig, während der schwache rote Schein des Feuers die Schatten um ihn her noch vertiefte und seine Gestalt eher verschwommener als deutlicher machte.

Der arme Gertje glaubte eine Erscheinung zu sehen. Seine Zähne klapperten lauter, diesmal aber aus Furcht. Er konnte kein Auge von dem Ankömmling verwenden, nicht einmal hilfesuchend nach der Ankunft der Mutter spähen.

Der Mann tat einen Schritt vorwärts, dem Herdfeuer näher. Gertjes Pulse stockten.

„Nun, Gertje, was starrst Du mich so an? Kennst Du mich denn nicht mehr? Wo ist Deine Mutter?“

Jetzt erkannte ihn Gertje. Mit einem Geheul des Entsetzens sprang er zur Hintertür hinaus in den Hof; hier stürzte er über einen alten Trog, raffte sich wieder auf und schoß so hastig und blindlings in den Stall hinein, daß er durch seinen Anprall die Mutter gegen den Esel warf. Nur die Enge des Raumes verhinderte, daß alle drei in wirrem Knäuel ins Stroh fielen.

Als Mine ihr Gleichgewicht wiedererlangt hatte, bedachte sie ihren Sohn mit einer tüchtigen Ohrfeige, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen.

„Du Dummkopf!“ schalt sie. „Bist Du denn ganz und gar übergeschnappt? Was hast Du hier herein zu tölpeln und die Leute über den Haufen zu rennen?“

„Jetzt — jetzt ist er da!“ stotterte Gertje, an allen Gliedern zitternd.

„Wer ist da?“

„Der unten im Meer bei den Fischen war — und Du sagtest doch, wir würden ihn nie wiedersehen — jetzt — jetzt ist er da und spukt!“

Mine machte große Augen. Dahinter mußte allerdings etwas besonderes stecken; sie fragte aber nicht erst lange, sondern ergriff die Lampe und eilte ins Haus. Gertje sah ihren Rock und lief mit; wohl graute ihm davor, den Spuk wieder ansehen zu müssen, noch mehr aber fürchtete er sich allein im Stall zurückzubleiben. Außerdem wußte er, daß ihm in der Mutter Gegenwart nichts geschehen konnte.

„Wenn Du ihm solchen Klaps gibst, wie mir,“ flüsterte er schluchzend, „da macht er schon, daß er fortkommt.“

Mine hatte die Lampe mit ihrer Schürze gegen den Wind geschützt; auf der Schwelle angelangt, hob sie dieselbe über den Kopf empor und warf einen forschenden Blick auf den Mann, der ruhig vor dem Kamin stand und in die Glut schaute. Er hatte bei dem Brausen des Windes ihr Kommen nicht bemerkt.

„Nun,“ fragte sie langsam und gespannt.

Weiter sagte sie nichts. Er hatte sich umgewendet. Fast wäre die Lampe ihrer bebenden Hand entsunken.

„Wie geht's Mine?“ rief der Mann, auf sie zukommend. Sie trat ein, hielt sich aber in der Nähe der Wand; Gertje

ließ ihren Rock nicht los und versuchte, sich hinter ihn zu verstecken.

„Alle guten Geister,“ stieß sie hervor. „Gott sei uns gnädig und barmherzig! Bist Du es wirklich, Rodbod Falk?“

„Gewiß bin ich's,“ antwortete er mit dem alten, freundlichen Lächeln. „Wer sollte ich sonst sein?“

„Dann bist Du nicht ertrunken?“

„Ich glaube nicht, viel hat freilich nicht daran gefehlt.“

„Allmächtiger!“

Sie atmete tief auf, dann setzte sie die Lampe aus der Hand.

„Wie hast Du mich erschreckt, Rodbod!“ fuhr sie fort.

„Und nun erst meinen Jungen, den armen Schwachen!“

Gertje lugte der Mutter über die Schulter; er hatte den Mann lachen hören, und zwar so irdisch und menschlich, wie man's von einem Geschöpf, das unten auf dem Meeresgrunde zu Hause war, unmöglich erwarten konnte.

„Du hast also nicht die ganze Zeit im Wasser bei den Fischen gewohnt?“ fragte er furchtsam.

„Nein, Gertje, ich bin immer unter Menschen gewesen, so gut wie Du und Deine Mutter.“

„Warum aber haben denn die Leute gelogen und die Bertha zum Weinen gebracht?“ fragte Gertje, mutiger werdend, weiter.

„Weil sie's nicht besser wußten — einige mögen's auch gewünscht haben,“ antwortete Rodbod, dessen Gesicht bei der Erwähnung des geliebten Namens heller wurde. „Ich kam übrigens nur herein, Mine, um zu hören —“

„Aber so setz Dich doch, Mann,“ unterbrach die Frau ihn schnell. „Man fragt und redet erst, wenn man etwas genossen hat, und nicht mit solcher Kälte im Leibe. Lauf, Gertje, und bring die Fische herein. Setz Dich, Rodbod Falk, setz Dich und laß uns hören, wie Du wieder nach Hause gekommen bist.“

Mine Pophusen besaß trotz ihrer rauhen und stachligen Außenseite ein weiches Herz; nach der ersten Ueberraschung hatte sie sich sogleich gesagt, daß der junge Mann nur gekommen war, um sich nach Bertha zu erkundigen. Es war ihr auch nicht entgangen, wie sein Gesicht bei ihrem Namen aufleuchtete, und nun grübelte sie darüber nach, wie sie ihn von den veränderten Verhältnissen in Kenntnis setzen sollte.

Radbod aber kannte den Starrsinn des alten Fischweibes zu wohl, um zu versuchen, die ersehnte Kunde zu erlangen, ehe ihr gefällig war, dieselbe zu erteilen. Er nahm daher auf dem angewiesenen Schemel Platz, während sie die Fische über dem Torssfeuer kochte und dabei den Tisch deckte. Die Unterhaltung aber wurde nicht unterbrochen.

„Ich komme von Fischer Linnewehrts Haus herunter,“ erzählte er. „Da war aber alles verschlossen.“

„Ja, das war's wohl. — Seit wann bist Du wieder an Land?“

Sie tat sehr geschäftig und sagte dies gleichsam nur so nebenbei.

„Gestern kam ich in Wilhelmshaven binnen; ich komme zu Fuß von dort her. Ich bin kaum erst eine Stunde hier in Abbehauserfleth.“

„Da weißt Du also noch nichts von Deinen Bekannten?“

„Noch kein Wort. Darum bin ich zu Euch gekommen.“

„Ganz recht. Noch aber hast Du nicht erzählt, wie Du so heil und gesund davonkamst. Karrach und die anderen sagten doch, Du wärest ertrunken.“

„Ja, Radbod, sag uns, warum Du nicht ertrunken bist,“ bat Gertje.

„Die anderen sind also alle glücklich wiedergekommen?“

„Ja, alle; bloß Wittmarsch fehlte, weil der gleich von Emden nach China gegangen ist.“

„Das freut mich, obgleich einige das nicht verdient haben,“ sagte Radbod ruhig. „Wenn's auf die angekommen wäre, dann hätte ich getrost ersaufen oder verbrennen können.“

„Wie ging das aber zu? So sprich doch, Mann.“

„Die Leute an Bord des Grafen Peter hatten einen Groll auf mich von Anfang an. Sie waren gegen mich aufgehetzt worden, das weiß ich jetzt. Eins kam zum anderen, und als das Fahrzeug brannte, da meinten sie, ich hätte das Feuer angelegt. Sie gingen ins Boot und wollten mich an Bord zurücklassen; nur Wittmarsch redete für mich. Ich stand noch an der Reling, da sagte Karrach, ich sollte noch einen Kompaß und das Log aus der Kajüte holen, man könnte ohne Kompaß nicht an Land kommen. Das war aber gelogen, die schottische Küste lag kaum zehn Seemeilen entfernt, und das wußte er ganz genau.“

Mine nickte vor sich hin.

„Der Ivan Karrach ist ein Schlimmer,“ murmelte sie.

„Ich holte den Kompaß, als ich aber wieder an Deck kam, da konnte ich nicht mehr nach Backbord hinüber, wo das Boot lag, weil dort alles brannte. Ich sprang daher auf Steuerbord ins Wasser, um nach dem Boote hin zu schwimmen. In demselben Augenblick aber explodierte ein Faß Pulver, das wir an Bord hatten. Ich wurde betäubt, hatte aber noch Besinnung genug, mich an den Mast zu klammern, der im Wasser trieb.“

„Und die Halunken haben nicht versucht, Dir beizustehen?“

„Das weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam und mich umsah, da war das Boot verschwunden, ebenso wie die Brigg.“

„Sie haben gedacht, Du wärst umgekommen, und da wollten sie sich nicht weiter aufhalten.“

„Mag sein. Es war eben Morgen, und ich konnte noch nicht weit sehen. Ich arbeitete mich an dem Mast entlang, ins Takelwerk hinein und hier band ich mich fest, denn die hochgehende See hätte mich sonst bald abgespült.“

„War Dir denn nicht kalt?“ fragte Gertje.

„Ja, Mann, bitter kalt, und es ist ein Gotteswunder, daß ich's überstand. Den ganzen Tag und die ganze Nacht und noch den halben nächsten Tag hing ich da an dem Mast, dreißig Stunden lang. Die Seen brachen fortwährend über meinen Kopf her und nahmen mir Augenlicht und Atem und drückten und warfen mich gegen den Mast, so daß ich endlich gar nicht mehr wußte, ob ich noch lebte oder nicht. Ich betete zum Schöpfer und dachte an all das Unrecht, das ich getan, von Kindesbeinen an. Endlich war es mir, als läge ich auf dem Schoß meiner Mutter, und als sänge sie mir leise und liebliche Schlaflieder. Dann wußte ich weiter nichts von mir.“

„O, o,“ murmelte Mine. „Du arme Seele!“

Dabei legte sie die dampfenden Fische in eine irdene Schüssel.

„Der Herrgott aber hatte mich nicht verlassen,“ fuhr Radbod fort. „Als ich erwachte, lag ich an Deck eines großen Schiffes, und eine Menge Matrosen und Offiziere stand um mich herum. Das preußische Kriegsschiff „Dineta“ hatte mich

aufgefischt. Die Leute pflegten mich, als wäre ich ein Prinz, und nach acht Tagen war ich schon wieder auf den Beinen.“

„Gott sei gelobt!“ rief Mine inbrünstig. „Das war wirklich Hilfe in höchster Not!“

„Das war's. Die Vineta befand sich auf einer Kreuzfahrt nach dem Nordatlantischen Ozean und ich mußte daher an Bord bleiben, bis sie wieder heimkehrte. Ich meldete mich zum Dienst, um nicht müßig umherzulungern, und so habe ich unter anderem auch das Erzieren und Schießen mit dem Geschütz gelernt, so gut wie der Beste. Gestern war die Fahrt zu Ende, und nun bin ich wieder hier.“

„Das ist gut,“ sagte Mine. „Aber nun lang auch zu und is. Während der ganzen Zeit hast Du also gar nichts von Abbehauserfleth gehört?“

„Ich sagte Euch ja schon, gar nichts. Von Neufundland aus schrieb ich an Bertha, aber ich weiß nicht einmal ob sie den Brief gekriegt hat.“

Mine beugte sich über ihren Teller, wie um die Gräten besser zu sehen. Wie sollte sie's ihm nur beibringen?

„Nimm Dir noch ein Stück Brot, Radbod, Du bist hier zu Hause,“ fing sie schnell wieder an, aus Furcht vor der Frage, die doch unfehlbar kommen mußte. Dann lachte sie. „Ein Besuch bei Mine Pophusen ist eine seltene Sache,“ setzte sie hinzu.

Jetzt kam Gertje ihr zu Hilfe. Er hatte seinen Schemel dicht an den Radbods herangeschoben und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Erzählung desselben gelauscht.

„Und da bist Du also nicht unten bei den Fischen gewesen,“ fragte er augenscheinlich ein wenig enttäuscht.

„Nein, Gertje; dann könnte ich nicht wieder hier bei Dir sitzen.“

„Waren auch Kanonen auf dem Kriegsschiff?“

„Gewiß, mächtig groß und nicht wenig.“

Das war nun wieder ein Trost für Gertje und gewissermaßen ein Ersatz für die zu Wasser gewordenen Berichte aus dem Reiche der schuppigen Meerbewohner; er richtete unzählige kindische Fragen über das Kriegsschiff und dessen große Kanonen an Radbod, der seinen eigenen Wunsch gutmütig unterdrückte und nach besten Kräften die Neugier des armen Schwachsinnigen zu befriedigen suchte, dabei immer wartend, daß Mine von selber von Bertha zu reden anfangen werde.

Nach einer Weile sprangen Gertjes Gedanken auf ein anderes Gebiet über.

„Ich habe mich immer gewundert,“ sagte er nachdenklich, „daß Ivan Karrachs Haar unser Haus nicht in Brand gesetzt hat, als er damals bei uns war — an dem Abend, ehe der Graf Peter in See ging. Sein Haar ist doch ebenso rot, wie das Torfffeuer da.“

„Was sagte Gertje da?“ rief Radbod schnell. „Karrach war hier an dem Abend, ehe wir aussegelten?“

Er warf dabei einen fragenden Blick auf die Frau.

Mine war beim Abräumen des Tisches.

„Ja,“ antwortete sie in scheinbar gleichgültigem Ton. „Er ist damals hier gewesen.“

„Ich wußte nicht, daß er ein Freund von Euch war,“ redete er weiter, indem er sie forschend musterte.

„Mein Freund ist er nicht!“ entgegnete sie scharf. „Er kam bloß, um zu fragen, ob er noch Fische kriegen könnte, da er einen Vorrat mitnehmen wollte.“

„Er muß Euch doch noch etwas anderes gesagt haben, das Euch nach dem Hasen hinunter trieb, um mich zu warnen, nicht an Bord des Graf Peter zu gehen.“

„Zu der Warnung hab ich meine besonderen Gründe gehabt, Du aber wolltest nicht hören. Jetzt ist's zu spät, noch nach dem Warum von Dingen zu fragen, die geschehen und nicht mehr zu ändern sind.“

Radbod stand auf.

„Mine,“ sagte er mit fester Stimme, „Ihr wißt mehr über den Untergang der Brigg, als Ihr jetzt von Euch geben wollt; aber der Tag wird kommen, wo Ihr aussagen müßt, Ihr mögt wollen oder nicht.“

„Wenn ich aber nichts auszusagen habe?“

„Das wird sich zeigen. Ihr habt mir die ganze Zeit über noch kein Wort darüber gesagt, weswegen ich hergekommen bin. Wie geht's der Bertha, und wo ist sie?“

„Gut geht ihr's — und auf Neuenkoop ist's sie.“

Sie brachte diese Auskunft ruckweise hervor; dabei beobachtete sie ihn unruhig von der Seite, ob er wohl Verdacht schöpfte.

„Auf Neuenkoop ist sie? Hat sie dort eine Stellung angenommen?“

„Ja — eine Art Stellung ist das wohl.“

„Ist Adam Sinnewehrt oder ihrer Mutter etwas zugestoßen?“

„O, denen geht's gut; die sind ebenfalls auf Neuenkoop. Sinnewehrt hatte sich zwar den Arm gebrochen, jetzt ist's aber schon längst wieder besser mit ihm, obgleich er an die Fischerei noch nicht wieder denken kann. Mit seiner Frau ist's beim alten; die wird's wohl nicht lange mehr machen.“

„Dann hat die arme Bertha doch eine schlimme Zeit zu überstehen gehabt.“

„Das magst Du wohl sagen; tagelang ist nichts zu beißen oder zu brechen im Hause gewesen, und wer weiß, was für eine Ende all das Elend genommen hätte, wenn der Cornelius Brumund nicht zu Hilfe gekommen wäre.“

„Gott mag's ihm vergelten! Das soll ihm unvergessen bleiben. Noch bin ich jung, und habe ich Aussicht, mich denen dankbar erweisen zu können, die in der Not als Freunde befunden wurden.“

„So ist's recht gedacht. Warum sollst Du nicht noch ein wohlhabender und glücklicher Mann werden?“

„Ich will's wenigstens versuchen, Mine. Warum sind die Sinnewehrts aus ihrem Hause gezogen? Hat der alte Quense sie gedrängt?“

„Das hat er, dann aber konnten sie auch ohne die Bertha nicht zurechtkommen. Das arme Mädchen hat sich fast zu Tode gemüht und gegrämt; es war auch schier zuviel — beide Eltern krank, daß keiner sich rühren konnte, der Alte immer sauer und verdrossen — und dazu die Nachricht, Du wärest ertrunken — da kam Cornelius Brumund gerade noch zur rechten Zeit, sonst wären sie alle zu Grunde gegangen.“

„Und er war gerade der Rechte, der auch helfen konnte! Aber ich will's ihm danken, ich will's ihm danken! Ich laufe auf der Stelle nach Neuenkoop hinauf. Ich habe keine Ruhe, bis ich sie alle gesehen habe — wahrhaftig, mich verlangt ebenso sehr, Brumund die Hand zu drücken, als Berthas Willkommgruß zu hören!“

Er sprach dies mit glühenden Wangen; er empfand die Freude eines braven Gemütes über die Hochherzigkeit eines anderen. Er griff nach Hut und Stock und ging der Thür zu.

„Du solltest heute abend nicht mehr nach Neuenkoop gehen,“ rief Mine ihm nach. „Es wird späte Nacht, ehe Du ankommst; die Leute müssen sich ja auf den Tod er-

Schrecken. Du mußt nicht vergessen, daß sie Dich noch für ertrunken halten. — Mein Gott, Mann, was könnte das geben, wenn Du da um Mitternacht in die Thür kommst, und sie vorher keine Ahnung davon haben, daß Du noch auf Erden unter den Lebendigen umherläufst!“

„So schlimm wird's nicht sein,“ entgegnete er stehen bleibend. „Derwundern werden sie sich zwar, aber sicher auch freuen, wenn sie mich sehen.“

„Sei dessen nicht so gewiß. Du weißt nicht, wie die Zustände sich ändern, wenn einer tot und begraben ist — und Du bist beinahe ein ganzes Jahr lang so gut wie tot und begraben gewesen.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte er, erschreckt auf-fahrend, denn ihr Wesen kam ihm jetzt wieder so seltsam und unheimlich vor, wie damals, an jenem letzten Abend unten am Hafenstrande.

„Weiter nichts, als was Du jetzt schon erraten haben müßtest. Erinnerst Du Dich nicht mehr meiner Worte und Warnung — weißt Du noch, ehe Du an Bord gingst?“

„Ja, doch. Ihr meintet ich sollte nicht mit dem Graf Peter aussegeln.“

„Und ich sagte, wenn Du's tätest, dann würde Bertha Sinnewehrt nimmermehr Deine Frau werden. Zu der Zeit wußte ich noch nicht, daß meine Prophezeiung so zur Wahrheit werden sollte, wie sie's geworden ist; aber eingetroffen ist sie.“

Ein kalter Schrecken durchrieselte ihn.

„Um Gottes willen!“ stieß er heiser hervor. „Was ist geschehen?“

„Ich wollte Dir's nicht sagen — da Du's aber doch erfahren mußt, so ist's ebenso gut, Du hörst's von mir — Bertha Sinnewehrt ist verheiratet.“

Dierzehntes Kapitel.

Radbod stand schreckensstarr. Seine Blicke irrten abwesend in dem kleinen Gemach umher.

„Oha!“ rief Gertje laut auflachend vor Vergnügen. „Was sind die Leute am Hochzeitsabend auf Neuenkoop lustig gewesen! Und ich habe so viel zu essen und zu trinken gekriegt, wie noch nie — und die Eta Scheelken hat auch mit mir getanzt!“

Die Worte des Schwachsinnigen rüttelten ihn auf. Die Erwähnung des fröhlichen Hochzeitsabends brachten seine in der Irre wandernden Gedanken zurück.

Er sah das alte Fischweib vor sich stehen, die Hände auf die Hüften gestemmt und die scharfen, mitleidig aligernden Augen auf ihn gerichtet; vor dem Kamin hockte Gertje, im Feuer stochernd und in der Erinnerung an das seltene Vergnügen noch immer vor sich hin lachend und kichernd.

„Bertha Linnewehrt ist verheiratet!“ wiederholte er dumpf und mit bitterem Ingrimm.

Man hörte das laute Knirschen seiner Zähne.

„Mit wem?“ zischte er.

„Mit dem Mann, der ihr allerbesten Freund war, als sie denken mußte, Du seist tot — mit Cornelius Brumund.“

„Was? Der Mann ist so alt, daß er ihr Vater sein könnte!“ lachte er heiser und verzweiflungsvoll.

Er machte eine übermenschliche Anstrengung, sich zu fassen und seine äußere Ruhe zu bewahren.

„Wann ist's geschehen?“

„Ende Herbst.“

„So früh! O, wollte Gott, ich wäre ertrunken, dann wäre mir dieses erspart geblieben! Schon nach so wenigen Monaten hat sie mich vergessen und sich an einen alten Mann verhandelt, just um Kost und Kleidung! Und sie hatte mir doch versprochen zu warten, möge kommen, was da wolle! O ich Narr — der ich ihren Worten vertraute! Aber vielleicht kann ich noch froh sein, daß es so kam — sie hat mich nie geliebt, sonst hätte sie so nicht gehandelt. Darum trauerte sie auch nicht, als ich wegging; wahrscheinlich war's ihr auch

ganz recht, als sie hörte, ich käme nicht wieder — sonst hätte sie's nimmer so schnell geglaubt!"

Der Arme schien in seiner Bitterkeit gar nicht zu wissen, was er sagte.

„Schweig still, Mann! Schäm Dich!“ entgegnete Mine heftig; der Unwille machte ihre Stimme noch schneidender als sie sonst war. „Was sollte das Mädchen anfangen? Sie hat sich genug gegrämt, fast von Sinnen ist sie deinetwegen gewesen! Wenn Du aber wirklich ertrunken warst, was wir alle geglaubt haben — hätte es Dich wieder lebendig gemacht oder Dir sonst was genützt, wenn die Bertha ruhig zusah, wie ihre alten Eltern verhungerten, und dann sich selber hinlegte und in Not und Kummer starb? Schweig ganz still, Mann! Wenn hier einen die Schuld trifft, dann bist Du's, weil Du auf und davon gingst und niemand wissen ließest, was aus Dir geworden!“

Die Rede der Frau hatte Sinn und Verstand, und Radbod hätte dies auch zu jeder anderen Zeit eingesehen; gegenwärtig aber litt er unter den wildesten Schmerzen, die ein treues Herz erfahren kann. Ziel und Zweck seines Lebens und Strebens waren auf einen Schlag von ihm gerissen; er glich einem sturmgepeitschten Fahrzeug ohne Kompaß, ohne Steuer und ohne hoffnungspendendes Hafenlicht.

Er hatte Mine Pophusens Worte kaum zur Hälfte verstanden; ohne jede Erwiderung faßte er wild seinen Stock und eilte aus der Hütte ins Freie.

Mine schaute ihm aus der geöffneten Thür nach. Der eisige Wind wehte ihr scharf ins Gesicht und ließ sie nur noch undeutlich die davonschreitende Gestalt erkennen, die eben den aus dem Fenster des nächstgelegenen Häuschens fallenden Lichtschein kreuzte und dann sogleich verschwand.

„Morgen wird's bö“, sagte sie zu sich selber, indem sie die Thüre schloß. „Ich muß zeitig hinaus und den Leuten auf Neuenkoop Bescheid sagen. Es ist ihm arg ans Herz gegangen — wer weiß, was er noch anrichtet. Der Herrgott hätt's wahrlich auch anders fügen können!“

Wilde, zornige Gedanken wirbelten durch den Kopf des hastig durch die finsternen Gassen schreitenden jungen Mannes. Er lief in die Nacht hinein, ohne zu wissen wohin. Der hier und da aus einem verhangenen Fensterchen strömende matte Schimmer ließ die Finsternis nur noch undurchdring-

licher erscheinen, da Abbehauserfleth sich noch keiner nächtlichen Straßenbeleuchtung rühmen konnte. Durch das häufige Stolpern auf dem unebenen Boden, noch mehr aber durch den schneidenden Wind, der durch die Lücken zwischen den Häusern von der See her auf ihn eindrang, kam er nach und nach wieder zu ruhigerer Besinnung.

So war er endlich auf der Höhe, am anderen Ende des Städtchens, angelangt. Die Häuschen standen nur noch vereinzelt und die Straße verwandelte sich in den dunklen Landweg. Plötzlich kam ihm ein Gedanke; er hatte Bertha bitter angeklagt, weil sie allzu leichtfertig der Nachricht von seinem Tode Glauben geschenkt — und soeben hatte er mit derselben Bereitwilligkeit die Kunde von ihrer Verheiratung geglaubt. Waren denn Mine Pophusen und ihr schwachsinniger Sohn so unfehlbare Autoritäten? Konnte es sich nicht doch noch anders verhalten?

Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalme; niemals hat ein am Rande der Verzweiflung Stehender mit angstvollerem Eifer nach dem schwachen Schatten der Hoffnung gehascht, als Radbod dies jetzt tat.

Er hatte sich unwillkürlich gewendet und seine Schritte zurückgelenkt. Da gewahrte er vor sich den schwarzen Kirchturm, und jetzt wußte er, wo die zuverlässigste Lösung seiner Zweifel zu erlangen war.

Er schritt auf das niedere Pastorhaus zu, das sich unmittelbar an den Kirchhof lehnte, aus welchem einige Fichtenbäume im Walde herüber rauschten.

Pastor Stührenberg saß in seinem Studierstübchen vor der grünbedeckten Lampe und arbeitete die nächste Predigt aus. Ihm gegenüber hatte sich seine Frau, eine kleine, stille, alte Dame, mit einer Handarbeit niedergelassen.

Da klapperte die Haustür.

„Ein Mann ist draußen,“ meldete die Dienstmagd.

Der Pastor blickte auf und legte die große Hornbrille auf sein Manuskript.

„Laß ihn doch eintreten,“ sagte er freundlich.

Er aber und auch die Frau Pastorin waren auf das höchste erstaunt, als das Licht der Lampe auf das Gesicht des Hereinkommenden fiel.

„Guter Gott!“ riefen beide wie aus einem Munde.

„Radbod Falk ist wieder da!“

Im nächsten Moment hatte das brave Ehepaar ihn bei den Händen ergriffen und auf das Sofa gezogen.

„Ja, ich bin wieder da, Herr Pastor,“ sagte er. „Aber ich bitte Sie, fragen Sie mich nichts, ehe Sie mir eine Frage beantwortet haben.“

„Ein Duzend Fragen, und von Herzen gern!“ rief der alte Herr fröhlich. „Wir sind so erfreut darüber, daß Du endlich wieder aufgetaucht bist, daß uns erst in zweiter Reihe daran liegt, Deine Abenteuer zu erfahren.“

Radbods Blick hing an dem ernstesten Antlitz der Frau Pastorin; er mochte wohl fühlen, daß ihr Frauenherz die bange Angst seines eigenen am besten verstehen konnte.

„Ist's wahr, daß Bertha Cinnewehrt sich verheiratet hat?“

Der Pastor und seine Gattin wechselten einen schnellen Blick. Dann nahm die letztere das Wort.

„Ja, das ist wahr,“ sagte sie mit leiser, sympathischer Stimme. „Sie hat einen biederen, guten Mann bekommen.“

Radbods Blicke senkten sich. Er neigte den Kopf auf die Brust und saß ganz still.

Die Pastorleute betrachteten ihn mit herzlichster Teilnahme; minutenlang redete niemand ein Wort. Als aber Radbods Atemzüge immer schwerer und gewaltsamer wurden, legte der alte Herr ihm die Hand auf die Schulter.

„Was fehlt Dir, lieber Sohn?“ fragte er liebevoll.

Ein Schauer erschütterte den Körper des jungen Mannes.

„Alles fehlt mir — alles!“ antwortete er dumpf. „Mir bleibt nichts mehr auf Erden, denn das Mädchen war mein alles! Leib und Seele gehörten ihr, nur ihr allein! Mein Leben hätte ich jederzeit gern dahingegeben, um ihr den kleinsten Schmerz zu ersparen. — Jetzt ist alles hin, alles! Mag es nun kommen, wie es will, ich frage nach nichts mehr!“

Die Pastorin legte sanft und schweigend ihre Hand auf die seine, als Ausdruck ihres innigen Mitgeföhls. Der Pastor aber lehnte sich zurück und sein wettergerötetes Gesicht nahm eine ernste Miene an.

„Du bist Dir gegenwärtig der Tragweite Deiner Worte nicht bewußt mein Sohn,“ begann er, „deshalb wollen wir darüber hinweggehen. Vielleicht findet sich noch einmal die Gelegenheit, Dir zu beweisen, wie schlimm es Dir ergehen

würde, nähme der Herrgott Dich beim Wort. Ich bedaure nur, daß gerade Du, der Du doch unter meiner besonderen Aufsicht und Lehre herangewachsen bist, so reden konntest.“

„Herr Pastor, Sie wissen nicht, was ich leide!“

„Möglich; vielleicht aber bin ich darum noch besser in der Lage, Deine Leiden zu heilen.“

„Meine Leiden kann niemand heilen! Mein Leben ist zerstört — gibt's dafür eine Heilung? Kann ein Mensch, dem jegliche Hoffnung genommen, dem jeglicher Mut gebrochen ist, neue Zuversicht gewinnen? Wenn man einem Manne beide Arme vom Körper haut, kann man sie ihm wieder ansetzen?“

„Das sind Redensarten mein Sohn. Redensarten sind leeres Stroh. Sie hören sich groß an, können aber vor dem gesunden Verstand nicht stichhalten. Du hast Deine Arme noch, und ich will hoffen, daß sie Dir noch manchen guten Dienst im Leben leisten werden, wie bitter Du gegenwärtig auch leiden magst. Wenn wir etwas verlieren, worauf wir unser ganzes Herz gesetzt hatten, dann scheint es uns Menschen wohl, als wäre die ganze Welt außer Rand und Band. Die Zeit aber läßt uns den Verlust verschmerzen, sie ersetzt uns denselben sogar; auch der Deine wird ersetzt werden.“

„Auf den Ersatz bin ich neugierig!“ rief Radbod höhnisch. Er machte eine Bewegung, um aufzustehen und das Haus zu verlassen.

„Du sagtest soeben noch, Du hättest jederzeit gern Dein Leben dahingegeben, wenn ihr damit ein Schmerz, auch der kleinste, zu ersparen gewesen wäre,“ bemerkte der Pastor.

„Ja,“ rief der junge Mann. „Das hätte ich getan, Gott ist mein Zeuge!“

„So. Wenn das Deine ehrliche Meinung ist, dann müßtest Du jetzt dem Herrgott dafür danken, daß er in der Zeit der höchsten Not — einer Not, die einestheils durch die Nachricht von Deinem Untergange, andernteils durch die Unglücksfälle in der Familie veranlaßt worden war — ein Freund auftrat, der Bertha Linnewehrt aus allem Elend errettete. Sieh, Radbod, das müßte Dir immerhin als eine Art von Ersatz für Deinen Verlust gelten.“

Radbod stand auf, erregt und verwirrt.

„Dank Ihnen, Herr Pastor,“ stammelte er. „Dank

Ihnen. Ich kann's noch nicht so ruhig ansehen, wie Sie. Ich will nun gehen. — Gute Nacht.“

„Wo willst Du jetzt hin?“ fragte der Pastor, ihn zurückhaltend, da er es nicht ratsam fand, den jungen Mann in dieser Aufregung sich selbst zu überlassen. „Etwa nach Neuenkoop?“

„Nein, dahin nicht.“

„Du tust am besten, diese Nacht hier zu bleiben. Du siehst müde und abgESPANNT aus; meine Frau wird Dir ein weiches Bett zurecht machen. Von jener Sache reden wir nicht mehr. — Morgen, wenn Du ausgeschlafen hast, wirst Du ruhiger denken.“

Radbod wollte Einwendungen machen, konnte aber den Bitten der guten Pastorsleute nicht widerstehen und fügte sich endlich.

In der Bettkammer des Nebenzimmers, einer särankartigen, mit Schiebtüren versehenen Nische in der Wand, war bald ein frisches Lager bereit, und Radbod zog sich zurück.

Von der weiten Wanderung körperlich ebenso erschöpft wie seelisch durch das über ihn hereingebrochene Leid, warf er sich angekleidet auf die Kissen. Seine Pulse flogen, der Kopf schmerzte ihn, als stünde sein Gehirn in Flammen.

Als der Pastor am nächsten Morgen seinen Gast rief, erhielt er keine Antwort. Er öffnete die Zimmertür, trat an das Bett und fand dasselbe leer.

Radbod war fort — niemand wußte, wann er das Haus verlassen hatte. Die Haustür zeigte sich unverriegelt, das aber war der Dienstmagd, die bereits seit sechs Uhr herumwirtschaftete, weiter nicht aufgefallen, weil das Haus nur selten fest verschlossen wurde.

„Wir wollen hoffen, daß der arme Mensch in seinem zerfahrenen Zustande weder sich noch anderen Schaden zufügen möge,“ sagte der Pastor beim Morgenkaffee zu seiner Gattin. „Es wäre wohl meine Pflicht gewesen, ihn über Nacht einzuschließen.“

Der gute alte Herr beendete sein Frühstück schneller als sonst und machte sich dann auf, nach dem Entwichenen Umschau zu halten.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Deцемbermorgen nach Radbod Falks Rückkehr war noch ganz finster, trotzdem aber stand der Großbauer von Neuenkoop schon gestiefelt und gespornt. Er wollte nach einem entfernten Flecken reiten, um daselbst Schafe zu kaufen. Die Gattin hatte ihm das Frühstück bereitet, jetzt legte sie ihm den schweren Mantel über die Schultern und ermahnte ihn freundlich und besorgt, auf die schlechten Wege zu achten, die in dieser Winterszeit so hart gefroren waren, wie Eisen.

Cornelius versprach jeglichen Gehorsam, obgleich er lachend hinzufügte, daß er jene Landwege schon hundertmal geritten, gefahren und gelaufen wäre und noch dazu in jedem Wetter.

Bertha schaute ihm nach, wie er durch den nebeligen, grau dämmernden Morgen dahinritt und hinter der Biegung des Weges verschwand. Ihre Wangen hatten einen Teil der früheren Blüte wiedererlangt, auch war ihre Gestalt seit ihrer Verheirathung wieder voller geworden; sie sah recht zufrieden, ruhig und glücklich aus.

Eben wollte sie in das Haus zurückgehen. Da hörte sie das ruhmredige Gackern einiger Hennen in dem kleinen, hinter den Ställen gelegenen Kieferndickicht. Als tüchtige Hausfrau durfte sie nicht zugeben, daß die Hühner die Eier verlegten, besonders in dieser Jahreszeit, wo die Eier so spärlich waren.

Sie eilte herzu und begann einen Haufen Kiefernreisig zu durchsuchen, der für den Ofen zurechtgehauen worden war, zunächst aber den verschmitzten Hennen zahlreiche Schlupfwinkel darbot.

Ein Knistern auf dem gefrorenen Boden und ein Knacken zertretener Zweiglein verkündete ihr das Herannahen eines Menschen. Sie achtete kaum darauf, sondern umschritt den Reisighaufen, um auf dessen anderer Seite weiter zu suchen. In einiger Entfernung gewahrte sie einen Mann; sie hielt ihn für einen der Arbeiter des Hofes und setzte die Suche nach den Eiern fort.

Der Mann kam näher; jetzt stand er vor ihr.

Sein Gesicht war bleich und verstört; sein Haar hing wirr und struppig unter dem Filzhut hervor. Er stand und starrte sie an.

Sie erhob ihre Augen — dann stieß sie einen gellenden Schrei aus und sank stöhnend zu Boden.

Der Mann hob sie empor. Sie war nicht bewußtlos; sie erbehte bei seiner Berührung und schreckte davor zurück. Er gewahrte dies und ließ sie sanft auf einen Haufen des Reisigs niedergleiten; dann trat er zurück und betrachtete sie.

Sie aber bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Bertha, ich bin wieder da,“ begann er hart und kalt.

Sie gab keine Antwort, aber ihrer Brust entrang sich ein konvulsivisches Schluchzen.

Er fing von neuem an.

„Ich bin wieder da, Bertha — Du aber schreckst zusammen, wenn ich Dich berühre — Du aber kannst mir nicht ins Gesicht sehen. Und doch ist's noch gar nicht lange her, da umarmtest Du mich und sagtest mir dabei, daß ich ohne Sorge fortziehen sollte, Du würdest treu auf meine Heimkehr warten. Hast Du Dein Wort gehalten?“

Die letzten Worte zischte er ihr fast ins Ohr.

Sie schien sich unter seinen Worten zu winden; sie stöhnte laut und barg ihr Antlitz noch tiefer.

„Die Leute sagten mir, Du seist ertrunken!“ rief sie verzweifelnd. „Sie sagten mir, Du wärest tot; ich mußte es glauben, und das Herz brach mir beinahe. Du schicktest kein Lebenszeichen, kein einziges — kein Mensch zweifelte an Deinem Tode, kein einziger . . . Niemand sagte mir, daß noch Hoffnung wäre — mußte ich nicht glauben, was alle, alle glaubten?“

„Du hättest doch noch ein wenig warten können, bis Du Gewißheit erlangtest. O, Weib, ich hätte hundert Jahre gewartet, ehe ich Dich so ganz aus meinem Herzen gerissen, um eine andere in den Arm zu nehmen!“

„Und ich hätte die ganze Ewigkeit gewartet, wäre ich allein gewesen. Aber sie drängten und trieben mich von allen Seiten. Ich wußte mir nicht zu helfen; in meiner Verzweiflung ließ ich alles über mich ergehen. Auch hielt ich's für Sünde, mich meiner Pflicht gegen die Eltern zu entziehen. Ich meinte, wenn Du vom Himmel auf mich herabschauest, wür-

dest Du mich verstehen und mein Tun gutheißen. Darum heiratete ich; mein Herz aber blieb Dein.“

Die Heftigkeit ihres Schmerzes und die überzeugende Kraft ihrer Darstellung übten eine tiefe Wirkung auf ihn aus.

Er erwachte wie aus Fieberträumen, in denen ihm alles verkehrt und verzehrt erschienen war; er erkannte, daß sie ihm im Herzen treu geblieben, daß sie nur ihn geliebt hatte — daß sie ihn noch immer liebte.

Er sank neben ihr nieder und umschlang sie mit seinen Armen.

„Bertha! Bertha!“ rief er leidenschaftlich. „Du bist mein und sollst mein bleiben, nur mein, trotz aller Priestersprüche der Welt! Wer gibt dem Priesterwort das Recht und die Macht, uns zu trennen, unser ganzes Leben elend zu machen? Das Recht gestehen wir ihm nicht zu. Du gehörst mir, Bertha, mir allein! Niemand darf Dich mir entreißen! Komm, Liebste, komm mit mir, weit fort! In fernem Lande wollen wir ein Heim suchen und glücklich sein!“

Sie stieß einen unterdrückten Schreckensruf aus, entwand sich ihm und sprang auf. Sie hielt die Hände nicht mehr vor den Augen, sie blickte ihn an, wie in wildem Entsetzen, und ihre Wangen, zuvor so bleich, röteten sich mit dunkler Glut.

„Hinweg, Mann!“ rief sie. „Hinweg von mir! Das ist nicht der Kadbod Falk, der von den Toten auferstand — der hätte mich beklagt und mir Trost zugesprochen zu der schweren Pflicht, die ich zu erfüllen habe! Der Böse ist selber gekommen, in meines armen Herzliebsten Gestalt, um mich zur Sünde und Schande zu verlocken!“

Er senkte den Kopf vor ihrem Unwillen und wagte nicht, sie anzublicken.

„Gott steh' mir bei!“ stöhnte er. „Ich glaube, ich habe den Verstand verloren! Du hast recht; ich redete wie ein Schurke. Aber ich werde überwinden, laß mir nur ein wenig Zeit. Gestern abend bin ich zurückgekommen, und seitdem weiß ich auch erst, daß Du verheiratet bist. Daher ist mir's noch so wirr im Kopfe, daß ich kaum weiß, was ich sage, was ich denke oder tue.“

„O, warum bist Du nicht früher gekommen? Warum schicktest Du mir keinen Brief, kein Lebenszeichen?“

„Ich schrieb Dir einen Brief, den hast Du aber wohl nicht erhalten.“

„Nichts habe ich erhalten — sonst wäre ich heute nicht hier.“

Er preßte den Kopf zwischen seinen Händen, wie um seine Gedanken zusammenzuhalten.

„Es war unser Verhängnis,“ sagte er gebrochen. „Es sollte so sein. Halte mich aber nicht für schlecht wegen meiner vorherigen Reden. Ich bin mit solchen Gedanken nicht hergekommen. Ich kam nur, um Dich zu sehen, noch einmal mit Dir zu sprechen — und dann wieder fortzugehen.“

Ihr Unwille und ihre Furcht waren gewichen. Ueber den Sturm wirrer Empfindungen in ihrer Brust trug das Mitleid den Sieg davon. Sie ging auf ihn zu und legte ihre Hände sanft an seine Wangen.

Jetzt erkenne ich Dich wieder,“ sagte sie leise.

Sie zitterte heftig wie vor Kälte.

Er zog ihre Hände an seine Lippen und küßte sie.

„Kein Mensch soll von mir sagen, daß ich ihm wissentlich unrecht getan,“ versetzte er, ihre Hände freigebend.

„Ich vertraue Dir. Ich werde nie wieder an Dir zweifeln. Aber wir können auch in unseren Gedanken uns selbst und anderen Unrecht tun, Radbod, und es gibt nur einen Weg, uns den inneren Frieden zu schaffen und zu bewahren.“

„Welches ist der Weg?“

„Wir müssen uns trennen, jetzt gleich, und dürfen uns in diesem Leben niemals wiedersehen.“

Sie hatte die gefalteten Hände an ihre Brust gedrückt und schaute ihn beschwörend an. Er sah zur Erde und schwieg. Als er nach einer Weile den Kopf wieder hob, war er leichenblaß.

„Du hast recht,“ sagte er. „Das ist der einzige Weg. Er ist öde und traurig — aber es gibt keinen anderen.“

„Tag und Nacht werde ich den Himmel bitten, Dir noch glückliche Tage zu senden — und Dir zu helfen, mich zu vergessen.“

„Vergessen werde ich Dich nie, aber ich will versuchen, in harter Arbeit Betäubung zu finden. Man sagt, die Zeit heile alle Schmerzen — fast möchte ich das glauben, denn Du sahst so vergnügt und zufrieden aus, als ich Dich vorhin erblickte.“

Er konnte eine bittere Betonung der letzten Worte nicht unterdrücken.

„Ich will Dir erzählen, wie alles gekommen ist, seit Du weggingst,“ versetzte sie ruhig, obgleich der Stich sie geschmerzt hatte. „Wenn Dir nichts mehr verborgen ist, wirst Du besser beurteilen können, wie weit ich für das zu tadeln bin, worunter Du jetzt zu leiden hast.“

Sie schilderte ihn in einfachen Worten den Gang und Zusammenhang der Begebenheiten, und er hörte ihr in dumpfem Schweigen zu. Als sie geendet hatte, trat er einen Schritt zurück.

„Ich danke Dir, Bertha,“ sagte er ruhiger, als er bisher geredet hatte; „ich weiß nun, daß Dich keine Schuld trifft. Ich hätte das von Anfang an wissen können, wenn ich zu vernünftiger Ueberlegung gelangt wäre. Aber ich kenne einen, dessen Schurkerei an all dem Elend schuld ist, das uns betroffen hat, und der soll mir dafür büßen!“

„Wie soll ich das verstehen? Wen meinst Du?“

„Den Ivan Karrach meine ich, den Schiffer des Graf Peter von Oldenburg.“

Und nun erzählte er ihr kurz, wie die Brigg in Brand gesetzt worden war, wie er gerettet wurde, und was ihn so lange an der Heimkehr gehindert hatte.

„Ich will Dich niemals wieder beunruhigen,“ fuhr er fort. „Dies soll das letzte Mal sein, daß ich Dein liebes Gesicht gesehen. Sobald ich Karrach aufgefunden und zur Bestrafung gebracht habe, gehe ich außer Landes; dann magst Du Dir einreden, daß ich tot geblieben bin und niemals wieder erschienen war, um den Frieden Deines Lebens zu stören mit den Rückerinnerungen an eine Zeit, die uns beiden so teuer gewesen ist.“

Seine Stimme bebte und brennende Tränen füllten seine Augen. Sie überließ ihm ohne Widerstreben ihre Hände und ein krampfhaftes Schluchzen verriet den verzweifeltsten Schmerz, der in diesem Augenblick des Scheidens ihr Inneres erfüllte.

Es war ein bitteres Scheiden, denn kein Hoffnungsschimmer winkte ihnen; es war ein Abschiednehmen wie im Angesicht des Todes. Sie hatten viel mit einander geredet, aber unendlich viel mehr noch hatten sie während der kurzen Zeit

gedacht und empfunden. Der Kampf war beendet, er hatte zur Erkenntnis ihrer Pflicht geführt.

Noch zögerten sie — sie sollten einander ja niemals wiedersehen.

„Es muß sein! O Rabbod, es muß sein!“ rief sie endlich. „Der Schmerz, der jetzt in meinem Herzen wühlt, sagt mir deutlicher als alles, daß wir einander nie und nirgends mehr begegnen dürfen! Ich habe Dich geliebt, herzinnigst geliebt! Und ich liebe Dich noch immer — Gott wolle mir's verzeihen — aber ich bin Cornelius Brumunds Weib und muß ihm treu sein, der auch mir so gut und treu ist! Hilf mir Rabbod — sei barmherzig und geh!“

„Ich gehe, Bertha — ich weiß jetzt, daß ich nicht den schwersten Teil zu tragen habe. Ich wollte, daß ich niemals heimgekommen wäre, oder daß wir uns nie geliebt hätten. Soweit ich Dir helfen kann, ein treues Weib zu bleiben, sollst Du Dich auf mich verlassen können.“

Er drückte ihr die Hände, als wollte er sie nimmer lassen.

„Geh fort!“ rief sie. „Geh fort! Und sei glücklich!“

Sie befreite sich und eilte wankenden Schrittes dem Hause zu.

Er schaute ihr nach, bis sie hinter der Ecke eines Stallgebäudes verschwunden war. Dann schluchzte er tief auf.

„Leb wohl!“ flüsterte er. „Leb wohl! Mein Glück, meine Hoffnung, mein alles — Leb wohl!“

Lange noch starrte er nach der Stelle, wo er zuletzt ihr im Winde fliegendes Gewand gesehen, dann wendete er sich um und ging langsam fort.

Ohne es zu wollen, schlug er den Weg nach dem Strande ein. Die rote Winter Sonne schien über die heranrollenden Wogen, deren dumpfes Getöse mit seinen Empfindungen in trostlosem Einklang stand. Der bittere kalte Wind schnitt in sein Fleisch, er aber spürte es nicht. Er starrte hinaus über die grauschwarzen Wasser, als gewährte ihm deren rastlose Bewegung eine Beruhigung. Die Wogen schienen ihm zu winken, ihn zu rufen.

„Ja, ja,“ stöhnte er. „Ich weiß — und ich werde auch kommen. Aber erst muß ich mit Karrach abrechnen — mit dem Verfluchten, der uns elend gemacht hat!“

Er lief am Strande hin und her, knirschend vor Born.

Seine Verzweiflung trat in den Hintergrund. Er beschloß, nach dem Reederhof zu gehen, um von Nikolas Quense zu erforschen, wo der Schiffer zu finden war.

Es war Spätnachmittag, ehe er in seiner ehemaligen Heimat anlangte.

Bertha hatte aufgeatmet, als sie die Gewißheit erlangte, daß ihr Zusammentreffen mit Radbod weder von Leuten des Hofes, noch von ihren Eltern bemerkt worden war.

Sie wusch ihr Gesicht, um die Spuren des Schmerzes und der Tränen zu entfernen. Cornelius durfte davon nichts merken. Sollte sie ihn aufregen, ihn argwöhnisch und unglücklich machen durch die Erzählung ihres Erlebnisses? Nimmerher; wenigstens wollte sie so lange darüber schweigen, bis sie in aller Ruhe mit ihm darüber sprechen konnte. Der Gute verdiente wohl, daß sie ihm alle unnötige Erregung und Beunruhigung ersparte.

Bisher hatte sie vor ihrem Manne noch nicht das geringste Geheimnis gehabt; sie schämte sich fast, jetzt damit beginnen zu sollen, aber es geschah ja nur zu seinem Besten. Sie erinnerte sich sehr wohl, daß eine unbedachte Erwähnung Radbods ihr einst einen seltsam forschenden Seitenblick ihres Mannes zugezogen hatte.

Es war beschlossen, sie wollte mit der Mitteilung noch warten.

Als Adam Cinnewehrt sie fragte, was ihr fehle, antwortete sie, ihr sei nicht ganz wohl; zugleich aber machte sie sich eifrig an die Hausarbeit, um ihre Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen, damit sie dem Gatten mit ruhigem Antlitze entgegentreten konnte.

Sechzehntes Kapitel.

Nikolas Quense hatte einen Inspektionsgang durch seine wohlgefüllten Lagerschuppen gemacht und ging soeben langsam und in friedlicher Beschaulichkeit über den weiten Hof nach dem Hause zurück, als er hinter sich einen eiligen Schritt vernahm. Er schaute sich um, und da er einen Fremden ge-

wahrte, blieb er stehen, um dessen Begehr zu hören.

Der Mann kam heran.

„Sie haben wohl nicht erwartet, mich nochmal wiederzusehen, Herr Quense,“ sagte er, vor dem Reeder halt machend. „Sehr zu freuen scheinen Sie sich wenigstens nicht, wie ich sehe.“

Der Reeder öffnete sprachlos den Mund; er stand wie vom Schläge gerührt. Der Stock entfiel seinen Händen, und nicht nur der Stock, sondern auch die silberne Dose, deren aromatischer Inhalt über den Erdboden verschüttet wurde.

„Du!“ stammelte er. „Du! — Das ist ja aber nicht möglich!“

Er hegte den wahnwitzigen Wunsch, das Haus in einem Sprunge erreichen zu können, dabei aber vermochte er kein Bein zu heben.

„Ja, ja, ich bin's wirklich — leider,“ entgegnete Radbod trocken.

Damit hob er den Stock auf und legte denselben in des Alten Hand.

Der Reeder lehnte sich schwer auf die wiedererlangte Stütze. Er zitterte wie Espenlaub, aber keineswegs aus abergläubischer Furcht. Die Rückkehr des lebendigen Mannes erfüllte ihn mit weit größerem Entsetzen, als er empfunden haben würde, wenn die gesamte Geisterschar des Kirchhofs gegen ihn herangerückt wäre.

Er musterte Radbod von oben bis unten und dann bückte er sich, um mit bebender Hand seine Dose aufzulangen.

„Das ist ja aber wunderbar!“ rief er, sich wieder aufrichtend. „Ich habe Dich als einen Toten betrauert, und nun stehst Du heil und gesund vor mir!“

„Schade um den unnütz verwendeten Gram, noch dazu um einen Menschen verschwendet, der so undankbar war, wieder lebendig zu werden!“

„Wieder lebendig — ja, ja!“ nickte der Alte, während seine verschmitzten Augen die Züge des anderen beobachteten, um zu erforschen, mit welcher Gesinnung derselbe ihn aufgesucht habe. „Noch ist es mir wie ein Traum! Aber komm hinein, Radbod, komm hinein! hier ist's kalt. Du mußt mir haarklein erzählen, wie sich alles zugetragen hat.“

Sie gingen ins Haus und in dasselbe Zimmer, wo ihre

letzte Unterredung über den Huderhof stattgefunden und mit der Radbods Unglück begonnen hatte.

Der Reeder stellte die Flasche und Gläser auf den Tisch. Er goß sich ein Glas voll ein und leerte es — ein seltenes Vorkommnis; darauf sank er in seinen Lehnstuhl und starrte den unerwarteten Gast von neuem offenen Mundes an.

Wie damals hatte Radbod sich vor den Kamin gestellt. Sein Auge überslog das Gemach; es hatte sich nichts darin verändert.

Er selber aber hatte sich verändert, wie des Reeders lauerner Blick bald entdeckte. Er war dunkler gebräunt, sein Gesicht war hagerer geworden, seine Züge tiefer, und sein Mund trug einen Ausdruck nervöser Bitterkeit zur Schau, der ihm ein um Jahre älteres Aussehen verlieh.

Diese Wahrnehmungen schienen den alten Quense nicht ruhiger zu machen; dank dem genossenen Genever aber zitterte er nur noch ganz unmerklich. Im allgemeinen war es nicht seine Art, sich Ueberraschung oder gar Schreck anmerken zu lassen, gegenwärtig aber hatte ihn eine Furcht befallen, die er noch nicht bemeistern konnte.

Radbod schrieb die Erregung seines ehemaligen Wohltäters seiner „Auferstehung“ zu, und um denselben davon zu befreien, erzählte er ihm, auf welche Weise er dem Untergange entronnen war.

„Das ist ja aber das wunderbarste, was jemals passieren konnte!“ rief Quense nach einer Pause. „Nun bist Du aber wieder da und weißt auch wohl schon, daß die Bertha Sinne wehrt, Deine alte Liebste, verheiratet ist?“

„Ja. Ich habe sie gesprochen.“

„Ei, sieh — Du hast sie gesprochen! Und was denkst Du nun zu tun?“

„Ich will wieder fort.“

„O! Und wann?“

„Sobald ich gegen Sie und andere meine Schuldigkeit getan habe.“

„Was könnte das sein?“

„Haben Sie mit dem Graf Peter viel verloren?“

Quense rückte betroffen in seinen Sessel.

„Was sagtest Du?“

„Ich fragte, ob Sie durch den Untergang Ihrer Brigg viel verloren haben?“

„Ach so. Nein, nicht allzuviel. — Es hätte zwar leicht mehr werden können. — Ich hatte das Fahrzeug aber zum Glück ziemlich hoch versichert.“

„So.“

Radbod warf dem Alten einen langen, forschenden Blick zu.

„Hat Karrach dabei verloren?“ fragte er weiter.

„Das weiß ich nicht. Er hatte Anteil an der Ladung und daher auch an der Versicherungssumme. Andererseits aber hat er viel Zeit verloren und auch den Profit an der Rückfracht eingebüßt.“

„Hm!“

„Was meinst Du?“

„O — ich dachte nur an Karrach. Wo ist der jetzt?“

„Gestern war er in Emden; ich erwarte ihn nächster Tage. Warum fragst Du aber das alles?“

„Ich habe meine Gründe dazu, die auch Sie mehr angehen, als Sie jetzt vielleicht denken . . . Man hat mich zu Grunde gerichtet — doch, das gehört nicht hierher. Wissen Sie vielleicht, auf welche Weise die Brigg in Brand geraten ist? Haben Sie einen Verdacht?“

Der Reeder tastete langsam mit dem Finger in den Ecken seiner Dose herum, um noch eine Prise aufzutreiben.

„Wenn Du eine Antwort auf diese Frage haben willst, Radbod, dann zwingst Du mich, etwas zu sagen, was Dir unangenehm sein wird.“

„So? Heraus damit!“

„Wie Du willst. Die Beweise, die ich mir privatim verschafft habe, deuten unzweifelhaft darauf hin, daß eine Brandstiftung beabsichtigt war und auch ausgeführt worden ist.“

„Aha! Und von wem?“

„Von Dir.“

„Von mir! — Und warum sollte ich das getan haben?“

„Aus Rache, weil ich damals Deinen Wunsch wegen des Huderhofes nicht erfüllte. Es liegt mir jedoch fern, Dich unglücklich zu machen, Radbod. Das Geheimnis ruht unverbrüchlich in meiner Brust, und dem Karrach habe ich streng anbefohlen, keiner Menschenseele ein Sterbenswort davon zu sagen. Du hast also nichts zu fürchten. Wenn's aber wahr sein sollte, was ich immer noch nicht glauben mag, trotz aller Beweise — o Radbod, dann hättest Du mir alle die Wohl-

taten, die ich Dir in Deiner Kindheit und Jugend und bis zuletzt noch erwiesen, recht übel vergolten!“

„Das hätte ich, wenn's wahr wäre. Das ist's aber nicht, und um das zu beweisen, bin ich hergekommen. Der Brandstifter war Karrach selber, und kein anderer!“

Der Reeder schüttelte den Kopf.

„Ich freue mich, zu hören, daß Du den Verdacht einer so schweren Tat nicht auf Dir sitzen lassen willst; ich mache Dich aber auf eins aufmerksam: Karrach hat die Aussagen der gesamten Mannschaft auf seiner Seite, und die lauten alle gegen Dich. Es wird Dir nicht leicht werden, mit Deiner Beschuldigung durchzudringen.“

„Darauf will ich's ankommen lassen. Mein Zeuge ist der Steuermann Wittmarsch. Auch der hat's gesehen.“

„Ei, ei! Und wo ist dieser Wittmarsch?“

Radbod schwieg. Ihm fiel ein, daß alle seine Maßnahmen so lange erfolglos bleiben mußten, bis er Wittmarsch zur Stelle bringen und durch dessen Zeugnis seine Angaben bestätigen lassen konnte.

„Ich muß ihn auffuchen und ich werde ihn finden,“ sagte er nach einer Pause.

„Das wird lange dauern, fürchte ich; seit er an Bord des unglücklichen Graf Peter gegangen ist, hat man von ihm nichts mehr gehört.“

„Tut nichts; ich werde ihn schon finden. Vielleicht kann mir der Versicherungsgesellschaft sagen, auf welches Schiff er gegangen ist. Ich finde ihn, verlassen Sie sich darauf.“

„hm,“ machte Quense. „Du bestehst also darauf, diese Sache zu verfolgen?“

„Gewiß — bis ich den Schuft dort weiß, wohin er gehört — im Zuchthaus!“

„Aber was bringt Dich so gegen den Mann auf?“

„Dem mordbrennerischen Schurken habe ich all mein Elend, habe ich mein verfehltes Leben zu verdanken — genügt das nicht?“

„Ich verstehe. Würdest Du nun wohl einen Rat von mir annehmen?“

„Ich erwarte nicht nur Ihren Rat, sondern auch Ihren Beistand. Denn auch Sie haben das größte Interesse an der Sache, da der Verbrecher noch immer in Ihren Diensten steht.“

„Gewiß, Freund, gewiß. Du sollst sowohl meinen Rat

als auch meinen Beistand haben. Meinen Rat wirst Du zwar kaum befolgen, denn der ist, schlafende Hunde ungestört zu lassen oder wenigstens sehr vorsichtig an sie heranzugehen. Ich zweifle nicht an der Gerechtigkeit Deiner Sache, Du darfst aber nicht vergessen, daß Karrach gegenwärtig die Oberhand hat; wenn er erfährt, was Du gegen ihn im Schilde führst, dann wird er sicher mit seinen Beweisen gegen Dich nicht länger hinterm Berge halten.“

„Was kann er mir schaden?“

„Das fragst Du noch? Sowie er den Mund aufthut, wirst Du verhaftet. Du kommst vor Gericht und wirst, angesichts der gegen Dich vorliegenden Aussagen, verurteilt und ins Zuchthaus gesteckt. Ist das nicht genug? Und dann kannst Du gehen und Deinen Wittmarsch suchen!“

„Recht muß Recht bleiben! Mag's drum sein!“

„Du hast noch ein großes Vertrauen zu dem sogenannten Recht, mein Sohn. Du könntest Dich aber täuschen. Nein, Radbod, fange das Ding vernünftiger an. Laß den Agenten noch beiseite. Warte, bis Karrach hier sein wird; ich will ihn fragen, ganz unauffällig, auf welchem Schiff Wittmarsch angemustert hat. Dann kannst Du Dich hinter den hermachen. Das ist mein Rat, den Du nun befolgen magst oder nicht, ganz nach Deinem Belieben.“

Radbod starrte finster vor sich nieder. Er mußte dem Alten recht geben, aber die Verzögerung stand ihm nicht an.

Dabei entging ihm die nervöse Erwartung, mit welcher sein Ratgeber ihn belauerte, als wolle er ihm den noch unausgesprochenen Entschluß schon vorher vom Gesicht ablesen.

„Ich sehe ein, daß Ihr Vorschlag richtig ist,“ sagte er endlich. „Ich will warten; aber geschenkt ist's ihm nicht! Er soll mir büßen für das Weh und den Jammer, den er über die arme Bertha und mich gebracht hat!“

„Ei, ei, Radbod; das sind böse Gedanken, die einem Christen nicht ziemen. Es sollte Dir genügen, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen.“

„Nun ja, ich will zufrieden sein, wenn er verurteilt ist.“

„Hm,“ machte der Reeder wieder. „Und wo gedenkst Du Dich bis zu Karrachs Ankunft aufzuhalten? Ich meine, es wäre nicht klug, Dich von ihm hier finden zu lassen.“

„Hier werde ich auch nicht bleiben — das ist zu nahe an Neuenkoop . . .“

„Du mußt wissen, wie Du darüber denkst. Ich sehe zwar nicht ein, weshalb Du Dir noch wegen eines Weibes Kummer machen solltest, die gleich den ersten besten anderen nahm, als Du ihr kaum aus den Augen warst —“

„Kein Wort mehr! Niemand soll etwas gegen die Bertha reden, solange ich's verhindern kann!“

Man sah es seinem Gesicht an, daß Widerspruch gefährlich werden mußte.

„Nun, nun, wie Du willst . . . Zu einem Aufenthalt in einem der Gasthäuser möchte ich Dir auch nicht raten; am besten wär's, Du gingest hinauf zum Huderhof. Dort wohnt jetzt niemand außer dem Arbeiter Spanhake und seiner Frau; die können Dir in einem der leeren Zimmer ein Lager aufschlagen. Nach Möbeln und anderer Ausstattung wirst Du bei der kurzen Zeit Deines Aufenthaltes wohl nicht viel fragen.“

Radbod stimmte zu.

„Nimm aber noch einen Bissen zu Dir, ehe Du gehst. Da steht auch die Flasche. Du siehst hart mitgenommen aus.“

Der Reeder rief die Frau Siefken herbei; die würdige Dame wollte zuerst ihren Augen nicht trauen, als sie den Totgesagten nun wieder lebendig vor sich sah, sie überwand ihr Erstaunen jedoch bald und beeilte sich, für den jungen Mann den Tisch zu decken.

Radbod war erschöpfter, als er aussah, hatte er doch seit dem mageren Imbiß in Mine Pophusens Hütte noch keine Nahrung wieder über seine Lippen gebracht. Zudem waren die furchtbaren Gemütsbewegungen auf ihn eingestürmt, so daß selbst seine Natur zu wanken begann.

Nachdem er sich gestärkt hatte, machte er sich auf den Weg nach dem Huderhof. Der Reeder versprach, ihn am folgenden Tage dort zu besuchen und ihm mitzuteilen, was etwa bis dahin von Karrach verlautete.

Der Huderhof war eine auf einer beträchtlichen Bodenerhebung gelegene Ackerwirtschaft, ebenso weit entfernt vom Reederhof, wie von Neuenkoop. Der Weg war weit; es wurde bereits finster und der Himmel drohte mit einem Schneesturm.

Radbod schritt rüstig aus; er kannte alle Richtsteige, die ihm die Strecke abkürzen konnten. Er fürchtete die Gefahren nicht, die ein Schneetreiben auf diesen von Deichen und Gräben durchschnittenen Ebenen mit sich bringen konnte, namentlich

zur Nachtzeit; in seiner Stimmung wären ihm dieselben eher willkommen gewesen.

Kaum hatte er den Reederhof verlassen, da befahl Nikolas Quense, den dicken Schimmel zu satteln und unter den Torweg zu bringen. Es war unverkennbar, daß seine innere Erregung wieder zunahm. Sorgfältig verwahrte er sich, unter Frau Siefkens Beistand, gegen die Kälte der anbrechenden Nacht, und als die gute Dame ihn darauf aufmerksam machte, daß es schlechtes Wetter geben könnte, und daß er besser täte, den Ritt bis morgen aufzuschieben, da gebot er ihr mit schroffen Worten, sich nicht um Dinge zu kümmern, die sie nichts angingen.

Dann humpelte er hastig hinaus, erklimmte unter dem Beistand des Knechtes und mit Hilfe eines Schemels sein Ross und trabte langsam vom Hofe.

Er ritt in finsternen Gedanken.

„Zum Henker mit ihm!“ murmelte er böse und den Zügeln einen tückischen Ruck gebend. „Wer hätte geahnt, daß er sich wieder anfinden würde, und noch dazu mit solchen Absichten? Das kann gut werden, wenn er sein Maul aufstut — aber das wollen wir verhindern. Er muß fort, sobald als möglich; so lange er aber noch hier ist, darf er weder mit Fortkamp noch mit Brumund zusammentreffen. . . Hol ihn der Teufel! Kann er anständige und harmlose Leute nicht in Ruhe lassen?“

Unter solchen Selbstgesprächen war er bis an die Stelle gekommen, wo der nach Neuenkoop führende Weg sich abzweigte. Hufschlag schallte an sein Ohr, und zwar aus der Richtung des Städtchens her. Bald erkannte er in der dämmernden Nacht die Umrisse eines herankommenden Reiters.

„Wir kriegen schlecht Wetter!“ rief derselbe im Vorübertraben.

Quense zog schnell den Zügel an.

„Sind Sie das, Herr Brumund?“ rief er, seinen Schimmel umwendend. „Warten Sie doch einen Augenblick, ich habe Ihnen was zu sagen.“

Brumund ließ seinen Braunen in Schritt fallen.

Quense trabte langsam an seine Seite.

„Sie sind spät unterwegs,“ sagte der Großbauer. „Was gibt's?“

Der Reeder legte seine Hand auf des anderen mächtige Schulter.

„Ich habe eine Neuigkeit für Sie,“ versetzte er im Tone freundschaftlichen Mitgeföhls, „eine Neuigkeit, die Ihnen leider nicht sehr willkommen sein wird.“

„Sollte mich auch wundern, wenn sie's wäre, da sie von Ihnen kommt,“ entgegnete Brumund kurz, indem er Quenses Hand abschüttelte.

„Ich begreife nicht, Mann, daß Sie mir nie ein freundlich Wort gönnen mögen, obgleich ich's doch von jeher so gut mit Ihnen meinte.“

„Lassen Sie das; für solche Aussprache ist's heute zu kalt. Sagen Sie, was Sie zu sagen haben; ich muß nach Hause.“

„Wie Sie's wünschen; ich nehme Ihnen nichts übel. Eines Tages werden Sie schon einsehen, welchen Freund Sie an mir haben.“

„Wenn der Tag kommt, soll er mir angenehm sein. Vergessen Sie aber nicht, Quense, daß ich Sie kenne, und zwar von jener Zeit an, wo Sie noch Faktor waren. Ich habe Zeit genug gehabt, mir ein Urteil über Sie zu bilden.“

Der Reeder seufzte, wie ein Märtyrer seufzt.

„Sie sind stolz, Herr Brumund,“ sagte er beweglich. „Aber geben Sie acht, Hochmut kommt vor den Fall.“

„Das ist ja eine ganz neue Melodie, Quense,“ lachte der Großbauer. „Sie haben recht, Willkommenes kommt mir von Ihnen nicht, also reden Sie heraus, was Sie noch im Hinterhalt haben, ich fürchte Ihr Geschwäg nicht, Sie können mir nichts anhängen.“

„Ihnen kann niemand etwas anhängen, auch wenn er wollte. Aber auch die besten unter uns müssen sich beugen, wenn ihre Zeit kommt. Was ich Ihnen zu sagen habe, wird Ihnen wehe tun, oder ich müßte mich sehr irren.“

„In des Teufels Namen, Mensch, so reden Sie!“

„Es fällt mir schwer, Herr Brumund — aber Sie müssen's erfahren. — So hören Sie: Wir alle glaubten, Rabbod Falk tot — dem ist nicht so — er lebt.“

Er beugte sich dicht an Brumund heran, als er diese Worte herausstieß.

„Das freut mich von Herzen!“ rief der Großbauer aufrichtig.

„Ja, ja, aber er ist auch gekommen und hat Ihre Frau

auf Neuenkoop besucht. Gott mag wissen, was nun noch alles geschehen wird.“

Nicht des Reeders Worte waren's, was Cornelius Burmunds Herz sich zusammenkrampfen ließ, wohl aber die versteckte, hämische Andeutung in denselben. Das war Quenses Art; er sagte nie etwas direkt, er warf immer nur bezeichnende Brocken hin.

„Was soll denn nun geschehen,“ entgegnete der Großbauer heftig.

„Ja, wer kann's wissen? Es ist ein schlimm Ding für Sie.“

„Das sehe ich nicht ein.“

„Nun, ich will nur hoffen, daß Ihnen die Einsicht nie kommen möge. Was aber auch geschieht, zählen Sie auf meine Freundschaft.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Burmund, die Zügel fester fassend. „Es ist immerhin gut, daß ich unterrichtet bin. Gute Nacht!“

„Hoffentlich hat's nicht die Folgen, die wir fürchten; im schlimmsten Fall aber —“

Die Hufschläge des großen Braunen verhallten in der Ferne.

Quense wendete wieder um und trabte dem Städtchen zu. Ein Lächeln boshafter Genugthuung lag auf seinem runzligen Fuchsgesicht.

Siebzehntes Kapitel.

Cornelius Burmund sprengte mit verhängten Zügeln durch die Nacht. Hinter ihm ertönte in der Ferne das dumpfe Tosen des Meeres, der stürmische Wind schien ihn ungeduldig vorwärts zu treiben und die schwarzen, blattlosen Bäume streckten ihre gespenstischen Schattenarme schwankend und stöhnend über den Pfad.

Es trieb ihn nach Hause; je näher er aber dem Hofe kam,

desto langsamer wurde die Gangart des Braunen, und endlich ließ er das Tier nur noch im Schritt gehen.

Die Nacht und ihre Stimmen übten einen Einfluß auf ihn, wie noch nie zuvor. Noch nie war ihm das Brausen der See so herzbeklemmend traurig vorgekommen, das Tönen des Windes so unheimlich, die Schatten der Kiefern so schaurig. Er war ein Mann des praktischen Lebens und hatte sich bisher nur sehr wenig mit phantastischen Grübeleien abgegeben; deshalb berührte die Sprache der Natur, das getreue Echo unserer eigenen trüben oder freudvollen Gemütsstimmungen, ihn heute doppelt seltsam und eigentümlich.

Aus einem der Fenster des Wohnhauses von Neuenkoop schien ihm ein helles Licht entgegen. Bertha hatte eine Lampe, als Willkomm und Wegweiser für ihn, dorthin gestellt.

Er hielt still, zum großen Mißfallen des Braunen, der den Stall und das abendliche Futter bereits gewittert hatte.

„Geduld, Hans, Geduld,“ sagte Cornelius leise, dem Pferde begütigend den Hals klopfend, „gönne mir noch eine Minute. Ich muß mich besinnen, ich muß versuchen, der Sache gerade und richtig ins Gesicht zu schauen, ehe ich vor mein Weib hintrete . . . Meine arme Bertha — sollte ich mich gegen Dich und gegen ihn versündigt haben? Wer aber konnte das voraussehen? Ich wahrlich nicht . . . Mein Kopf ist heute abend nicht so klar wie sonst . . . wenigstens nicht nach der Begegnung mit Quense . . . Der Mensch hat eine fanatische Zunge, die alles vergiften muß! Wollte Gott, er erstickte dran!“

Er nahm den breitrandigen Filz ab und fuhr sich mit der Hand über den Kopf. Dabei berührten seine Finger den bereits kahl werdenden Scheitel.

„Das ist's,“ murmelte er traurig. „Ich bin ein alter Mann, sie ist aber noch ein junges Ding . . . Und Radbod Falk ist wieder da. Was wird nun? Wird sie sich von mir wenden? . . . Sie hat ihn sehr lieb gehabt.“

Er erschauerte bei dem Gedanken.

Der Schnee begann in dichten Wirbeln hernieder zu rieseln. Wie öde, wie kalt und trostlos erschien ihm die Welt! Seine Blicke irrten durch die Nacht, bis sie auf dem freundlichen Licht im Fenster seines Hauses haften blieben, das ihm zu winken schien.

Dort war sein Heim, dort wartete sie auf ihn. Sein Herz klopfte wieder höher.

„Ich bin ein alter Narr,“ sagte er, die Zügel aufnehmend und alle trüben Gedanken und Vorahnungen abschüttelnd. „Radbod ist wieder da — aber was tut mir das? Sie ist mein Weib, sie hat mir Treue geschworen; sie weiß, wie teuer sie mir ist — sie wird mich nicht verlassen . . . Der arme Mensch soll uns von Herzen willkommen sein; wir wollen ihm beistehen, soviel wir können. Seine Schuld ist's nicht, auch nicht die unsere, daß alles so gekommen ist. Jetzt müssen wir die Dinge nehmen, wie sie sind. Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden . . . Dem alten Gauner, dem Quense, aber wünschte ich, daß er an seinem eigenen Gift verreckte!“

In munterm Galopp sprengte der Braune in den Hof, und Cornelius schwang sich mit fast ebenso freudigem und leichtem Herzen, wie sonst, aus dem Sattel.

Ehe er noch klopfen konnte, tat sich die Haustür schon auf und Bertha erschien mit Licht auf der Schwelle, während ein Knecht das Pferd in den Stall führte. In der Freude des Wiedersehens bemerkte er gar nicht, wie bleich sie war, auch nicht, wie ihre Hände bebten, als sie ihm den Mantel abnahm.

Beim Abendessen jedoch, und während er die Fragen Adam Cinnewehrts nach den Marktverhältnissen beantwortete, fiel ihm ihre ungewöhnliche Schweigsamkeit auf. Jetzt musterte er sie auch genauer, und da entging ihm nicht, wie leidend und angegriffen sie aussah.

Er enthielt sich jeder Bemerkung, aber sein Herz wurde bleischwer und wieder legten sich die Schatten auf sein Gemüt, trotz der lichten und der traulichen Behaglichkeit, die im Gemache herrschte. Er aß jedoch anscheinend ruhig weiter, und ruhig gab er auch dem alten Fischer Auskunft über die Preise des Rindviehs, der Schafe und des Federviehs auf dem Markt, als gäbe es gar nichts, was ihn bedrücken könne.

Im Innern aber litt er bittere Pein.

Wie kam es, daß weder Vater noch Tochter ihm ein Wort von Radbods Besuch sagten? Derselbe war dagewesen — Quense hatte ihm dies mitgeteilt, und soweit waren dessen Worte glaubwürdig, da Radbod Falk seine ehemalige Braut ganz ohne Zweifel zuerst und vor allen anderen aufgesucht hatte.

Warum verberg man ihm das?

Er beantwortete des Fischers Fragen kürzer und zer-

streuter, endlich überhörte er sie gänzlich und versank in brütendes Schweigen.

„Du bist müde, Sohn,“ bemerkte Adam nach einer Weile, „und das ist nach der Reise kein Wunder. Lege Dich zu Bett; auch ich will meine Koje aufsuchen. Gute Nacht Kinder.“

Kaum hatte der alte Mann das Zimmer verlassen, da warf Cornelius einen erwartungsvollen Blick auf seine Frau. Jetzt würde sie ihm sicherlich alles erzählen.

Er sah sich getäuscht. Sie beschäftigte sich stillschweigend mit den Vorbereitungen für die Nacht und schien nicht im geringsten geneigt, auf den Gegenstand zu kommen, der alle seine Gedanken beherrschte und ihm bereits schwere Bedrückungen verursachte.

„Ist im Laufe des Tages jemand hier gewesen, nach mir zu fragen?“ begann er, um ihr eine Gelegenheit zu weiteren Mittheilungen zu schaffen.

Bertha griff nach ihrem Strickstrumpfe und setzte sich mit demselben gegenüber. Er blickte unverwandt in die Lampe.

„Nein,“ antwortete sie langsam, „es ist niemand dagesewen, der nach Dir gefragt hätte.“

„Kein Mensch?“

„Kein Mensch.“

Das war ihm unverständlich. Wenn Falk auf dem Hofe gewesen wäre, jetzt hätte sie ihm dies doch gemeldet. Sollte er den beabsichtigten Besuch etwa unterlassen haben? Vielleicht im Zorn darüber, daß sie sich verheiratet hatte? Das wäre das Gescheiteste gewesen. . . Schon wollte er erleichtert aufatmen. Ein Blick auf ihr Antlitz aber machte diese Hoffnung wieder zu nichts.

Warum schaute sie so traurig drein, so traurig wie damals in jener ersten Zeit nach dem Eintreffen von Rabbods Todesnachricht, wenn sie ihn nicht entweder gesehen oder doch von ihm gehört hätte?

„Als ich heute morgen fortritt, da warst Du frischer und heiterer, Bertha,“ sagte er. „Bist Du krank?“

Sie fühlte seine Augen liebevoll auf sich ruhen, und ihre Lippen erbeben.

Sollte sie ihm alles anvertrauen? Nein, noch nicht. Erst wollte sie gefaßter werden, damit sie ihm die Eröffnungen in ruhiger Sicherheit machen konnte.

„Mir ist heute gar nicht wohl gewesen,“ sagte sie still.

„O, das tut mir leid.“

„Es hat aber nichts zu bedeuten; morgen wird mir wieder besser sein.“

„Das wollen wir hoffen und wünschen, liebe Frau.“

Er legte zärtlich und teilnehmend seine Hand auf die ihre.

„Du darfst mir nicht krank werden,“ fuhr er fort. „Ich kann ohne Dich nicht sein . . . Keine Stunde lebte ich mehr, wenn ich Dich verlöre . . . Du bist mein Schatz, mein Leben — ich kann Dich nicht mehr missen.“

Die ganze unendliche Liebe des leidenschaftlichen Mannes lag in dem Ton dieser Worte, leuchtete aus dem innigen Blick seines Auges.

„Warum solltest Du mich verlieren, Cornelius?“ entgegnete sie. „Wie kannst Du nur so sprechen. Ich denke noch nicht ans Sterben.“

„So ist's recht, Weibchen. Du drückst mir, will's Gott, dereinst die Augen zu — vielleicht eher als Du meinst. Denn ich bin ein alter Krauter, das steht nun einmal fest . . .“

„Das darfst Du nicht sagen!“ unterbrach sie ihn, indem sie versuchte, ihrer Stimme einen entschiedenen und munteren Klang zu geben. „Du bist mein Mann, und ich will solche dumme Reden über Dich nicht hören, nicht einmal von Dir selber.“

Er lächelte vergnügt.

„Laf gut sein, Weibchen; ein alter Krauter aber bin ich doch, der sich manchmal allerlei Zeug in den Kopf setzt, das schließlich nicht hin und nicht her ist. Ich hör's gern, wenn Du für mich einstehest; dann meine ich, daß mir's doch wohl gelungen ist, Dich zufrieden und glücklich zu machen.“

Sie ließ die Arbeit auf den Tisch sinken, stand auf, legte ihre Arme um seinen Hals und den Kopf auf seine Schulter.

„Du hast alles getan, was ein guter und edler Mann tun konnte, mich und die Meinen glücklich zu machen. Unter Tausenden hätte nicht einer so gehandelt — Du gabst mir mehr, als ich verdiene —“

„Stille, kein Wort mehr! Du bist meine Frau, und ich will so etwas nicht hören, nicht einmal von Dir selber!“

Er lachte laut und herzlich darüber, daß er ihr diese Rede zurückgeben konnte, und in diesem Augenblick vergaß er Quense, Radbod und alles andere.

„Solange ich lebe,“ fuhr sie in derselben Stellung fort,

„will ich Dir meine Dankbarkeit zu beweisen suchen und Dir mein ganzes Herz weihen, soviel ich davon zu vergeben habe.“

„Und — und es tut Dir nicht leid?“

„Was soll mir leid tun?“

„Daß Du mich geheiratet hast?“

Das traf sie wie ein Stich. Was sollte sie darauf antworten? Sie dachte an seine unendliche Güte, an seine treue Ergebenheit; sie sagte sich, daß kein Opfer ihrerseits die Liebe, die sie von ihm erfahren, jemals aufwiegen könnte — und trotz Radbod Falks, und trotz des tiefen Wehes, welches sie, ihrer ersten verlorenen Liebe wegen, gegenwärtig im Herzen trug, erhob sie ihre Augen klar und fest zu denen ihres Gatten.

„Nein, Cornelius,“ sagte sie; „wenn Du glücklich und zufrieden bist, tut mir's nicht leid.“

Er drückte sie an sich und küßte sie.

Du bist mein Herzensweib!“ rief er. „Fürwahr, das wäre ein böser Tag für mich, wenn ich einmal hören müßte, daß Du wünschest, mich nie genommen zu haben!“

„Das wirst Du nimmer von mir hören.“

„Dank Dir, lieb Weib, Dank Dir. Die Leute sagen immer, daß die Liebe in der Ehe abkühle, ich aber bestreite das. Jeder Tag macht Dich mir teurer und unentbehrlicher. Sogar das alte Haus ist mir lieber geworden, weil Du unter seinem Dache wohnst. Als ich noch Junggeselle war, hätte ich den Hof leichten Herzens und ohne mich lange zu besinnen, verkauft, wenn ich meinen Vorteil dabei gehabt hätte; heute ist's anders, heute würde mir's schon schwer werden, die Heimstätte zu verlassen, auf der ich mit Dir so glücklich gewesen bin.“

„Du wirst mich mit Deinen Schmeicheleien noch eitel machen, Mann. Wir sind doch nicht mehr Brautleute.“

„Das sind keine Schmeicheleien, das ist Wahrheit, und ich liebe Dich heute noch inniger als damals, wo Du meine Braut wurdest. Meinetwegen magst Du also immerhin eitel werden. Doch da fällt mir ein — ich habe Dir ja etwas vom Markte mitgebracht.“

Er griff in seine geräumige Tasche und brachte ein kleines Paket heraus, dessen Umhüllung er sorgfältig entfernte. Es zeigte sich ein ledernes Etui und in diesem eine goldene Brosche.

„Da,“ sagte er, das Schmuckstück an Berthas Busen be-

bestigend und dasselbe mit seitwärts geneigtem Kopfe bewundernd, „die ist noch größer als die der Frau Pastorin; jetzt werden die Leute Dich in der Kirche noch einmal soviel anstarren!“

Anstatt das Geschenk zu betrachten, ergriff die junge Frau des Gatten Hände und schaute ihm mit tränenvollem Lächeln ins Gesicht.

„Du denkst doch an mich, wo immer Du bist!“ flüsterte sie voll Liebe.

„Ja, das magst Du wohl sagen. Mag's Morgen sein oder Abend, Tag oder Nacht, immer denke ich nur an Dich und sinne, wie ich Dir Freude bereiten kann. Ist's so nicht recht?“

„Es ist zuviel.“

„Nichts ist mir zuviel für Dich, so lange ich's kaufen und bezahlen kann.“

Alle seine Zweifel und Befürchtungen waren vor der Hand verschwunden; er hatte sogar die Existenz Radbods vergessen. Erst am Mittag des folgenden Tages erinnerte er sich desselben wieder, als der vom Hasen zurückkehrende alte Linnewehrt ihm erzählte, daß ihm Nikolaus Quense auf dem Wege begegnet wäre.

Dieser Name rief ihm alles wieder ins Gedächtnis zurück, ohne ihn jedoch zu beunruhigen.

„Hat er zu Dir gesprochen!“ fragte er gleichgiltig.

„Ja; er bot mir guten Tag, schalt auf das Schneewetter, fragte, wie es auf Neuenkoop stünde und sagte, daß er nach dem Huderhof hinauf wollte.“

„Weiter nichts?“

„Nein, Sohn, weiter nichts!“

„Fing er nicht von Radbod Falk an?“

Der alte Fischer blickte seinen Schwiegersohn verwundert an.

„Nein,“ versetzte er. „Was sollte er von dem armen Jungen jetzt noch zu reden haben?“

Cornelius schlenderte abseits. Linnewehrt wußte also nichts von Falks Rückkehr, folglich konnte dieser auch nicht auf dem Hofe gewesen sein. Der Reeder hatte sich wieder geirrt oder aber, was ebenso wahrscheinlich war, gelogen, um ihn zu beunruhigen.

Konnte nicht die ganze Geschichte von Falks Wiederauf-

tauchen überhaupt eine Erfindung sein? Möglich war's, wenn man den alten Fuchs bisher auch noch nicht auf einer so direkten Unwahrheit ertappt hatte. Auch war in Berthas Benehmen immerhin etwas Ungewöhnliches gewesen.

Er beobachtete fortan seine Frau, nicht weil er sie beargwöhnte, sondern weil er sie liebte; jede Veränderung in ihrem Blick und Wesen interessierte ihn, er suchte die Ursache davon zu ergründen und dann, wenn möglich, zu beseitigen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Teufel aber hatte nun einmal sein Unkraut zwischen den Weizen gesät, und das Unkraut ging auf.

Zwei Tage nach seinem Ritte zu Markte begegnete Cornelius auf dem Wege nach der Stadt der alten Mine. Sogleich fragte er sie nach Radbod Falk.

Die Fischhändlerin war im ersten Augenblick betroffen. Sie zögerte mit der Antwort; bei ihr ein seltenes Vorkommnis.

Sie hatte sich an dem Morgen nach des jungen Mannes Besuch bei ihr aufgemacht, um Bertha auf Radbods Erscheinen vorzubereiten, war aber um eine Stunde zu spät gekommen. Bereitwillig hatte sie Bertha jedoch zugesagt, gegen Cornelius nichts davon zu erwähnen, falls sie diesem begegnen sollte.

„Wer hat's Ihnen gesagt?“ fragte sie, anstatt zu antworten.

„Quenje.“

„Ja, es ist wahr.“

„Habt Ihr ihn gesehen?“ forschte Cornelius weiter, innerlich unwillig und enttäuscht darüber, daß der Reeder diesmal also doch nicht gelogen hatte.

„Ja, gleich am ersten Abend.“

„Da muß ich mich doch wundern, daß er sich bei uns nicht sehen läßt. Wir würden uns herzlich freuen, ihn begrüßen zu können.“

„Ich glaub's Ihnen, Herr Brumund. Wer gewinnt, kann

leicht vergeben und vergessen, wer aber verliert, dem wird's nicht so leicht.“

„Schon wahr, Mine. Ich meine aber, wenn ich in Ruhe ein vernünftiges Wort mit ihm redete, dann würde er seinen Groll schon verlieren — wenn er welchen hegt. Wissen Sie, wo er jetzt steckt?“

„Weit ist er nicht, aber wo, das kann ich nicht sagen.“

Sie hatte eigentlich keine Ursache zu dieser ausweichenden Antwort. Sie wußte sehr wohl, daß Radbod sich auf dem Huderhof befand. Denn Gertje war dort gewesen. Der Schwachsinnige hatte eine ganz besondere Vorliebe für den Zurückgekehrten gefaßt, seit dieser ihm so wunderbare Dinge von dem gewaltigen Kriegsschiff und den großen Kanonen desselben erzählt hatte; zum erstenmal in seinem Leben war er freiwillig aus der schützenden Nähe der Mutter gegangen und an jedem Morgen hinausgewandert nach dem Huderhof, um sich immer mehr von den Wundern berichten zu lassen, die Radbod erlebt hatte. Auch gegenwärtig befand er sich dort draußen. Der unglückliche Seefahrer war froh, in seiner Einsamkeit und trübseligen Stimmung Gesellschaft zu haben, und war's auch nur die des armen Gertje; kam er dadurch doch in die Lage, nach Herzenslust von Bertha zu plaudern und sich immer wieder von derselben erzählen zu lassen.

Cornelius setzte seinen Weg fort und Mine fuhr mit ihren Fischen nach Neuenkoop. Hier gelang es ihr, Bertha auf die Seite zu nehmen und ihr mitzuteilen, daß der Großbauer von Radbods Heimkehr unterrichtet wäre.

Die junge Frau geriet dadurch in vermehrte Aufregung, die ihrem Gatten nicht entging und nun seine Zweifel und Befürchtungen aufs neue wachrief.

Sie beobachtete ihn unablässig scheu und verstohlen, jeden Augenblick erwartend, daß er die Sache zur Sprache bringen würde, und dabei gewährte sie, daß auch er sie mit lauernden Blicken verfolgte. Ihre Aufregung stieg und damit auch seine Unruhe. Aber keines brach den Bann, jedes fürchtete sich, dem anderen Schmerz zu bereiten. Der Zustand wurde dadurch aber immer peinlicher.

Der nächste Tag war ein Sonntag — kalt, stürmisch, der Boden hoch mit überfrorenem Schnee bedeckt. Cornelius ließ anspannen und fuhr mit seiner Frau zur Kirche .

Während der Predigt bemerkte Cornelius, daß Nikolaus Quense ihm mehrmals seltsam zublinzelte. Nach Beendigung des Gottesdienstes winkte der Alte ihm verstohlen mit der Hand. Zu jeder anderen Zeit hätte er darauf nicht geachtet, heute aber wartete er, um zu hören, was der Reeder von ihm wollte. Vielleicht gab's Neues über Falk.

Bertha ging mit der Nachbarin Klauhorn langsam voraus.

„Ihre Frau sieht nicht wohl aus, wie sonst,“ sagte Quense heranhinkend.

„Sie ist seit einigen Tagen nicht ganz auf dem Posten; es hat aber nichts zu bedeuten.“

„Das ist seit Dienstag nicht wahr?“

Cornelius machte seinen Arm, den der Alte ergriffen hatte, los und trat einen Schritt zurück.

„Ob seit Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag — darauf kommt's hier nicht an,“ entgegnete er ruhig. „Ich frage nicht soviel nach Kleinigkeiten wie Sie, Quense, weil das nimmer gut tut, und ich fürchte auch kein schlecht Wetter, so lange die Sonne scheint.“

„Sehr richtig, lieber Freund; aber der ist ein Narr, der in 'ner Waschbalje in See geht, wenn der Sturm schon heraufzieht.“

„Was soll das hier? Sie wollen mir etwas sagen, wenn ich nicht irre. Lassen Sie hören — ich habe nicht viel Zeit.“

„O, ich vergaß. Ja, denken Sie nur, der arme, junge Mensch, der Falk scheint sich ordentlich was in den Kopf gesetzt zu haben, seit er Ihre Frau gesprochen hat. Ich redete ihm zu, wieder in die Welt zu gehen, aber er will nicht, und er drückt sich nun hier herum. — Mir gefällt das nicht; wer weiß was er vorhaben mag.“

„Wo hält er sich auf? Bei Ihnen?“

Cornelius beherrschte sich mit Gewalt, um die Erregung nicht zu verraten, die sich seiner bemächtigt hatte.

„Bei mir? O nicht doch. Ich wollte, ich hätte ihn unter den Augen behalten, dann könnte ich sein Treiben kontrollieren. Damit aber war ihm nicht gebient, darum versteckte er sich, wo keiner ihn beobachten kann.“

„Wo ist er denn?“

„Auf dem Huderhof, auf den er damals sein Auge gewor-

jen hatte — Sie wissen ja. Ich habe ihn ein paarmal aufgesucht, bin aber nicht aus ihm klug geworden.“

„Dann will ich morgen früh zu ihm hinauf und sehen, ob ich besser mit ihm fahre.“ Er wendete sich zum Gehen.

„Sie? Allmächtiger! Das unterlassen Sie lieber, Mann! Man kann nicht wissen, wie er sich Ihnen gegenüber benehmen wird. — Ich sagte Ihnen ja auch, es scheint mir nicht ganz richtig mit ihm zu sein.“

Der Reeder nahm geräuschvoll eine Prise, um dadurch seine schmerzliche Ergriffenheit auszudrücken.

„Um so notwendiger muß ich ihn sehen; vielleicht meint er, daß ihm meinerseits Unrecht geschah, und darüber will ich mich mit ihm verständigen.“

„Um Gottes willen, Mann! Ist er noch nicht verrückt, dann wird er's, wenn er Sie sieht!“

Der Alte schien wirklich in Angst zu sein.

„Das wird sich herausstellen.“

Damit schritt Cornelius der Kirchhofspforte zu.

Der Reeder humpelte hinter ihm drein.

„Ich sage Ihnen, Sie dürfen nicht zu ihm!“ rief er.

„Und ich sage Ihnen, morgen in der Frühe bin ich bei ihm.“

„Einer von Ihnen bleibt sicherlich tot!“

„Ich nicht — dem Radbod aber bringe ich hoffentlich neues Leben.“

Damit ließ er den alten Quense stehen. Es gelang ihm, die in seinem Innern arbeitende Aufregung vor aller Augen zu verbergen, nur nicht vor dem Auge seiner Frau. Sie hatte ihn mit dem Reeder sprechen sehen und instinktiv den Gegenstand der Unterredung erraten.

Cornelius Brumund war traurig; er quälte sich mit dem Gedanken ein nicht wieder gut zu machendes Unrecht begangen zu haben, und dabei gelobte er sich, wenigstens zu helfen und zu bessern, soweit dies irgend in seinen Kräften stand.

Gegen Bertha wollte er sich erst darüber aussprechen, wenn er Falk gesehen haben würde, denn dann war er, so hoffte er, zugleich im stande, sie von dem Druck zu befreien, unter dem sie gegenwärtig so sehr zu leiden hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen stieg Cornelius Brumund zu Pferde und ritt landeinwärts dem Huderhof zu. Während der Nacht war ein starkes Tauwetter eingetreten und hatte den fußhoch liegenden Schnee in eine nasse, breite Masse verwandelt.

Nach und nach begann der Weg allmählich anzusteigen bis zu einer etwa achtzig Fuß über dem Meeresspiegel sich ausbreitenden Hochebene, auf dem der Huderhof mit seinen Aeckern gelegen war.

Cornelius hatte das Haus verlassen, ohne jemand von dem Ziel seines Ausfluges Mitteilung zu machen; zu Bertha hatte er nur gesagt, daß er um die Mittagszeit wieder da sein werde. Es war das erstemal, daß er sie über seine Absicht im unklaren ließ; sie fühlte sich daher innerlich betroffen und beunruhigt.

Das Wetter war trübe und windig. Die Bäume von denen der Schnee herabgetaut war, standen schwarz und glänzend vor Nässe. Bei jedem Tritt des galoppierenden Pferdes spritzte das Wasser hoch empor.

Der Landweg erreichte endlich einen breiten, eingedeichten Wasserlauf und zog sich nunmehr an demselben entlang. Der Graben hatte den Zweck, die Tagesgewässer und Quellen der Hochebene aufzunehmen und dem Meere zuzuführen. Da der Wasserzufluß bei Gewittern, anhaltenden Regengüssen und auch bei Tauwetter zuweilen ein sehr starker wurde, so hatte man sich genötigt gesehen, den Graben mit Deichen einzufassen, um das umliegende Land gegen Ueberflutungen zu schützen.

Nach einem halbstündigen scharfen Ritt lenkte Cornelius in einen rechts abbiegenden Weg ein, der in einer Furt den Wasserlauf durchschnitt und dann eine kurze Strecke ziemlich steil aufwärts führte. Der Graben an sich war nicht tief, das Wasser reichte unter gewöhnlichen Umständen dem Pferde kaum etwas über die Knie; auch jetzt stand es noch nicht viel höher; nach dem Tauwetter und der Menge des alenthalben gefallenen Schnees zu schließen, mußte jedoch bereits innerhalb der nächsten Stunden ein solcher Zufluß entstehen, daß die Furt unpassierbar wurde.

Eine Strecke weiter oben schnitt das Fließchen mit einer kurzen Biegung dicht an die Hochebene heran, so daß sich hier ein natürlicher Abhang bildete, der sich etwa zwanzig Schritte weit erstreckte und gegen dreißig Fuß hoch war. Die Steilwand bestand aus Lehm, an ihrem Fuß hatte man sie jedoch durch eine künstliche Böschung von Steinen gegen eine Unterspülung geschützt. Der obere Rand des Abhanges war mit einem einfachen Holzgeländer eingefast, um das Herabstürzen von Menschen und Vieh zu verhindern.

Die Gebäude des Huderhofes lagen nicht weit von dem Abhange entfernt. Das Wohnhaus war ein niederer Bau aus Fachwerk und mit Rohr gedeckt. Es enthielt drei Räume — eine Küche, ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Darüber lag der Boden. Die Scheune und die Stallungen befanden sich hinter dem Hause, jenseits des ungepflasterten Hofraumes.

Zwischen dem Huderhof und Neuenkoop dehnten sich weit und breit nur Felder und Wiesen aus, jetzt von grauem Schnee bedeckt und ab und zu von dunklen Baumgruppen unterbrochen.

Der Huderhof war früher von dem jungen Falk bewirtschaftet worden; derselbe hatte sich mit um so größerer Sorgfalt dieser Aufgabe unterzogen, als er die Hoffnung hegte, aus demselben für Bertha und sich ein glückliches Heim zu machen. Seit seinem Weggange hatten die Gebäude vereinsamt gelegen; der Besitzer, Nikolas Quense, kümmerte sich nicht um dieselben, ihm war nur daran gelegen gewesen, soviel als möglich aus den zu dem Hofe gehörigen Ländereien herauszuziehen, die aber konnte er auch von den Leuten des Reederhofes bearbeiten lassen, bis er einen Pächter fand, der sich dann notgedrungen auch der Baulichkeiten wieder annehmen mußte. Gegenwärtig hauste einer seiner verheirateten Arbeiter an dem abgelegenen Orte, da er denselben auf dem Reederhof nicht mehr unterzubringen vermochte.

Noch ehe der Großbauer das Hoftor erreicht hatte, wurde dasselbe aufgetan und Robert Spanhake, Quenses Dienermann, erschien vor demselben, ein noch junger Kerl, der sich kurz nach dem Hochzeitsfest auf dem Neuenkoop, bei dem er schmausen geholfen, ebenfalls ein Weib genommen hatte.

„Guten Morgen auch, Herr Brumund!“ rief er. „Was führt Sie denn in dieser Jahreszeit zu uns herauf? Meiner

Seel, das ist ja ein halbes Wunder, daß unsereins 'mal ein braves Menschenangeficht in dieser Einöde zu sehen kriegt!"

„Wie denn,“ sagte Cornelius, der aus dem Sattel gesprungen war, „habt Ihr denn nicht Eure Frau bei Euch?“

„Die hätte ich gern, aber ich habe sie nicht. Der ist's hier zu graulich und da ist sie wieder hinunter zu ihrer Mutter gegangen. Na, ich kann's ihr nicht verdenken. Zweimal die Woche kommt sie herauf und bringt mir mein bißchen Futter, sonst sehe ich sie nicht.“

„Aber ich hörte doch, daß auch der Radbod Falk bei Euch wäre.“

„Das ist schon richtig, und auch wieder nicht. Er wohnt ja hier, aber so lange er da ist, hat er noch keine sechs Worte mit mir gesprochen.“

„Wie lange wohnt er schon hier?“

„Seit Mittwoch abend, wo der Schneefall anfing. Von da ab ist auch der verrückte Gertje öfter hier gewesen. Dann wandern sie beide herum oder sitzen dort drin in dem kalten Loch, als wäre einer so wenig bei Troste, als der andere. Oft scheint mir der Gertje wahrhaftig noch der Vernünftigste zu sein. Mit dem Falk ist 'was vorgegangen; er war ja doch früher ein so prächtiger und verständiger Kerl, wie nur einer.“

Das stimmte vollkommen mit dem überein, was Quense gesagt hatte. Sollte er doch nicht gelogen haben?

„Ist Falk drinnen?“

„Falk? Wollen Sie zu ihm?“

Spanhake schaute den Großbauern ungewiß an. Ihm war plötzlich ein Gedanke gekommen. — Würde es geraten sein, Bertha Linnewehrts jetzigen Mann mit ihrem früheren Liebhaber zusammenzubringen?

„Ja, darum bin ich hergekommen. Ist er drinnen?“

„Nein. Er ist heute früh vor Tagesanbruch schon fortgegangen. Ich habe mit dem Frühstück auf ihn gewartet, aber er ist noch nicht wieder da. Wir wollen aber zusehen, ob er nicht inzwischen zur Hintertür hereingekommen ist.“

Er ging, von Cornelius gefolgt, ins Haus. Sie schritten aus einem der öden Räume in den anderen — Falk war nicht anwesend.

Spanhake bewohnte die Küche, sein Gast hatte das sogenannte Wohnzimmer inne.

Die Ausstattung des letzteren bestand aus drei hölzernen Schemeln, einem alten Tisch und dem Bett, welches sich, wie allenthalben in jenen Gegenden, in einer verschließbaren Mauervertiefung befand.

„Wann, meint Ihr, daß er zurückkommen kann?“ fragte Cornelius.

„Ja, das kann keiner wissen. Es kann gleich sein, es kann aber auch Abend werden. Wollen Sie nicht ein wenig warten?“

Cornelius Brumund wartete zwei volle Stunden.

„Dielleicht sitzt er im Reederhof,“ sagte er dann, nach der Uhr sehend.

„Das ist möglich. Der Alte ist mehrmals hier oben gewesen, da ist er ihm ja wohl einen Gegenbesuch schuldig.“

„Wenn ich ihn dort nicht treffe, dann sagt ihm doch, daß ich am Mittwoch früh wiederkommen würde. Ich muß ihn notwendig sprechen.“

„Werd's ausrichten, Herr Brumund. Und wenn Sie mein Frauchen zufällig sehen sollten, sagen Sie ihr doch, ich hielte dies Leben nicht mehr lange aus; wenn sie nicht wieder zu mir heraufzöge, dann spränge ich eines schönen Tages über die Kante dort und machte dem Spaß ein Ende.“

Die „Kante“ war die landläufige Bezeichnung für den vorhin erwähnten Abhang über dem Flükchen.

„Da würdet Ihr keinen heilen Knochen im Leibe behalten, Robert. Aber bestellen will ich's.“

Robert Spanhake begleitete Cornelius bis hinunter an die Furt. Das trübe, lehmige Wasser war um etwas gestiegen und schoß wirbelnd und gurgelnd dahin.

„Donnerwetter!“ rief der Mann vom Huderhof, „wenn sie morgen nicht kommt, dann kann sie mindestens eine Woche warten, ehe die Furt wieder gangbar ist!“

Es muß hier erwähnt werden, daß für Fußgänger, die den Graben durchwaten wollten, einige quadratische Mauerstücke im Bett desselben errichtet waren, deren Oberfläche bei leichtem Wasserstande trocken blieb.

Cornelius ritt gedankenvoll und enttäuscht zurück. Er fühlte sich auf eine unerklärliche Weise niedergedrückt. Er schlug den Weg zum Reederhof ein.

Nikolas Quense war nicht anwesend. Er hatte hinter-

lassen, daß er nicht vor Abend, vielleicht auch erst am nächsten Morgen zurück sein würde, da er nach Altensiel reiste.

„Ist Radbod Falk hier gewesen?“ fragte Cornelius.

„Seit letzten Mittwoch haben wir ihn nicht gesehen,“ antwortete Frau Siefken. „Das ist übrigens unrecht von ihm, er weiß doch, wie neugierig ich darauf bin, seine Erlebnisse zu hören.“

Cornelius ritt heim.

Am nächsten Morgen goß es in Strömen. Der Himmel war schwarz bezogen, der Schnee bereits teilweise verschwunden. Cornelius mußte wieder zu Markte. Adam Sinnewehrt prophezeite noch viel mehr Regen und stürmisches Wetter. Bereits am Nachmittag war diese Prophezeiung eingetroffen.

Als Cornelius den Heimweg antrat, fiel der Regen so dicht, daß man keine zwanzig Schritte weit sehen konnte; der Boden war aufgeweicht und fast vollständig schneefrei.

Bis auf die Haut durchnäßt langte er auf Neuenkoop an.

Er wunderte sich, daß Bertha ihm nicht, wie sonst, in der Tür entgegentrat. Stampfend trat er ins Haus. Die Lampe brannte im Wohnzimmer; Bertha war nirgends zu sehen.

Adam Sinnewehrt kam aus einem Seitenzimmer herbei, blieb aber bei seinem Anblick auf der Schwelle stehen, wie in äußerstem Erstaunen.

„Wo ist Bertha?“ rief Cornelius ein wenig ungeduldig. „Lauf doch jemand und sag ihr, ich sei da und möchte trockenes Zeug haben! Sie wird bei den Kühen sein.“

„Bertha ist nicht bei den Kühen,“ versetzte Adam. „Sie ist aus.“

„Sie ist aus?“

Cornelius stand sprachlos.

„Ja, schon seit drei Stunden oder noch länger. Sie wollte ja zu Dir, soviel ich verstanden habe.“

„Zu mir?“

„Ja, Sie sagte, ein Bote wäre gekommen, und Du wärest irgendwo zu Schaden gekommen, und sie würde vielleicht die ganze Nacht fortbleiben. Sie war halb tot vor Aufregung, suchte aber allerlei Kramstücke zusammen, band sie in ein Bündel und dann ging sie mit dem Mann ab, der die Nachricht gebracht hatte.“

„Wohin?“

„Das sagte sie nicht und wir haben vergessen, danach zu fragen, hatten auch keine Zeit dazu.“

Cornelius rief die Leute des Hofes zusammen und forschte sie aus. Er war seiner selbst kaum noch mächtig. Niemand wußte, wohin die Hausfrau geeilt, noch auch, wer der Bote gewesen war, der sie abholte. Eine der Mägde wollte wahrgenommen haben, daß die Frau geweint habe und sehr in Angst gewesen sei.

Jetzt kam der Knecht hinzu, der den Braunen in den Stall gebracht hatte.

„Bist Du zugegen gewesen, als meine Frau vom Hofe ging?“ rief Cornelius ihn an.

„Ja, Herr. Ich hackte das Holz, das wir gestern geschnitten hatten, da kam sie mit einem Mann bei mir vorbei. Der Wagen hielt draußen bei der Pappel; sie stiegen ein und fuhren scharf zu.“

„Der Wagen? Welcher Wagen?“

„Wenn ich richtig gesehen habe, war's ein Wagen vom Reederhof.“

„Vom Reederhof?“

Cornelius griff sich an den Kopf. Ein Wagen vom Reederhof! Was hatte das zu bedeuten? Sollte eine Schurkerei dahinter stecken? Doch was sollte Quense mit seiner Frau?

„Welchen Weg nahm der Wagen?“ fragte er heiser.

„Dort hinauf.“

Dort hinauf — nach dem Huderhof — einen andern Ort gab's in der Richtung nicht — zu Radbod Falk —

„Satttle mir den Matador!“ schrie Cornelius wie ein Rasender.

Die Leute starrten ihn erschrocken an.

„Den Matador, Herr?“ wagte der Knecht zu entgegnen. „Der ist seit zwei Tagen nicht draußen gewesen und daher teuflisch wild. Der läßt sich kein Gebiß anlegen, vom Sattel gar nicht zu reden. Sie meinten wohl den Braunen, Herr —“

„Satttle mir den Matador!“ wiederholte Cornelius außer sich.

Dann aber, ohne eine Antwort abzuwarten, stieß er den Knecht zur Seite und stürzte selber nach dem Stall.

„Mein Gott!“ rief einer der Leute. „Der Hengst schlägt

ihn auf der Stelle tot, wenn er ihm zu nahe kommt! Haltet ihn auf, laßt ihn nicht in den Stall!“

Sie eilten hinter ihrem Herrn her, mochten aber ihren Augen nicht trauen, als sie gewahrten, daß der Sattel bereits auf des Pferdes Rücken lag; Cornelius schnallte eben noch den Bauchgurt zusammen.

Ohne ein Wort zu sprechen, aber in fliegender Hast, vollendete er das Aufzäumen mit sicheren Griffen und eiserner Hand.

Matador war ein feuriger, schwarzer Hengst, starkknochig, mit großen, wilden Augen und nervös beweglichen Ohren, die von einem unbezähmbaren Temperament zeugten. Kaum befand er sich im Freien, da begann er wütend zu stampfen und zu schlagen, so daß die Umstehenden mit dem in tiefen Pfützen stehenden Schneeschlamm überspritzt wurden.

„Herr, um Gottes willen — sehen Sie sich vor!“ rief der Stallknecht.

Cornelius biß die Zähne zusammen, faßte den Zügel kurz und schwang sich in den Sattel.

Der Hengst tat einen Satz vorwärts, der den Reiter beinahe hügellos gemacht hätte, und dann jagte er in blindem Rasen durch das Hofstor auf die Landstraße hinaus, gefolgt von den Blicken und Schreckensrufen der ratlos stehenden Hofleute.

• Zwanzigstes Kapitel.

Cornelius Brumund hatte sich oft gerühmt, selbst auf dem wildesten Pferde so lange bleiben zu wollen, als das Pferd selber auf den Beinen blieb.

Heut lieferte er den Beweis, daß dies keine leere Prahlerei gewesen war. Matador versuchte alle seine Ränke und Tücken, den Reiter abzuwerfen, allein es gelang ihm nicht; es blieb ihm daher nichts übrig, als tollwütig in der Richtung fortzustürmen, die Cornelius' eiserne Faust ihm angab.

Diesem aber konnte es nicht wild und schnell genug gehen.

Wind und Regen peitschten sein Gesicht, und zur Rechten schäumte und brauste der zu einem reißenden Strome angeschwollene Graben gegen die Deiche an.

Aber weder der Sturmwind noch der Regen konnte die Glut kühlen, die sein Gehirn erfüllte; weder das Tosen der Elemente noch das donnernde Rauschen der Fluten konnten die dämonischen Stimmen übertönen, die unablässig und eintönig in sein Ohr gellten — „Huderhof — Radbod Falk — Huderhof — Radbod Falk!“

Matador flog funkelnden Auges und mit schnaubenden Nüstern wie ein Adler durch die schnell zunehmende Dunkelheit. Unzählige Rinnsale rieselten ihm entgegen, die das Tau- und Regenwasser über das allmähliche Gefälle des lehmigen Bodens dem Abzugsgraben zuführten; immer schwerer goß der Regen hernieder, und alles trug dazu bei, die wilde Flut zwischen den Deichen immer höher zu schwellen. Tief hingen die schwarzen Wolken hernieder, als wollten sie auf Roß und Reiter herabstürzen und dieselben zu Boden drücken.

Die Stelle, wo der Weg zur Furt abzweigte, war erreicht. Cornelius schaute über die dunkle, wirbelnde Flut und jenseits hinauf nach dem Huderhof. Aus einem der Fenster kam ein schwacher Lichtschein.

In demselben Moment leuchtete am nachtschwarzen Horizont ein jäher Blitz auf, gefolgt von einem dumpfrollenden Donnerschlag. Eines der seltenen Wintergewitter war im Anzuge.

Der Hengst schreckte zurück und bäumte sich vor Furcht. Cornelius aber stieß ihm die Sporen in die Flanken, bis er von neuem vorwärts sprang und in gestrecktem Galopp in die Furt hineinjagte.

Die Wucht des Anlaufs trug ihn durch die halbe Breite des Wassers; hier aber war die Strömung am stärksten. Die Flut ging ihm bis hoch an den Hals und traf mit voller Gewalt seine Flanke; der Gaul wurde herumgerissen und trieb nun stromabwärts. Matador aber war ein Tier von gewaltiger Kraft, die jetzt durch die Todesangst noch verdoppelt wurde. Es gelang ihm, wieder Fuß zu fassen und den wirbelnden Fluten mit starkem Buge zu widerstehen; so erreichte er das andere Ufer, sprengte im Galopp hinan und stand nicht eher still, bis sein Reiter vor der Hofthür den Zügel anzog.

Bei dem Brausen des Sturmwindes hatten die Insassen

den nahenden Hufschlag nicht vernommen. Cornelius stieg ab, band das Pferd an den eisernen Ring im Torpfosten und schritt der Haustür zu. Ohne zu klopfen trat er ein. Der Gang war dunkel; unter Falks Tür aber schimmerte ein Lichtstreif. Er stieß die Tür auf und tat zwei Schritte in das Innere.

Rufe des Erstaunens und des Schreckens schlugen an sein Ohr. Er stand ganz still; das Wasser troff von ihm hernieder und bildete eine Pfütze um seine Füße.

Er sah seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Das Gemach wurde nur durch das im Kamin brennende Feuer erleuchtet. Vor demselben hockte Gertje, beschäftigt, die Glut durch Auflegen von Torfstücken zu fördern.

Der Tür gegenüber saß Bertha auf einem Schemel, die Augen vom Weinen geröthet. Bei dem Eintreten ihres Gatten war sie jedoch mit lautem Ruf aufgesprungen und ihm entgegengeeilt. Als sie jedoch den finsternen, unbändigen Zorn in seinem Blicke erkannte, blieb sie auf halbem Wege stehen.

An den Tisch gelehnt stand Radbod Falk; nicht weit von seiner Hand lag das Bündel, das Bertha mitgebracht hatte. Sein Gesicht glühte; bei des Großbauern Erscheinen war auch ihm ein Ausruf des Erstaunens entfahren.

Cornelius aber sah zuerst nur seine Frau, nur sie traf sein brennender, fürchterlicher Blick. Nach einer Weile richteten sich seine Augen langsam auf Radbod, und seine Fäuste ballten sich.

Ein Bann schien sich plötzlich auf das Gemach herabgesehnt zu haben. Draußen rasselte der Sturm mit den offenen Türen und schlug sie krachend hin und her.

Bertha kam zuerst wieder zu sich. Mit ausgestreckten Armen ging sie auf ihren Gatten zu.

„Ich bin so froh, daß Du gekommen bist, Cornelius!“ rief sie, nach seiner Hand greifend.

Der aber trat heftig zurück.

„Komm mir nicht zu nahe, Weib!“ stieß er heiser hervor. „Komm mir nicht zu nahe, oder ich könnte mich an Dir vergreifen!“

„Cornelius! Was redest Du da! Bist Du nicht gekommen, mich heimzuholen?“

„Ich? heim — Dich?“ rief er wutbebend. „Heim! Ich habe kein Heim mehr, und der Herrgott mag's wissen, wo Du

von nun an eins finden wirst. Das Heim, das ich Dir bereitet habe, das Du mit Deinem falschen Lächeln und Deiner verlogenen Zunge für mich so glücklich machtest, das hast Du jetzt zerstört, mit den Füßen zertreten! Kann da ein Heim sein, wo keine Wahrheit ist? Kann da ein Heim sein, wo das Weib den Mann verrät? Siehest Du Dich noch einmal auf Neuenkoop sehen, fürwahr, jeder Stock und jeder Stein würde sich in Abscheu und Verachtung gegen Dich erheben! O Weib, Weib! Das Haus ist schwarz von Deiner Schande, und ich bin ein alter, gebrochener Mann, der niemals mehr seinen Kopf erheben darf!"

Die letzten Worte kamen so erstickt hervor, als müsse ihm nun das Herz bersten.

„Von meiner Schande!“ wiederholte sie. Ihr Busen hob und senkte sich stürmisch, ihre Wangen wurden bald bleich, bald rot, ihre klaren Augen aber waren mit inniger Liebe und unaussprechlichem Schmerz auf sein Antlitz geheftet.

„Ja, von Deiner Schande! Was? Willst Du Dein lügnerrisches Spiel auch jetzt noch fortsetzen? Mein Gott, wie kannst Du bei solcher Schuld noch so schamlos sein! Sieh mich nicht an! Verstecke Dein Gesicht, sieh mich nie wieder an, daß ich Dich nicht tot zu meinen Füßen niederstrecke!“

„Tu das jetzt, tu's sogleich, wenn Du glaubst, daß ich's verdient habe,“ antwortete sie ruhig und ohne mit der Wimper zu zucken, seinen furchtbaren Blick aushaltend. „Aber ich weiß von keiner Schande und brauche mein Gesicht nicht zu verstecken, und wenn auch die ganze Welt mich anschaut!“

Ihre Worte trugen den Stempel der Wahrheit, er aber, in seiner leidenschaftlichen Verblendung sah in denselben nur den Gipfel der Falschheit. Er starrte sie an, ganz entsetzt über diese, wie er meinte, maßlose Keckheit.

„Du weißt von keiner Schande?“ knirschte er, ihren Arm ergreifend und sein zornglühendes Gesicht ganz dicht an das ihre neigend. „Hast Du nicht geschworen, mir ein treues Weib zu sein?“

„Ja, Cornelius, und das bin ich auch heute noch.“

„So, bist Du das? Hast Du mir nicht verhehlt, daß dieser Mann heimgekehrt ist — daß er Dich gleich am Morgen nach seiner Ankunft aufgesucht hat? Hast Du mich auf meine Fragen nicht belogen? Und bist Du heute nicht in Sturm und

Regen aus dem Hause, aus unserem Heim, fortgefahren, um mit ihm auf und davon zu gehen. Willst Du das alles bestreiten und noch länger behaupten, Du seist Dir keiner Schande bewußt?"

„Ich habe Dir von seinem Besuch nichts gesagt, um Dir Unruhe zu ersparen, zur rechten Zeit aber hätte ich Dir alles erzählt. Und hierher bin ich gekommen in Sturm und Regen, weil ich zu Dir wollte, und nicht zu ihm —“

„Genug, Weib, genug!“ unterbrach er sie dumpf und drohend, während Zorn und Verzweiflung in ihm um die Oberhand rangen. „Ich wollte mich überzeugen, ob Du hier wärst, aber Dich nicht zu neuen Falschheiten treiben. Ich habe gesehen und bin nun zufrieden. Geh nun fortan Deinen eigenen Weg — ich werde versuchen, an Dich als an eine Gestorbene zu denken, denn tot bist Du von jetzt an für alles, das gut ist im Leben. Eins noch wünsche ich Dir, — mögest Du nie zum Bewußtsein des Elends kommen, in das Du mich gebracht hast — Gott verzeihe Dir — wenn er kann!“

„Und Gott verzeihe Dir das Unrecht, das Du mir heute antust, Cornelius Brumund!“

„Schweig, Weib! Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen!“

„Cornelius, im Namen Gottes beschwöre ich Dich, mich anzuhören!“ entgegnete sie mit fester Stimme; als er aber sich der Thür zuwendete, als der schreckliche Gedanke sie durchzuckte, daß er sich wirklich unwiderruflich von ihr trennen und sie ihrem Schicksal überlassen könnte — und zugleich der zweite Gedanke, der schlimmere, daß er in seiner gegenwärtigen unseligen Verfassung vielleicht hinginge und sich ein Leid antäte — da wich all ihr Unwille, alle Kraft verließ sie, Tränen entstürzten ihren Augen und flehend streckte sie ihre Hände nach ihm aus. „Cornelius!“ rief sie. „Mein Cornelius! O, glaub mir's doch, ich bin Dir treu gewesen in Gedanken, Worten und Taten, wenn ich auch viel Pein im Herzen zu leiden hatte! Dein Glück war mein einziges Sinnen und Streben, Tag und Nacht habe ich um Kraft gebetet, Dir das Weib sein zu können, das Du verdienstest! Und nun willst Du mich in Deinem blinden Zorn von Dir stoßen, ohne mich zu hören? Gott steh mir bei! Ich wollte, daß Du nie mein Mann geworden wärest, daß Du mich nie aus meiner Armut gezogen hättest! — O, läge ich doch tief auf dem

Grunde des Wassers, anstatt Deine grausamen, fürchterlichen Reden hier anhören zu müssen!“

„Und ich wollte lieber, daß ich Dich unten am Deich ertrunken, als hier mit ihm zusammen gefunden hätte!“

„Ich kam nicht aus freiem Willen hierher — willst Du mir denn nicht glauben?“

„Nach dem, was ich gesehen, kann ich's nicht. Ich habe mit Dir nichts mehr zu schaffen.“

Er schritt zur Thür. Jetzt stellte Rabbod sich ihm entgegen.

„Mit mir aber haben Sie noch zu schaffen, Brumund,“ sagte der junge Mann. „Es hat mich Geduld gekostet, die unsinnigen Vorwürfe und die schmachvollen Beschuldigungen anzuhören, mit denen Sie das beste und treueste Weib überschütteten, das jemals ein Mann besessen hat. Sie wollen sie von sich stoßen, ohne zu hören, was sie für sich zu sagen hat. — das ist eines Mannes unwürdig. Mir aber sollen Sie stand halten.“

Brumund maß ihn mit schrecklichen Blicken. Er wendete die äußerste Selbstbeherrschung an, um nicht über seinen Gegner herzufallen und ihn in Stücke zu zerreißen.

„Gehen Sie mir aus dem Wege!“ grollte er dumpf. „Aus dem Wege!“ wiederholte er, seine Wut kaum noch bemeisternd. „Ich übernehme keine Verantwortung mehr!“

„Dann tue ich's,“ erwiderte Rabbod kalt, fast verächtlich.

„Zurück Mensch! Ich will Ihr Blut nicht an meinen Händen! Ich lasse Ihnen das Weib — behalten Sie sie; sie ist Ihrer würdig! Ich habe es mit Euch beiden gut gemeint, Ihr aber habt mich schändlich verraten und betrogen!“

„Sie sind von Sinnen, Mann! So wahr Gott lebt, mein Leben gab' ich darum, wenn ich Sie beim Wort nehmen dürfte, wenn ich Bertha —“

„Tod und Verdammnis! Er will es nicht anders!“

Unfähig, seine vulkanisch hervorbrechende Wut länger zu zügeln, ergriff Cornelius den jungen Mann am Halse, hob ihn empor wie eine Stroh puppe und schleuderte ihn krachend zu Boden. Dann setzte er ihm das Knie auf die Brust und schickte sich an, ihn zu erwürgen. Er war tatsächlich von Sinnen.

Da aber warf sich Bertha auf ihren Gatten; sie um-

Schlang ihn mit ihren Armen und riß ihn unter Ausbletung aller Kräfte von seinem Opfer zurück. Ihre Berührung schien eine zauberhafte Wirkung auf ihn auszuüben; er blickte wirr, entsetzt um sich und stand auf. Im nächsten Augenblick hatte auch Radbod sich wieder erhoben.

Von dem ungewöhnlichen Lärm herbeigelockt, erschien jetzt Spanhake in der Thür. Cornelius gewahrte ihn.

„Haltet den Menschen von mir zurück, Robert!“ schrie er ihm zu. „Haltet ihn zurück, sonst mache ich ihn kalt!“

Damit eilte er dem Ausgang zu. Bertha aber ergriff ihn am Arm.

„Ich gehe mit Dir,“ sagte sie. „In Zorn oder Frieden, ich gehe mit Dir.“

„Fort!“ schrie er sie an. „Du hast ihm beigestanden! Geh zu ihm!“

„Ich habe ihm beigestanden, Dich aber bewahrte ich vor dem Schafott.“

„Fort! Haltet ihn zurück! Du hast ihn gerettet — Mich hast Du ruiniert. — O Weib, Weib! Fahre zur Hölle!“

Er stieß sie so heftig von sich, daß sie zu Boden stürzte; dann rannte er hinaus in die Nacht und den Sturm. Es regnete, als sollte es eine neue Sintflut geben; aber das grausige Unwetter war ihm willkommen, gleich es doch dem Sturm, der ihm im Busen tobte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Robert Spanhake, der, soeben erst aus dem Freien gekommen, ganz durchnäßt war und vor Kälte zitterte, hatte auf den ersten Blick alles verstanden. Er sprang auf die Seite, um Cornelius Raum zu geben, und darauf packte er Radbod, der dem Großbauern nachzueilen wollte, bei den Armen.

Ein heftiges Ringen entstand. Radbod hatte keineswegs

die Absicht, mit Brumund einen Kampf zu beginnen, aber es lag ihm alles daran, denselben über die Veranlassung aufzuklären, die Bertha nach dem Huderhof geführt hatte.

„Laßt ihn laufen!“ rief Robert. „Habt Ihr denn nicht gesehen, daß er ganz tobsüchtig und wahnsinnig ist? Ihr bleibt hier, sonst gibt es noch Mord und Totschlag zwischen Euch beiden.“

„Du sollst mich loslassen, sag' ich Dir!“ schrie Radbod und schüttelte den anderen ab.

In diesem Augenblick aber taumelte Bertha, von Cornelius zurückgestoßen, neben ihm zu Boden. Er sprang herzu und hob sie auf.

„Der blinde, unsinnige Narr!“ rief er bitter. „Mag er gehen; mag sein schwarzes Herz, das so viel Schmach über das unschuldige Weib ausgeschüttet hat, sich in giftigem Grimm selber verzehren! Der Unhold ist eine solche weiße Taube nicht wert! Mag er laufen. Von mir soll er nie erfahren, wie rein und fleckenlos sie ist. — Gebt Wasser her!“

Als vorhin das Handgemenge begann, war Gertje aufgesprungen, um Radbod Hilfe zu leisten. Es vollzog sich jedoch so schnell, daß er gar keine Gelegenheit fand, den Mut zu beweisen, mit dem die Zuneigung für den neuen Freund ihn erfüllt hatte. Jetzt aber konnte er demselben dienen; schnellfüßig eilte er in die Küche und war im nächsten Moment mit einem Topf Wasser wieder zur Stelle.

„Ich sagte Euch voraus, wie es kommen würde, wenn er sie hier treffen sollte,“ brummte Spanhake, während er Radbod behilflich war, Bertha auf das Bett zu legen. „Wäre ich nur hier gewesen, dann hätte ich sie verstecken können. Da mußte ich aber stundenlang hinter dem verdammten Fuchsfohlen herrennen, wie hinter einem Irwisch, und schließlich ist es doch zum Teufel, wie es scheint. Es wird in dem Wind und Wetter von der Kante gestürzt und unten im Wasser ertrunken sein. Wenn der alte Quense das hört, erhebt er ein Zetergeschrei, denn der sähe lieber einen Menschen ersaufen, als ein Stück von seinem Vieh. Ich habe aber getan, was man in solcher Nacht tun kann. Da, schaut, sie kommt wieder zu sich.“

Bertha stieß einen Seufzer aus und öffnete die Augen.

Abwesend und leer starrte sie die drei um sie herstehenden Männer an.

„Ist Dir wieder besser, Bertha?“ fragte Radbod leise.

Der Klang dieser Stimme brachte ihr die Erinnerung wieder. Aufstöhnend und erschauernd barg sie das Gesicht in den Händen.

„Laß gut sein, Bertha; gräme Dich nicht um einen Menschen, der Dich von sich werfen konnte, wie einen alten Rock. Du warst viel zu gut für ihn, das müssen alle sagen, an deren Achtung Dir was gelegen ist.“

Er streichelte liebevoll ihre Schulter. Sie aber schreckte davor zurück, als läge etwas Sündhaftes in der Berührung seiner Hand.

„Wo ist mein Mann?“ fragte sie, die Blicke angstvoll auf Robert Spanhake gerichtet.

„Der ist fort,“ sagte dieser.

Sie richtete sich auf und verließ das Lager. Ihre Füße vermochten sie kaum zu tragen; schwankend ging sie der Thür zu.

„Allmächtiger!“ rief Spanhake. „Frau Brumund, wo wollen Sie hin?“

Damit versperrte er ihr den Weg.

„Ich will zu meinem Manne,“ antwortete sie schluchzend und kaum verständlich.

„In dieser Finsternis? Bei diesem Sturm und Regenwetter? Sie können ja keine Hand vor Augen sehen. Mit meinem Wissen und Willen gehen Sie heute keinen Schritt aus diesem Hause. Wenn das Fuchsfohlen, das doch gewiß hier Bescheid gewußt hat, in dem Wetter verloren gegangen und wahrscheinlich von der Kante abgestürzt ist, wie sollten Sie sich da zurecht finden? Nein, Großbäuerin, ich will für Sie nicht auch noch verantwortlich gemacht werden; das verdammte Fohlen wird mir schon teuer genug zu stehen kommen.“

„Ich muß ihn suchen; oder wollt Ihr ihn mir zurückbringen?“ entgegnete sie mit schwacher Stimme. „Ohne ihn bleibe ich nicht hier.“

„Wie kann ich ihn zurückbringen? Wer soll ihn in dieser Teufelsnacht finden? Gedulden Sie sich bis zum Morgen; Sie können sich in meiner Frau Bett schlafen legen.“

„O, laßt mich hinaus!“ flehte sie weinend und die Hände

ringend. „Er war so wild und verstört — es stößt ihm ganz gewiß ein Unglück zu!“

„Das wollen wir nicht hoffen, Großbäuerin; aber möglich ist's schon. Wenn Sie ruhig hier bleiben wollen, dann gehe ich und schaue mich nach ihm um. Sie aber dürfen sich nicht vom Fleck rühren; draußen geht's um Leben und Tod — und eines ist schon draufgegangen, das Fuchsfohlen.“

Radbod trat an sie heran, faßte respektvoll ihre Hand und führte sie, trotz ihres Widerstrebens, zu einem Schemel.

„Robert hat recht,“ sagte er ruhig. „Sie dürfen in diesem Unwetter das Haus nicht verlassen. Ich werde nimmermehr zugeben, daß Sie Ihr Leben wegen eines solchen blöden Toren aufs Spiel setzen.“

„Sie sprechen von meinem Gatten, Radbod Falk!“ versetzte sie, ihn zornig anblickend. „Wenn Sie mich so achten, wie Sie vorgeben, dann dürfen Sie in meiner Gegenwart und hinter seinem Rücken ihn auch nicht beschimpfen!“

Er hatte sie förmlich, wie eine Fremde, angeredet, und sie war ihm darin gefolgt. Es war dies unwillkürlich, aus einer gewissen Naturnotwendigkeit geschehen.

„Ich will kein Wort mehr gegen ihn reden, wenn Sie sich beruhigen und hier bleiben wollen. Und um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht nur vorgebe, Sie zu achten und zu ehren, werde ich selber gehen und ihn suchen.“

„Nein, Mann, daraus wird nichts!“ fiel Spanhake ein. „Ich kenne jeden Schritt Boden hier draußen, und außerdem, wenn er überhaupt wieder hereinkommen will, dann hört er wohl auf meinen Ruf, aber nicht auf den Euren. Ich will's also versuchen.“

Er ging hinaus und schlug die Haustür krachend hinter sich zu.

Bertha war aufgesprungen, als wollte sie mit ihm hinaus. Radbod aber hielt sie fest.

„Lassen Sie mich!“ rief sie in leidenschaftlicher Erregung. „Wie dürfen Sie wagen, mich aufzuhalten, wenn meines Mannes Leben auf dem Spiel steht? Haben Sie nicht genug Elend über mich gebracht, dadurch, daß Sie mich hierher lockten und mich in seinen Augen so verächtlich und nichtswürdig erscheinen ließen? Wollen Sie mich nun auch noch zwingen, die ganze Nacht hier mit Ihnen unter einem

Dache zu bleiben, damit ich immer tiefer in Verdacht und Schande gerate?“

„Ich habe Sie nicht hierhergelockt, Bertha, das schwöre ich Ihnen bei Gott im Himmel. Ich weiß auch nicht, wer Ihnen diesen tückischen Streich gespielt hat. Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? Wissen Sie denn wirklich nicht, daß ich von Herzen gern mein Leben gegeben hätte, wenn Ihnen dadurch das Leid dieses Abends erspart geblieben wäre? Was sollte ich gewinnen, wenn ich Sie in Verdacht und Schande brächte?“

„Sie? O, ich durchschaue Sie! Sie haben mich in dieses Unglück gestürzt, weil Sie meinten, ich würde nun mit Ihnen davongehen, um mich vor der Verachtung der Leute zu verbergen. Aber Sie irrten sich. Mag man in Stadt und Land mit Fingern auf mich weisen, Sie sollen Ihren Zweck dadurch nicht erreichen!“

Radbod war vor dieser Beschuldigung erbleichend zurückgewichen.

„Das kann Ihr Ernst nicht sein!“ rief er, beide Hände abwehrend erhebend. Ich weiß nichts von dem, was Sie mir vorwerfen! O mein Gott! Durch diese Rede haben Sie mich tiefer getroffen, als durch Ihre Verheiratung, die Sie mir doch für immer entriß!“

Sie brach in Tränen aus und rang in heftigem Schmerz die Hände.

„O, warum bist Du nicht fortgegangen, weit fort von hier, wie Du mir's doch versprachst an jenem Morgen? Wir durften uns ja nimmer wiedersehen — ich sagte Dir's doch, warum folgtest Du mir nicht? Du wußtest recht gut, daß jede Stunde, die Du noch hier bliebest, Deinen und meinen Kummer nur vermehren und uns Gefahr bringen mußte! Warum gingst Du nicht fort, ehe all dies schreckliche Unglück geschehen konnte?“

„Ich blieb, weil ich noch eine Aufgabe zu erfüllen meinte, die Dir und mir und anderen Gerechtigkeit verschaffen sollte. Und um Dir weit aus dem Wege zu bleiben, suchte ich hier auf dem abgelegenen Huderhof Wohnung.“

„Was hielt Dich aber zurück?“

„Ich wartete auf Joan Karrach. Der hat all das Unheil über uns gebracht. In meinem Zorn und Schmerz glaubte ich, es würde ein Trost für mich sein, wenn ich ihn ent-

larven und für sein Verbrechen ins Zuchthaus bringen könnte.“

„Du durfst Dich aber nicht aufhalten, möchte der Grund sein, welcher er wollte!“

„Das sehe ich jetzt ein. Und damit Du Dich überzeugst, daß Deine Vorwürfe ungerecht waren, will ich alles aufgeben, alle Gedanken an Rache und Rechtsfertigung, und mich davonmachen. Du hast Dich gefürchtet, mit mir noch unter einem Dache zu bleiben — die Furcht will ich Dir nehmen. — Es ist wahr, mein Zögern hatte vielleicht noch einen anderen Grund, den ich mir selber nicht gestehen wollte. — Während ich mir einbildete, Dich zu vergessen, war ich dennoch glücklich, noch dieselbe Luft mit Dir atmen zu können, denselben heimatlichen Boden unter mir zu wissen, und mit dem einzigen Freunde, der mir noch geblieben ist, dem armen Gertje hier, von Dir reden zu dürfen.“

Er bedeckte die Augen mit der Hand, um seine Tränen zu verbergen.

Gertje war während der ganzen Zeit unruhig aber geräuschlos im Zimmer hin und her gelaufen; er zerbrach sich den Kopf über den Jammer und die Herzensnot, worin er die beiden Menschen sah, die ihm nächst seiner Mutter die liebsten waren. Als er nun aber aus Radbods Munde seinen Namen hörte, da machte er sich leise an diesen heran und faßte dessen Hand.

Radbod aber schob ihn von sich. Noch einen Blick warf er auf die junge Frau, dann griff er nach dem auf dem Tische liegenden Hut — es war Gertjes Hut, das aber bemerkte er nicht — und ging schnellen Schrittes aus dem Hause.

Bertha sah im Schmerzvoll nach.

Gertje aber erschrak über des Freundes Fortgehen. Hastig lief er an den Tisch, um seinen Hut zu holen.

„Radbod!“ rief er laut und gellend. „Radbod Falk! Warte noch, bis ich meinen Hut habe, ich gehe mit Dir!“

Er erspähte Radbods Hut der auf dem Fußboden lag; eilig bückte er sich danach, stülpte ihn auf und rannte, fortwährend rusend und schreiend, ebenfalls hinaus in die Nacht.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bertha war auf einen Schemel gesunken. Sie vermochte eine lange Zeit keinen Gedanken zu fassen.

Nach und nach bemächtigte sich ihrer eine tiefe, nervöse Unruhe. Sie stand auf und zog den Mantel fest um sich. Es war ihr, als begannen ihre Sinne sich zu verwirren, als müsse sie zu irgend einer That schreiten, um sich zu retten.

„Radbod hat recht getan,“ murmelte sie vor sich hin. „Er mußte fort, trotz der Finsternis und des Unwetters. — Was soll aber ich nun noch hier? Jetzt kann mich keiner mehr aufhalten. — Ich will mich auf den Heimweg machen, und sollte ich unterwegs auch zugrunde gehen. Gott verzeihe mir den Gedanken, aber ich meine, es wäre gut, wenn ich jetzt sterben und all dem Jammer aus dem Wege gehen könnte!“

Sie öffnete die Haustür.

Ein Windstoß fuhr herein, der Regen peitschte ihr ins Gesicht und ein greller Blitz, der das schwarze Firmament zu spalten schien, blendete sie.

Ein solches Unwetter war der Fischertochter jedoch nichts Neues; der Kampf der Elemente allein schreckte sie nicht. Sie verhüllte ihren Kopf und schritt vorsichtig hinaus ins Freie.

Wieder zuckte ein Blitzstrahl hernieder; auf einen Moment war alles tageshell erleuchtet, dann aber herrschte noch dichtere Finsternis, als zuvor.

Nach einigen Schritten merkte sie, daß sie sich auf Rasenboden befand; sie war mithin vom Wege abgekommen. Suchend ging sie hin und her, ihn wieder zu finden, das war aber keine leichte Aufgabe, da sie mittlerweile hinter das Gehöß geraten war.

Ihre Augen begannen sich an die Dunkelheit zu gewöhnen — da hielt sie plötzlich den Atem an und blieb regungslos und lauschend stehen.

Sie glaubte Stimmen vernommen zu haben — trotz des Heulens und Schmetterns des Sturmes, trotz des Rauschens des schweren Regengusses und trotz des Brausens des nahen, furchtbar angeschwellenen Wassers — die zornigen Stimmen

streitender Männer. Und mehr noch — sie vernahm auch ein Stampfen, wie von den Füßen Kämpfender. Wieder leuchtete die Umgebung, blißerhell, jählings auf, und jetzt sah sie auch. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus.

In der Finsternis hatten ihre irrenden Schritte sie bis fast in die unmittelbare Nähe der „Kante“ gebracht. Diese Wahrnehmung aber hatte ihr keineswegs den Schrei des Entsetzens ausgepreßt. Sie hatte zugleich auch zwei Gestalten gesehen, die schwarzen Schattenbilder zweier Männer auf grellweißem Feuergrunde — zwei Männer, die am Rande des Abgrundes wütend miteinander rangen.

Und jetzt, wie ein Echo ihres gellenden Aufschreis, ertönte ein zweiter Schrei, aber wilder, schriller und entsetzlicher — ein Todeschrei.

Sie wußte nun, daß einer jener beiden Männer den Abgrund hinab und in die tosende Flut gestürzt war.

Sie stand wie angewurzelt, wie versteint. Es war ihr, als breite sich plötzlich eine Grabesstille rings um sie aus.

Wer waren die Männer, die sie gesehen?

Sie wollte, sie konnte, sie durfte sich diese Frage nicht beantworten. — Sie schreckte aus ihrer Betäubung auf — ein Mann war gegen sie angestolpert.

„Wer ist das?“ rief derselbe, sie bei der Schulter ergreifend? „Wen haben wir hier? — O, Du bist's? Du?“

Er ließ sie wieder los.

Sie erkannte diese dröhnende Stimme. Jetzt glaubte sie auch die Antwort auf jene Frage zu wissen. Sie drückte die Hände gegen den Kopf und sank ohnmächtig nieder.

Als sie wieder zu sich kam, war es heller Morgen. Der Regen hatte aufgehört, der Wind aber heulte und stürmte noch und aus der Entfernung vernahm man das dumpfe Brausen der empörten Fluten.

Sie lag in der Küche des Huderhofes in all ihren Kleidern auf einem Bett. Sie befand sich allein; sobald sie sich über ihre Umgebung klar geworden war, schloß sie die Augen aus neue und betete ausschließend um Erlösung von all ihrer Pein, um den Tod.

Es sauste und sang ihr vor den Ohren, als befände sie sich mit dem Kopf unter Wasser. Sie fühlte sich sehr krank, als ob sie das Bett nimmer wieder verlassen könnte. Dabei aber

standen die Erlebnisse der Nacht mit grausamer Deutlichkeit vor ihrer Seele.

Ein schwerer Manneschritt erregte endlich ihre Aufmerksamkeit. Robert Spanhake war an das Bett herangetreten und schaute auf sie hernieder. Seine Kleider waren in Unordnung und von seinem zerzausten Kopfe hingen Heuhälme herab. Er sah überwacht aus, wie einer, der die Nacht nicht geschlafen und gegen Morgen erst eine kurze Rast in einer Stallecke gesucht hat. Auffälliger als dies aber war ein Ausdruck von Verstörtheit und Furcht auf seinem ungewaschenen Gesicht.

„Wie fühlen Sie sich heute morgen, Frau Brumund?“ fragte er mit unterdrückter Stimme.

„Besser,“ antwortete sie schwach.

„Das freut mich. Liegen Sie aber noch ganz still, ich werde Feuer anmachen und Kaffee kochen. Ich habe auch eben die Kuh gemolken.“

„Bemüht Euch nicht um mich, Robert, ich kann nichts genießen.“

„Sie müssen aber etwas zu sich nehmen, Großbäuerin,“ rief Spanhake, nach der Art greifend, um Holz klein zu hauen, „sonst werden Sie noch elender und dann ist keiner da, Ihnen beizustehen, außer mir, keine Seele, die auf Neuenkoop Bescheid sagen kann.“

„Sind denn alle fort — alle?“

„Alle, sogar der Gertje ist davongelaufen — weiß der Himmel, wo der arme Derrückte hingeraten sein mag. Uebers Wasser konnte er nicht, mithin auch nicht nach der Stadt; wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist.“

„Das brauchen wir nicht zu fürchten; er wird mit — mit Radbod Falk gegangen sein, und der kennt hier herum jeden Weg und Steg.“

Spanhake gab hierauf keine Antwort; statt dessen blickte er unruhig über seine Schulter, als erwarte er jemand. Dann hantierte er am Herde herum.

„Wie bin ich eigentlich hier auf das Bett gekommen?“ fragte Bertha nach einer Pause. „Ich wurde draußen ohnmächtig, wie ich glaube; habt Ihr mich hereingebracht?“

Der Mann ging anscheinend nur widerwillig auf diese Frage ein.

„Ja,“ brummte er kurz.

„Wo fandet Ihr mich?“ stieß sie eifrig und doch auch ängstlich hervor, denn sie fürchtete die Bestätigung dessen, was sie gesehen.

„Wissen Sie denn das nicht? Da jenseits, ein ganzes Stück hinter dem Hause, hab' ich Sie aufgesammelt. Sie lagen ja wie tot in der Nässe. Als ich Sie hereinbrachte, war kein Mensch mehr im Hause.“

„Habt Ihr mich denn gesucht?“

„Nein; Ihren — den — den Großbauern hab' ich gesucht. Und dabei fand ich Sie.“

„Sahet Ihr ihn?“ flüsterte sie mit stockendem Atem.

Spanhake antwortete nicht.

„Wie kamt Ihr denn auf jene Seite des Hofes?“ fragte sie weiter.

Der Mann wurde immer unruhiger.

„Wie sind Sie denn dahin gekommen?“ gab er zurück.

„Ich verfehlte den Weg.“

„Und ich suchte überall nach dem Großbauern, und da bin ich beinahe über Sie gestolpert.“

Sie konnte ihre Aufregung nicht länger unterdrücken.

„Ihr habt ihn doch nimmermehr am Rande des Abgrundes suchen wollen!“ rief sie, sich auf den Ellenbogen stützend. „Robert, um Gottes Barmherzigkeit, sagt mir die Wahrheit — habt Ihr meinen Mann dort gesehen?“

Robert Spanhake wendete sich herum und schaute sie an.

„Kein Wort sollte davon über meine Zunge kommen, weder zu Ihnen noch zu anderen,“ antwortete er mit gedämpfter Stimme. „Da Sie aber die Wahrheit von mir verlangen, so will ich reden —“

Er zögerte.

„Redet, Mann! Redet!“

„Legen Sie mir's hernach nicht zur Last; freiwillig hätte ich Ihnen nichts gesagt. — Ich hätte schon eine ganze Weile nach dem Großbauern gesucht und gerufen und wollte eben wieder ins Haus gehen, da war mir's, als ließe jemand dicht an mich vorbei. Ich schrie hinterher, kriegte aber keine Antwort. Dann fing ich wieder an zu suchen, fand aber keinen. Es war stockfinster und ich sagte mir, daß ich ganz in der Nähe der Kante sein müßte, weil ich das Wasser so deutlich hörte. Da kam ein heller Blitz und ich sah, daß ich mich nicht geirrt hatte.“

„Sonst sahet Ihr nichts?“

Spanhake kramte auf dem Herde und schwieg eine lange Zeit.

„Ja,“ sagte er dann langsam. „Ich sah zwei Männer — und dann hörte ich einen gräßlichen Schrei — einen Schrei, den ich mein Lebtag nicht vergessen werde.“

Bertha starrte ihn mit hohlen, entsetzten Augen an.

„Einer von den Männern war über die Kante gestürzt,“ sagte er dumpf.

„Was tathet Ihr da?“

„Was ich tat? Ich konnte kein Glied rühren, so hatte der kalte Graus mich gepackt. Dann hörte ich eine Männerstimme rufen: „Wer ist das?“ Dann sprang ich nach der Richtung und griff den Mann.“

„Wer war's?“

„Brumund.“

„Seid Ihr dessen ganz gewiß?“ schrie sie verzweiflungsvoll auf. „Könnt Ihr das vor Gott dem Allmächtigen beschwören?“

„Ja, das kann ich,“ versetzte er kaum hörbar. „Müßte ich in dieser Minute sterben, so würde ich doch noch schwören, daß der Mann kein anderer gewesen war als Brumund.“

„Redete er zu Euch? Was sagte er?“

„Ich redete zuerst und fragte ihn, wie er das hätte begehren können; er hörte aber gar nicht auf mich, sondern schleppte mich drei Schritte vorwärts, an die Stelle, wo Sie lagen, und hieß mich, Sie ins Haus bringen. Dann riß er sich von mir los und war im Augenblick verschwunden. Ich schleppte Sie herein und verriegelte die Thür, aber kein Schlaf ist in meine Augen gekommen. — Bei all dem Sturm habe ich immer den gräßlichen Schrei hören müssen. — Ich habe nicht gesehen, was er getan hat, aber ich denke mir's — und nach meiner Ueberzeugung kann's auch nicht anders sein . . .“

„Was denkt Ihr?“

Der Mann erschauerte und warf wieder einen ängstlichen Blick nach der Thür.

„Fragen Sie mich nicht, Großbäuerin . . . so etwas sagt man nicht.“

Totenbleich und ächzend sank sie zurück. Er warf einen Blick voll innigen Mitleids und tiefer Besorgnis auf sie und

wendete sich dann aufs neue dem Herde zu. Bald prasselte das Feuer hell und lustig und der Kessel begann zu summen.

Als er das Frühstück jedoch hergerichtet hatte — Kaffee, Milch, Brot und Butter — weigerte sie sich zu seinem großen Leidwesen, etwas davon zu genießen. All sein Zureden blieb vergeblich, und so machte er sich endlich allein darüber her, und zwar mit bestem Appetit. Sie wendete keinen Blick von ihm.

„Robert,“ begann sie nach einer Weile mit zitternder Stimme, „Ihr müßt mir etwas versprechen.“

„Alles, was Sie wollen, Großbäuerin,“ rief er eifrig.

„Sprecht zu keinem Menschen ein Wort von dem, was Ihr mir erzählt habt — wenn Ihr nicht gezwungen werdet.“

„Das verspreche ich Ihnen; ich kann den Mund halten, wenn ich will, verlassen Sie sich drauf. Ich bin nicht der Mann, der den Großbauern ins Unglück bringt, im Gegenteil, ich will ihm helfen, soviel ich kann, denn er ist immer gut und freundlich gegen mich gewesen.“

„Das verspricht Ihr mir fest und heilig?“

„Fest und heilig!“

„Ich will's Euch danken.“

Damit erhob sie sich und versuchte aufzustehen. Robert eilte herbei und stützte sie.

„Gott lohn's Euch, Robert Spanhake, Euch und den Eurigen; mögt Ihr niemals Kummer und Schmerz kennen lernen!“

„Sie sind noch zu schwach, Brau Brumund. Legen Sie sich lieber noch ein wenig nieder.“

„Ich darf nicht länger hier bleiben, ich muß heim; denn ich habe keine Ruhe, ehe ich nicht weiß, was aus ihm geworden ist.“

All seine dringenden Einwendungen blieben erfolglos, und so entschloß er sich endlich, anzuspannen.

„Ich packe den Wagen voll Stroh und hänge Ihnen das große Wollentuch meiner Frau und meinen Pelz um, dann fahren Sie allein; das Pferd ist fromm und zuverlässig. Hernach kann einer von Ihren Knechten den Wagen wieder herausbringen; lassen Sie ihn aber erst bei meiner Schwiegermutter in der Stadt vorsprechen, damit meine Frau gleich mit heraufkommt. Doch zuvor will ich sehen, wie das Wasser ist.“

Kaum war er gegangen, da eilte auch Bertha aus dem

Hause. Sie lief um den Hof herum und dann eine kurze Strecke querfeldein bis dicht an die Kante.

Der weiche Boden trug hier die deutlichen Spuren eines heftigen Kampfes — schwere Männertritte wirr durcheinander, hier tief eingestemmt, dort gleitend. An derselben Stelle zeigte das morsche Stangengeländer eine Lücke, wie wenn ein schwerer Körper hier einen Teil desselben mit sich in die Tiefe gerissen hätte.

Sie versuchte die Spuren auszutilgen, jedoch vergeblich. Außerdem blieb die Lücke im Geländer.

„Vater im Himmel!“ flehte sie mit gerungenen Händen, „hab Erbarmen mit ihm und zeige mir, was ich tun soll! Er war nicht bei Sinnen, der blinde Zorn hat ihn fortgerissen. Er, der ja stets so sanft und gut selbst gegen das Vieh, gegen jedes Tier war erkonnte nimmermehr mit Dorfsatz seine Hand gegen das Leben eines Mitmenschen erheben! Ich glaub's nicht, daß er schuldig ist, ich will's nicht glauben, nicht eher, bis er selber sich zur Tat bekennt . . . O, der Arme, der Arme! Jetzt ist er noch elender daran als ich! Mag er mich nun noch mehr beschuldigen und noch mehr hassen und verabscheuen — ich will ihn dennoch nicht verlassen! Treu will ich zu ihm stehen, komme, was da wolle; ich hab's ihm gelobt, als er mich zu seinem Weibe nahm.“

Nach der tiefen Verzweiflung kam es wie Ruhe über sie, und festen Schrittes kehrte sie ins Haus zurück.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Robert Spanhake hatte sich erstaunt umgesehen, als er die Großbäuerin bei seiner Rückkehr von der Furt nicht im Hause vorfand. Als er sie aber gleich darauf eintreten sah, da wußte er, wo sie gewesen war. Er sagte kein Wort; in der Morgenfrühe war er selber bereits draußen gewesen und hatte jene Spuren besichtigt.

Das Wasser zwischen den Deichen fiel ebenso schnell, wie es gestiegen war; nach Spanhakes Ansicht mußte die Furt

nach Verlaufe von weiteren zwei Stunden schon wieder einigermaßen passierbar sein. Sie bestürmte ihn mit Bitten, sie gleich jetzt fahren zu lassen, allein er blieb fest. Er wollte nach dem Verluste des Fuchsfohlens nicht auch noch das Pferd und den Wagen aufs Spiel setzen.

„Ein Fohlen habt Ihr in der Nacht verloren?“ rief sie mit plötzlich aufleuchtenden Augen. „Um welche Zeit?“

„O, gleich zu Anfang. Sie wissen ja, wie lange ich hinter dem verdamnten Dieh hergerannt bin.“

„Ich erinnere mich, daß Ihr davon redetet,“ sagte sie schnell. „Dann ist es ganz gewiß auch das Fohlen gewesen, das mit dem Geländer —“

Sie unterbrach sich; sie wollte ihm verhehlen, wo sie während seiner Abwesenheit gewesen war. Er hatte sie jedoch verstanden. Unter dem Vorwande, das Pferd noch einmal abreiben zu müssen, ging er in den Stall, um nicht in Gefahr zu kommen, ihr durch ein unbedachtes Wort diese schwache Hoffnung zunichte zu machen. Denn nachdem das Fuchsfohlen längst schon verschwunden war, hatte er das Geländer untersucht und unbeschädigt gefunden.

Endlich war der Wagen bereit. Bertha stieg hinauf, Spannhake hüllte sie, deren Kleider erst halb getrocknet waren, sorgfältig ein und fuhr dann langsam zur Furt hinunter. Das Wasser schoß noch immer wirbelnd dahin, aber es war nicht mehr tief genug, um einem starken Gaul noch gefährlich werden zu können.

Robert sprang ab, händigte der Großbäuerin die Zügel ein und wartete dann, bis der Wagen durch die Furt war und triefend drüben aufs Trockene kam. Er winkte noch einmal zum Abschied und stieg wieder zum Huderhof empor.

Die Entfernung bis Neuenkoop war nicht unbedeutend, Bertha hatte daher noch Zeit genug, ihren Gedanken nachzuhängen.

Wie ein Verhungerner nach einer Brotrinde greift, so hatte sie den Hoffnungsschimmer erfaßt und festgehalten, der bei der Erwähnung des verschwundenen Fuchsfohlens in ihrem Herzen erwacht war. Sie hatte mit eigenen Augen beim Schein des Blitzes die kämpfenden Männer gesehen, allerdings wie eine gespenstische Vision; Robert aber hatte ihr diese Vision bestätigt; sie hatte ferner jene gar nicht zu verkennenden Spuren an der Kante gefunden — trotzdem aber suchte sie sich

inzureden, daß sowohl Robert wie sie selber sich täuschten; sie hielt den Gedanken fest, daß Cornelius einer solchen That gar nicht fähig wäre, und so gelang es ihr endlich, sich mit Hilfe jenes Hoffnungsstimmers eine Art von Gewißheit zu schaffen. Der leisen Stimme des Zweifels, der nicht weichen wollte, verschloß sie ihr Ohr.

Auf dem Hofe angelangt, fand sie daselbst alles in größter Aufregung, zunächst, weil sowohl der Herr wie die Frau die ganze Nacht hindurch abwesend gewesen waren, dann aber auch und hauptsächlich, weil man Matador, den schwarzen Hengst, ertrunken im Graben und zwischen dem Pfahlwerk einer kleinen Holzbrücke festgeklemmt gefunden hatte, deren Oberteil von den Fluten fortgerissen worden war.

Das Fell des Gauls war an zahlreichen Stellen zerfetzt und zerschunden, ein Zeichen dafür, daß die Strömung ihn mit fürchtbarer Gewalt mit sich gerissen und gegen zahlreiche im Wege befindliche Hindernisse, wie entwurzelte Bäume, Pfähle, Steine und dergleichen, geschleudert hatte. Man bedauerte den Verlust eines so schönen und wertvollen Tieres, befürchtete aber zugleich auch ein viel schwereres Unglück; der Großbauer war in solcher Erregung davongeritten — konnte er da nicht von einem ähnlichen Schicksal ereilt worden sein?

Das Pferd war ungefähr eine Stunde vor der Rückkehr der Frau aufgefunden worden, und die Leute hatten soeben Rat gehalten, wie die Suche nach dem Leichnam des Großbauern am zweckmäßigsten zu bewerkstelligen sein würde.

Sie empfingen die Herrin mit düsteren, aber erwartungsvollen Gesichtern, indem sie meinten, von derselben Auskunft über den Verbleib des Großbauern zu erhalten. Bertha dagegen war tief erschrocken, als sie vernahm, daß Cornelius nach seinem Austritt noch nicht wieder zurückgekehrt sei, und das Auffinden des toten Pferdes erfüllte sie mit bangem Entsetzen. Das Unglück, welches mit Falks Wiederauftauchen über sie hereingebrochen war, schien gar kein Ende nehmen zu wollen.

Es blieb somit nichts übrig, als die bereits geplante Suche auszuführen. Zuvor sandte sie noch einen der Knechte nach dem Gehöft des Nachbarn Klauhorn, um zu erfahren, ob Brumund vielleicht dort eingekehrt war.

Nach einer halben Stunde kehrte der Mann zurück, be-

gleitet von dem alten Klauhorn, dessen Sohn Jan und zwei Tagelöhnern.

Cornelius war seit Montag nicht auf Klauhorns Hof gewesen; die Kunde von seinem Verschwinden und von dem Geschick des schwarzen Hengstes erschreckte die guten Leute ernstlich, und so waren sie gekommen, um bei den Nachforschungen Beistand zu leisten.

Mit Leinen und langen Feuerhaken ausgerüstet machten sich die Männer nach eingenommenem Mittagessen auf den Weg. Sie hatten sich in zwei Trupps geteilt; der eine, bestehend aus Jan Klauhorn und zwei Knechten, sollte die Suche von der Furt aus in Angriff nehmen, der andere eine Viertelmeile weiter unten, wo die Deiche aufhörten, beginnen und dem ersten stromaufwärts entgegen arbeiten.

Jan Klauhorn und Brumunds Knecht Hinnerk schritten rüstig aus, denn schon nach drei Stunden mußte der Abend hereinbrechen. Büsing, der alte Hirt von Neuenkoop, trabte hinterdrein.

„Sie haben einen bösen Streit miteinander gehabt, soviel ist gewiß,“ sagte Hinnerk mit weiser und bedenkllicher Miene, als die drei in den Weg zur Furt abbogen.

„Wer?“ fragte Jan, ein schlanker, muskulöser und sehr ansehnlicher Bursch, der, ganz von seiner traurigen Aufgabe erfüllt, während des ganzen Marsches kaum ein Wort geredet hatte.

„Der Herr und die Frau,“ fiel der alte Hirt eifrig ein. „Er ist gestern hinter ihr drein geritten, so fuchswild, wie ich ihn noch nie gesehen hatte; und haben Sie denn vorhin nicht bemerkt, was sie für ein Gesicht machte?“

„Ja, das hab' ich wohl. Sie sah elend aus, und voll Sorge und Angst, das sag' ich man.“

„Mein Wort, sie haben sich böß gezankt, und das Ende davon werden wir dort finden.“

Der alte Mann deutete mit seiner dünnen, braunen Hand auf das Wasser.

„Das wollen wir nicht hoffen,“ versetzte Jan. „Ich kann mir aber wohl denken, weswegen sie Streit gehabt haben.“

„Nicht wahr? Denn das weiß ja jeder, daß Radbod Falk wieder da ist, und daß er wie irre herumläuft, weil der Großbauer seine Braut geheiratet hat. Ich habe mich schon lange gewundert, wie das enden würde.“

Jan antwortete nicht und schweigend machten sich die drei an die unheimliche Arbeit. Hüben und drüben auf dem schlammigen Ufer entlang schreitend schleifte Hinnerk und der Hirt die mit kurzen Haken versehene Leine über den Boden des Wasserlaufs, während Jan mit seiner langen Stange die tieferen Stellen untersuchte.

Die Ufer waren bald höher, bald niedriger, bald von Weiden- und Erlengebüsch eingefasst, bald durch Schutzbühnen aus Stein- oder Faschinenwerk befestigt, die jedoch zum Teil durch die ganz ungewöhnliche Hochflut der vergangenen Nacht stark gelitten hatten.

Die Suche schritt nur langsam vorwärts, und als der Abend dunkelte, hatte man erst eine kurze Strecke zurückgelegt. Die Brückenreste, wo der Pferdekadaver entdeckt worden war, lagen hinter ihnen; man war bis zu einer Stelle gelangt, wo einige entwurzelte Bäume ein Bollwerk bildeten, das nur unter großen Schwierigkeiten umgangen werden konnte.

Hinnerk schlug vor, die weitere Arbeit auf morgen zu verschieben, dann hätte man wieder Tageslicht und außerdem auch noch einen bedeutend niedrigeren Wasserstand.

Jan stand unschlüssig am Ufer und tastete mit seinem Feuerhaken, so weit er reichen konnte, auf dem weichen Grunde unter den Baumstämmen herum. Da fühlte er einen Widerstand. Vorsichtig suchte er denselben mit dem Haken zu erfassen. Ein Stein war's nicht, auch keine Baumwurzel.

„Ich habe etwas!“ sagte er flüsternd, während seine Augen sich weit öffneten und seine Wangen bleich wurden.

Die Gefährten hielten den Atem an.

„Lassen wir's still liegen, bis morgen,“ versetzte Hinnerk, ebenfalls flüsternd.

Da ertönten aus der Ferne laute Rufe. Sie schreckten zusammen, als wären die Laute aus der finsternen Tiefe gekommen, wo das grausige, unheimliche „Etwas“ lag.

Die Rufe wiederholten sich und kamen näher. Jetzt erkannten sie die Stimmen; es war der andere Trupp, der die Suche stromabwärts begonnen hatte.

„Habt Ihr was gefunden?“ fragte Jan.

„Nein,“ lautete die Antwort. „Aber eine Nachricht haben wir. Der Großbauer soll längst munter und gesund in der

Stadt sein, das haben uns Leute gesagt, die ihn gesehen haben wollen.“

„Hurra!“ schrieen Hinnerk und der alte Hirt.

Jan aber schwieg.

„Wenn's nur wahr ist,“ sagte er nach einer kleinen Weile kopfschüttelnd.

„Warum soll's nicht wahr sein? Wer hätte denn 'was davon, uns zu belügen?“

„Keiner,“ entgegnete Jan langsam. „Da unten aber liegt etwas.“

„Lassen wir's liegen,“ sagte Hinnerk. „Was geht's uns an, da nun doch keiner ertrunken ist? Wir wollen nach Hause, ehe uns die Nacht über den Hals kommt.“

„Ich möchte aber wissen, was es ist.“

„Was kann's denn groß sein?“

„Eine Leiche.“

„O nicht doch! Aber wenn auch — morgen ist auch noch ein Tag, dann können wir auch sehen, was wir tun; jetzt ist's ja bald stockfinster. Faß das Ding mit dem Haken, und die Stange binden wir hier fest, dann treibt's nicht weiter und wir finden's morgen sicher. Es wird aber nichts sein, als ein Klumpen Schlamm oder vielleicht ein ersoffener Hammel.“

Die anderen lachten, man hörte dem Lachen jedoch einen gewissen Zwang an; die Sache war doch unheimlicher, als man zugeben mochte, zumal bei der Dunkelheit und dem melancholischen Rauschen des Wassers in den Wurzeln und Aesten der angeschwemmten Bäume.

Jan befestigte den Haken, wie Hinnerk ihm geraten hatte, und dann machte man sich auf den Heimweg.

Die rundzwanzigste Kapitel.

Bertha hatte die Männer mit bangen Befürchtungen die Expedition antreten sehen. Sie fürchtete keineswegs, daß dieselben ihren Gatten im Wasser finden würden — war sie ihm doch nach der Katastrophe in der Nähe der Kante ohne Pferd begegnet, und so meinte sie, das Tier müsse schon vor

seiner Ankunft auf dem Huderhof verunglückt sein. Sie fürchtete aber, daß man einen anderen finden könnte . . .

Der alte Nachbar Klauhorn war auf Neuenkoop geblieben, um der armen jungen Frau tröstlich zuzureden. Hierin wurde er jedoch bald durch Adam Linneweht unterbrochen.

„Sag mir nun endlich, Bertha,“ rief der Fischer aufgeregt, „was hat das alles zu bedeuten? Was ist zwischen Dir und Brumund eigentlich vorgefallen?“

„Wir haben einen Streit gehabt, Vater.“

„Wie kannst Du Dich aber mit Deinem Mann streiten?“ fragte er stirnrunzelnd. Er war überzeugt, daß sie, als Weib, unter allen Umständen im Unrecht sein mußte.

„Laß mich zuerst mit der Mutter reden, Vater,“ bat sie, „dann sollst Du alles erfahren. Bleiben Sie hier, Nachbar Klauhorn; Sie haben's mit meinem Cornelius und mir immer gut gemeint, Sie sollen zwischen uns beiden richten.“

„Wenn Mann und Weib sich streiten, soll kein dritter sich dreinmengen,“ versetzte Klauhorn, vorsichtig den grauen Kopf wiegend. „Meine Hilfe will ich Ihnen nicht verweigern, so weit Worte gehen; meiner Erfahrung nach aber machen Eheleute ihre Zwistigkeiten stets am besten unter sich allein aus. Gebe der Herrgott, daß Brumund noch die Gelegenheit dazu findet.“

„Laß uns also hören,“ sagte Linneweht in befehlendem Ton.

„Ehe ich Dir auch nur ein Wort sage, Vater, mußt Du mir den Gefallen tun und nach dem Reederhof gehen und dort nachfragen, ob man von Radbod Falk etwas gehört oder gesehen hat.“

„Don Radbod Falk? So ist's also wahr, was die Leute erzählen? Ist er wieder hier?“

„Ja doch, ja! Aber nun geh, ich bitte Dich. Nimm Dir den Braunen und reite hinüber, wenn Du magst. Wenn Du zurückkommst, sollst Du alles erfahren.“

Adam Linneweht murrte, aber er ging.

Sie wunderte sich innerlich selber über die Ruhe, die sie zur Schau tragen konnte. Trotz ihrer Herzensangst war sie äußerlich die Geßtteste von allen. Sie achtete auf alles und entfiel sich jeder Kleinigkeit. Unter anderem fiel ihr auch ein, daß sie Robert Spanhake ihr Versprechen noch nicht gehalten und den Wagen zu seiner Frau geschickt hatte. Sie

beeilte sich, dieses Versäumnis nachzuholen und sendete, da alle Knechte abwesend waren, eine der Mägde mit dem Fuhrwerk nach der Stadt.

Dann suchte sie ihre Mutter auf. Wie sie gefürchtet hatte, waren allerlei verworrene und entstellte Gerüchte zu den Ohren der Leidenden gedrungen und hatten dieselbe in eine fieberhafte und angstvolle Spannung versetzt.

Sanft und schonend erzählte sie der guten Frau die Ursache und den Verlauf des Zerwürfnisses mit ihrem Manne; die Aufgabe war eine schwierige, da sie aus Rücksicht für der Mutter Zustand manches mildern oder auch ganz verschweigen mußte.

Die plötzlich aus der Küche kraustönende Stimme Mine Pophusens unterbrach sie. Mine war die allergeeignetste Person, herauszufinden, was aus Rabbod Falk geworden war. Ohne Aufenthalt eilte sie hinunter.

„Ah, da bist Du ja!“ rief die Fischfrau ihr entgegen, die sich nicht dazu verstehen konnte, mit der Großbäuerin anders zu verkehren, als sie zuvor mit dem Fischermädchen getan. „Ich habe Deine Magd getroffen, die Du zu Spanhakes Frau geschickt hast, und die sagte mir, Du wärest heimgekommen. Hast Du meinen Gertje mitgebracht?“

An den armen Schwachsinnigen hatte Bertha noch gar nicht wieder gedacht. Jetzt aber fiel derselbe ihr ein.

„Seit gestern abend habe ich ihn nicht gesehen. Er ging mit Rabbod Falk fort, wenn ich nicht irre.“

„Wohin ging er? Und wo ist er geblieben?“

Bertha zog die Fischhändlerin in die Milchammer und berichtete derselben in kurzen Worten, was sich auf dem Huderhof zugetragen hatte. Mine war, dem Anschein nach, bereits mit einem Teil der Ereignisse bekannt.

„Um den Großbauern brauchst Du keine Angst zu haben,“ sagte sie, „der liegt nicht im Wasser. Ich komme soeben von ihm.“

„Ihr kommt von meinem Mann?! Ist er gesund und wohl?“

„Gesund ist er, wenigstens ist er nicht ertrunken; aber wohlauf kann man gerade nicht sagen. Er sieht aus wie ein Gespenst, und dabei ist er so schwach wie eine alte Frau, die eben die Selbstsucht überstanden hat.“

„Aber wo ist er denn, Mine?“

„Daheim bei mir. Ins Wirtshaus wollte er nicht gehen, weil er sich vor den Leuten schämt, und hierher möchte er auch nicht, der Gedanken wegen, die er hier kriegen würde — er meinte die Gedanken an Dich.“

„Ich will auf der Stelle zu ihm!“

„Das laß nur sein; Dich will er nicht sehen, aber mit Deinem Vater möchte er reden. Er weiß nicht, daß Du hier bist, aber nach dem zu urteilen, wie er von Dir spricht, wird's gut sein, wenn Ihr noch 'ne Weile voneinander bleibt, bis er ruhiger geworden ist. Gott erbarm sich! Was ist aus dem Mann geworden! Jetzt weint er und jammert und stöhnt wie ein Kind, dem sie 'nen Apfel genommen haben, und dann wieder tobt und flucht und wüthet er wie der leibhaftige Teufel.“

„Um so mehr muß ich zu ihm! O, Mine, soll ich hier sitzen, wenn ich weiß, wie er sich ohne Grund quält und grämt, und wenn ein Wort von mir hinreicht, alles aufzuklären?“

„So lange er noch die wahrsten Worte für die größten Lügen hält, so lange mußt Du ihm aus den Augen bleiben.“

„Wann ist er zu Dir gekommen?“

„Vor kaum drei Stunden. Er ist die ganze Nacht herumgelaufen und vollständig erschöpft; aber niederlegen wollte er sich nicht.“

„Da kommt mein Vater; er soll mich zu meinem Manne begleiten.“

„Tu' was Du willst, ich werde mich mit Dir nicht streiten. Ich will aber wissen, was aus meinem Gertje geworden ist.“

„Ich kann Dir keine Auskunft über ihn geben.“

„Der Radbod wird das arme Geschöpf doch nicht von seiner Mutter weggelockt und mit in die Fremde genommen haben?“ rief Mine in ausbrechender Angst.

„Der Vater wird Dir vielleicht Bescheid geben können; der war nach dem Reederhof, um sich nach Radbod zu erkundigen.“

Adam Sinnewehrt aber wußte auch nichts zu berichten. Radbods Verbleib war auf dem Reederhof gänzlich unbekannt.

Auf Mines harten Zügen malte sich eine tiefe Unruhe.

„Ihr müßt Radbod Falk aufzufinden suchen,“ sagte Bertha; „der ist der einzige, der von Eurem Sohn etwas wissen kann, und wahrscheinlich sind die beiden bei einander.“

„Du hast recht, und ich werde ihn finden. Vielleicht hat er meinen Jungen inzwischen auch schon heimgeschickt.“

Die Fischhändlerin verließ den Hof. Ihre Besorgnis um Gertje war größer, als sie zeigen mochte. Sie wußte, wie sehr derselbe an seinem neuen Freunde hing und daß er Falk mit der Gedankenlosigkeit eines Kindes und der Treue eines Hundes unaufgefordert überall hin folgen würde. Sie hoffte aber, daß Falk wohlmeinend genug gewesen wäre, ihn endlich nach Hause zu schicken.

„Wie aber soll er sich allein heimgefunden haben?“ murmelte sie hastig ausschreitend und die Zähne zusammenbeißend. „Er kennt den Weg nicht und wird zu Schaden kommen. Ich muß ihn suchen. Der Nachbar Onken kann nach dem Esel sehen, bis wir wieder da sind. O, der Dummkopf! Von seiner Mutter wegzulaufen! Ich werde ihm einheizen, wenn ich ihn nur erst habe — den armen, guten Jungen!“

Sie weinte und war zornig zu gleicher Zeit. Aus ihren Augen aber blitzte ein fester Entschluß. Sie wollte nicht eher ruhen, bis sie den Vermißten wiedergefunden hatte, und sollte sie auch die halbe Welt seinetwegen durchwandern.

Als weiteste Reise schwebte ihr allerdings nur der Weg nach dem Küstenort Altenfiel vor, obgleich sie auch bereit war, nach Wilhelmshaven zu gehen und daselbst Radbod Falk an Bord der Kriegsschiffe zu suchen. Sie erinnerte sich auch noch ganz gut des Namens der „Dineta“, da Gertje ihr denselben oft genug wiederholt hatte.

Bertha teilte ihrem Vater Mines Botschaft mit. Der alte Fischer war erstaunt darüber, aber er fühlte sich auch geschmeichelt.

„Was ich Dir und dem Nachbar Klauhorn zu erzählen versprach, soll nun in Cornelius' Gegenwart gesagt werden,“ fuhr sie fort, „und ich denke, daß Du mir bei ihm Gehör verschaffen wirst.“

„Sei unbesorgt, das soll geschehen. Brumund ist ein verständiger Mann, so unvernünftig es auch aussieht, daß er nicht hierherkommt und in seinem eigenen Hause sagt, was er will und verlangt.“

„Du weißt nicht, in was für einen Zustand er ist, und was er sich in den Kopf gesetzt hat, Vater.“

„Meiner Treu, nein; und ich kann mir's auch gar nicht denken.“

„Er glaubt,“ erklärte sie mit bebender Stimme, „daß ich ihm mit Radbod Falk davonlaufen wollte.“

Adam Linnewehrt sah seine Tochter an, als habe er sie nicht verstanden. Als aber der Sinn ihrer Worte ihm endlich klar wurde, da runzelte er zornig die weißen Brauen und packte sie rauh am Arm.

„Verhält sich das so?“ fragte er schroff und drohend. „Wolltest Du ihm das antun, der so liebeich und gut gegen Dich gewesen ist? Hast Du's auch nur in Deinen Gedanken gehabt?“

„Nein, Vater, niemals!“

Adam erhob den greisen Kopf, steif, stolz und ruhig.

„Ich konnt's auch nicht für möglich halten, Tochter,“ sagte er. „Wir haben Dich brav und rechtschaffen erzogen. Wie hat Brumund sich so weit vergessen können, so schlimm von Dir zu denken?“

„Den Grund sollst Du in seiner Gegenwart hören.“

„Gut, Kind, gut. Ich kann warten. Ich weiß, daß Du als ehrliche Frau bestehen wirst.“

Berthas Eröffnung hatte ihn erschüttert. Sie konnte sich nicht erinnern, von dem sonst stets so harten und trocknen Mann jemals so weiche und freundliche Worte gehört zu haben; dieselben taten ihr innig wohl und das darin ausgesprochene Vertrauen stärkte und tröstete sie.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Auf einem der strohgeflochtenen Stühle in Mine Pophusens Hütte saß Cornelius Brumund, zusammengekauert, die Hände vor dem Gesicht, die Ellenbogen auf die Knie gestützt.

Der Nachmittag war trübe und grau; der Wind strich pfeifend durch das schadhafte Rohr des Daches, und schwere Tropfen fielen daraus hernieder und bildeten klatschend schwärzliche Pfützen auf dem schmutzigen ausgetretenen Backsteinfußboden.

Cornelius Augen waren tief eingesunken und gerötet;

das Haar starrte ihm wild um den Kopf. Die Seelenpein hatte solche Verwüstungen auf seinem Antlitz angerichtet, daß er um zwanzig Jahre gealtert erschien. Seine breiten Schultern waren gebeugt unter der Last des Kammers, und seine mächtige Gestalt war wie zerknickt von dem über ihn hereingebrochenem Sturm der Leidenschaften.

So fanden ihn Adam Sinnewehrt und der alte Klauhörn. Bertha war draußen im Hofe geblieben, um zu warten, bis man ihn auf ihr Erscheinen vorbereitet haben würde.

Als er die Tritte der Männer vernahm, erhob er den Kopf; beide erschrakem über sein so gänzlich verändertes Aussehen.

„Sie habe ich hier nicht erwartet, Nachbar Klauhörn,“ sagte er mit müder Stimme, indem er sich langsam erhob. „Aber vielleicht ist's ebenso gut, daß Sie gekommen sind.“

„Und ich hatte vor einer Stunde noch überhaupt schon aufgegeben, Sie jemals wiederzusehen,“ versetzte Klauhörn. „Brumund, Mann, was haben Sie uns für einen Schreck eingejagt!“

„Wieso das?“ fragte Cornelius abwesend und gleichgiltig.

„Weil wir Ihr Pferd ersoffen aus dem Wasser gezogen haben und ganz natürlich fürchten mußten, Sie auch da zu finden. Mein Jan und Ihre Leute sind jetzt noch dabei, den Graben abzusuchen.“

„Ich wollte, mir wäre geschehen wie dem Hengst! Ich hatte ihn auf dem Huderhof nicht fest genug angebunden. Da muß er sich bei dem Gewitter losgerissen und dann den Heimweg durch die Furt gesucht haben. Dabei ist er ersoffen. Ich konnte mir's denken, und doch habe ich drei Stunden nach ihm gesucht.“

„Ein Glück, daß Sie nicht auf ihm gefessen hatten, er ist schrecklich zugerichtet.“

„Ein Glück nennen Sie das?“

„Gewiß; denken Sie anders?“

„Je nachdem. Aber setzen Sie sich, Nachbar, und auch Du, Vater Sinnewehrt. Ich habe Dir etwas zu sagen; ich will versuchen, meine Gedanken zusammenzunehmen.“

Klauhörn setzte sich nieder, Adam Sinnewehrt aber, der bis jetzt noch nicht den Mund geöffnet hatte, blieb ernst und steif stehen.

„Du hast mir also was zu sagen,“ begann er jetzt in seiner schroffsten Weise. „Warum tust Du das nicht unter Deinem eigenen Dach? Ihr habt miteinander Streit gehabt, Du und Deine Frau; ich hätte aber von Dir, als einem verständigen Mann, einen solchen Aufstand nicht erwartet.“

Cornelius trat an den alten Mann heran, legte sanft die Hand auf dessen Schulter und schaute ihm traurig in das verwitterte Gesicht.

„Ich danke für diese Beurteilung,“ sagte er. „Du wirst mir nun um so eher glauben, daß ich guten Grund für mein Benehmen habe.“

„Wenn ich Deinen Grund gehört habe, sollst Du meine Meinung wissen.“

Cornelius schwieg; dann holte er tief Atem.

„Du glaubst, ich sei im Unrecht — wollte Gott im Himmel, es wäre so!“

Sein Weh wollte aufs neue ausbrechen, aber es gelang ihm, sich zu beherrschen.

„Ich wollte Dir mitteilen, Vater Sinnewehrt,“ nahm er wieder das Wort, „daß ich morgen diese Gegend zu verlassen gedenke. Wohin ich gehe, weiß ich noch nicht, jedenfalls aber weit fort von Abbehauserfleth und Neuenkoop. Ich weiß auch nicht, wann ich zurückkommen werde — vielleicht nie mehr. Es ist mein Wunsch, daß Du während meiner Abwesenheit auf dem Hof nach dem Rechten siehst, so daß sie — wenn sie wieder heimkehren sollte — ein gastliches Dach und Leute finden möge, die sie mit Liebe und Freude willkommen heißen.“

„Von wem redest Du da?“ fragte Adam rauh.

„Von meiner — von Deiner Tochter.“

„Die braucht nicht erst heimzukehren — die ist daheim.“

„Sie ist daheim? Seit wann?“

„Seit dem Augenblick, wo sie durch die Furt kommen konnte. Was dachtest Du? Wo sollte sie sonst hin?“

Cornelius stand zuerst wie vom Blitz getroffen; dann flog ein bitteres Lächeln über seine Züge.

„O,“ murmelte er, „ich verstehe. Was ich ihr gestern sagte, hat ihr Angst gemacht — wahrscheinlich auch ihm; und so ist sie wieder nach Hause zurückgekehrt, anstatt mit ihm zu gehen, wie ihre Absicht zuerst war . . . Das ändert jedoch nichts an der Sache; in meinen Augen ist sie ebenso schuldig, als wenn sie ihm gefolgt wäre.“

„Schuldig wessen, wenn man fragen darf?“ sagte Adam steif.

„Schuldig, mich getäuscht und betrogen zu haben — mich, dem sie Treue bis in den Tod geschworen hatte — schuldig, mich verlassen zu haben, um Radbod Falks willen.“

„Sie reden von meiner Tochter, Herr!“ fuhr der alte Fischer auf. „Und was Sie da reden sind Lügen! Bertha Linnewehrt ist Ihnen niemals untreu gewesen, nicht einmal in Gedanken!“

„So, wissen Sie das so genau, Fischer Linnewehrt? Wollen Sie mir dann erklären, warum Ihre Tochter mir verschwieg, daß Falk sie in meinem Hause besucht hat? Sie kann auch Ihnen nichts davon gesagt haben oder aber, Sie heucheln jetzt, wie ich Ihnen das nimmermehr zugetraut hätte! Wollen Sie mir auch erklären, aus welchem Grunde Falk eine Woche lang auf dem Huderhof hockte, ohne mir auch nur ein Lebenszeichen zukommen zu lassen, mir, der ich doch immer sein Freund gewesen bin? Und wollen Sie mir dann noch erklären, was sie wohl veranlaßt haben mag, nach dem Huderhof zu fahren und sich dort aufzuhalten, während ich von Hause fort und zu Markte war? Ich bin ihr nachgegangen und habe sie mit meinen eigenen Augen dort gesehen!“

Dieser Sturm von zornigen Fragen überwältigte den alten Fischer dermaßen, daß er keine Antwort zu finden vermochte. Auch wußte er nicht, was er erwidern sollte.

Da wurde ihm eine unerwartete Hilfe. Die Tür öffnete sich und Bertha erschien im Zimmer, bleich, ernst und die großen Augen voll auf den Gatten richtend.

„Hier ist meine Tochter,“ sagte Adam Linnewehrt, Atem schöpfend, „sie selber wird Ihnen antworten.“

Cornelius stieß einen Ruf der Ueberraschung und des Zornes aus und machte eine Bewegung, als ob er aus dem Hause fliehen wollte. Klauhorn aber griff mit beiden Händen nach ihm und hielt ihn fest — weniger durch Kraftaufwand als mit Worten.

„Ruhig, Mann,“ sagte er begütigend. „Machen Sie sich doch nicht zum Narren. Sie werden doch wohl anhören können, was sie zu sagen hat. Der größte Spitzbube darf sich ja doch vor seinem Richter verantworten.“

„Ich habe ihr befohlen, mir nie mehr vor die Augen zu kommen,“ entgegnete Cornelius rollenden Auges, sich aber

dennoch beherrschend. „Trotzdem will ich sie hören, damit mir kein Vorwurf gemacht werden kann.“

„Was ich Dir zu sagen habe, ist bald gesagt,“ begann sie mit bebender Stimme. „Du wirfst mir vor, daß ich Dir Radbods Besuch auf Neuenkoop verschwieg. Ich tat das, um Zeit zu gewinnen; ich wollte in aller Ruhe mit Dir darüber sprechen, damit Du Dich nicht sorgtest und meintest, ich dächte mehr und anders an ihn, als einer verheirateten Frau gestattet ist.“

Er schwieg und zuckte verachtungsvoll die Achseln.

Mit dunkel geröteten Wangen fuhr sie fort:

„Als ich Dich heiratete, da wußtest Du, daß ich ihn liebte, und daß ich niemals Dein Weib geworden wäre, wenn er noch am Leben war . . . Ich wollte Dich nicht daran erinnern,“ fügte sie hinzu, als sie bemerkte, wie er sich in Seelenpein förmlich wand, „Du aber hast mich dazu gezwungen.“

„Rede nur, was Dir gefällt,“ erwiderte er heiser. „Ich kann's schon ertragen.“

„Wenn Du mir nur ein Wort über ihn sagtest, dann hätte ich Dir alles erzählt; aber Du schwiegst, obgleich Du wußtest, daß er heimgekehrt war. Auch ich schwieg; ich durfte es. Denn an jenem Morgen, wo ich ihn so unerwartet hinter den Ställen traf, da trennten wir uns, um uns in dieser Welt niemals wieder zu begegnen — wie wir meinten.“

„Und als Du gestern den Huberhof aufsuchtest in Sturm und Regen mit Deinen Siebensachen in einem Bündel, da hattest Du keineswegs die Absicht, ihn dort zu treffen,“ höhnte er.

„Nein, Cornelius; ich dachte mit keinem Gedanken an ihn. Ein Mann war zu mir gekommen mit einer Botschaft vor Dir, wie er behauptete. Er erzählte, Du wärest auf dem Huberhof mit Radbod Falk in Streit geraten und hättest dabei eine Verletzung erhalten, so daß Du nicht nach Hause kommen könntest. Ich sollte mich daher beeilen und Dich auffuchen, zugleich aber auch ein Bündel Sachen für Dich und für mich mitnehmen, falls wir dort aufgehalten würden. Er hatte ein Fuhrwerk draußen stehen, und so folgte ich ihm, ohne an seinen Worten im mindesten zu zweifeln.“

„Wer war der Mann?“

„Ich kannte ihn nicht.“

„Hattest Du ihn denn vorher noch nie gesehen?“

„Soviel ich weiß, nein; obgleich sein Gesicht und seine Stimme mir nicht ganz fremd erschien. Auch war ich so erschrocken über seine Nachricht, daß ich mich nicht erst lange besann, denn ich glaubte ihm aufs Wort.“

„Du kannst also nicht sagen, wer der Mann gewesen ist?“

„Nein.“

Cornelius stieß ein höhnisches Gelächter aus.

„Und Du bildest Dir ein, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen diese Geschichte für bare Münze nehmen soll?“ rief er verächtlich.

„Wenn Du bei gesunden Sinnen wärest, dann müßtest Du mir glauben, Cornelius Brumund,“ entgegnete sie scharf, denn jetzt begann auch ihr Unwille sich zu regen. „Es ist aber, als wärest Du seit gestern von einem bösen Geist besessen, der alles, was man Dir sagt, falsch und verdächtig erscheinen läßt. Möge der Hergott Dich wieder zurechtsetzen, Mann! Troß meines Herzwehs muß ich Dich bemitleiden.“

„Sehr gütig, danke. War das alles, was Du zu sagen hattest?“

„Noch nicht. Ich fuhr mit dem Mann nach dem Huderhof. Niemand war dort im Hause, als ich ankam. Das wunderte mich, und auch der Mann meinte, er könne das nicht begreifen. Er hieß mich aber hineingehen und warten, er würde Dich schon finden und zur Stelle bringen. Er ging fort und kam nicht wieder. Das Fuhrwerk aber habe ich erkannt, das gehört nach dem Reederhof; Nikolas Quense wird Dir daher wohl sagen können, wer der Mann gewesen ist.“

„Deswegen brauche ich Quense nicht erst zu fragen. Der Mann ist von Falk abgeschickt worden.“

„Das bestreite ich. Falk ist eines so nichtswürdigen Betrugers nicht fähig. Zwar habe auch ich ihm diesen Vorwurf gemacht, als Deine Schmähungen mich zum Zorn gereizt hatten, das aber bereue ich jetzt von Herzen.“

„Dann wird also die ganze Geschichte von dem Mann angestiftet sein, den Du nicht kennst?“

Bertha schenkte diesem Spott keine Beachtung.

„Ich wartete etwa zwei Stunden lang, dann kam Radbod Falk in Begleitung von Gertje Pophusen. Er war bei meinem Anblick ebenso erstaunt und erschrocken, wie ich bei dem

seinen. Er sagte mir, Du hättest ihn am vorherigen Tage dort aufgesucht, aber nicht angetroffen, an diesem Tage aber seist Du nicht dagewesen; er glaubte, daß Quense bei meiner Irreführung die Hand im Spiel habe. Ich wollte sogleich wieder heim, aber das Wasser war inzwischen so hoch gestiegen, daß die Furt nicht mehr zu passieren war.“

„Eine Stunde später bin ich noch durchpassiert.“

„Was Deinem Pferde das Leben gekostet hat. O, Mann, hätte ich Dich damit zufrieden stellen können, ich wäre ins Wasser gesprungen, um heim zu kommen, wie Matador heimgekommen ist!“

Sie schwieg und trocknete hastig die Tränen ab.

„Sprich weiter, Kind,“ sagte Adam Linneweht und faßte der Tochter Hand so einfach und vertrauensvoll als wäre er selber wieder ein Kind. Und wieder gewann sie Kraft und Zuversicht aus seinen Worten.

„Wir kehrten ins Haus zurück und warteten auf Robert Spanhake, der unterwegs war, um ein verirrttes Fohlen zu suchen. Wir hofften, daß er vielleicht ein Mittel finden würde mich über das Wasser zu bringen. Ich weinte aus Furcht, die Nacht vielleicht außer Hause zubringen zu müssen, aber selbst wenn dies geschehen sollte, so hätte ich doch nimmermehr geglaubt, von Dir so fürchterlich deswegen geschmäht und beleidigt zu werden. Dann kamst Du, und was darauf stattfand, weißt Du. — Falk ging gleich nach Dir fort, auf Nimmerwiedersehen, wie er sagte. Dann ging auch ich hinaus, um trotz des Unwetters den Heimweg zu versuchen. Ich vermißte aber den Fußpfad und kam bis dicht an die Kante.“

Sie hielt inne; dann fuhr sie, den Blick fest und forschend auf Cornelius richtend, langsam fort:

„Dort sah ich etwas — etwas was mich entsetzte — Du kamst zu mir heran, und ich wurde ohnmächtig. Bis heute früh lag ich ohne Besinnung. In Spanhakes Wagen fuhr ich nach Hause. Weiter habe ich nichts zu erzählen.“

Aus jedem ihrer Worte redete die Wahrheit. Der Großbauer aber war und blieb mit Blindheit geschlagen. Die Ueberzeugung, die ihm seine wütende Eifersucht eingegeben hatte, wurzelte zu fest in seinem Gehirn, als daß sie durch die einfache Beteuerung ihrer Schuldlosigkeit auszurotten gewesen wäre. Er war schlimmer als blind, denn alles, was in

seinen Gesichtskreis kam, wurde sofort verzerrt und in die schändeste Falschheit umgewandelt. Und dennoch liebte er sie wahnsinnig! In seinem Herzen hungerte ihn danach, sie in seine Arme zu reißen und fest und innig an sich zu drücken!

„Ich glaube Dir alles, was Du gesagt hast, so wahr Gott lebt!“ sagte Adam Sinnewehrt ernst und stolz.

„Und ich glaube keine Silbe davon!“ rief Cornelius wild und wütend — um so wütender vielleicht, weil er sich selber mit diesem Ruf das Herz zerfleischte.

Sechszwanzigstes Kapitel.

„Vater! O Vater!“

Das war alles, was Bertha auf die letzten grausamen Worte ihres Gatten entgegen konnte.

Sie schlang ihre Arme um Adam Sinnewehrts Hals, legte ihren Kopf auf seine Brust und brach in Schluchzen und Weinen aus.

Auf Klauhorn hatte ihre Erzählung fast denselben Eindruck hervorgebracht, wie auf ihren Vater. Allerdings erschien es ihm seltsam, daß sie auf das bloße Wort eines ihr unbekanntem Menschen ohne Begleitung nach dem Huderhof gefahren war, wo Falk sich aufhielt, wie sie wußte. Auch ihr vorheriges Schweigen über ihre Begegnung mit diesem war ihm nicht recht erklärlich, da sie sich doch sagen mußte, was daraus entstehen könnte.

Troßdem fühlte er sich entschieden zu ihren Gunsten gestimmt und war empört über die Hartnäckigkeit, mit welcher Brumund sie Lügen strafte. Der Streit der Eheleute schien ihm jetzt doch so ernsthafter Natur zu sein, daß er den Drang in sich spürte seinerseits etwas zu tun; noch aber wußte er nicht, wie er das angreifen sollte, auch konnte er seine natürliche Vorsichtigkeit nicht sogleich überwinden. Zunächst zog er sein rotes, baumwollenes Taschentuch hervor und begann sich den kahlen Kopf damit zu wischen, als könne

er sich, der rauhen Dezemberwitterung zum Trotz, vor Hitze nicht lassen.

Adam hatte seinen Arm um seine Tochter gelegt und schoß unter seinen weißen, buschigen Brauen hervor finstere und zornige Blicke auf seinen Schwiegersohn, den er nun nicht mehr mit „Du“ anredete.

Eine Zeitlang herrschte Schweigen in Mine Pophusens kleiner Hütte, nur unterbrochen durch das Schluchzen der jungen Frau, das klagende Heulen des Windes im Schornstein und das Klatschen der Wassertropfen, die durch das Dach auf den Fußboden herabfielen. Draußen hatte sich die Atmosphäre noch mehr verdüstert und große, nasse Schneeflocken wirbelten an den kleinen, halbblindeu Fensterscheiben vorüber.

„Sie sind nicht der, für den ich Sie gehalten habe,“ nahm der alte Fischer endlich wieder das Wort. „Es drückt mir auf der Seele, daß ich so schwere Verpflichtungen gegen den Mann habe, der meine Tochter so bitter gekränkt und beleidigt hat. Mensch, könnte ich noch meine beiden Arme rühren, wie sonst, ich hätte Ihnen jeden Knochen im Leibe zerschlagen, ehe ich solche Nichtswürdigkeiten ruhig mit anhörte!“

„Still, Vater, still!“ bat Bertha die Augen trocknend, „so darfst Du nicht reden; bedauern sollst Du ihn, und nicht auf ihn zornig sein, denn ehe noch viel Zeit vergeht, wird er bitter bereuen und beklagen, was er mir gesagt und angetan hat.“

Dabei heftete sie einen Blick innigsten Mitleids auf ihren Gatten.

„Ja Brumund,“ fing jetzt der alte Klauhorn langsam und bedächtig an, „ich muß Ihnen sagen, Nachbar, daß ich mich doch sehr wundern muß, Sie so unvernünftig zu finden. Nehmen Sie's nicht übel, Nachbar, aber meiner Meinung nach sind Sie diesmal im Unrecht.“

„Ja, ja, so wird's schon sein,“ erwiderte Cornelius bitter. „Es muß schon so sein, weil Ihr alle einstimmig gegen mich seid. Gott möge mir also verzeihen, wenn ich Dir zuviel getan habe, Bertha. Ich wollte mir gern und willig die Zunge aus dem Munde brennen lassen, wenn ich glauben könnte, Du hättest die Wahrheit gesprochen!“

„Was habe ich jemals getan, daß Du mich für solch eine Lügnerin hältst?“ rief die junge Frau heftig.

„Du hast mir verborgen, daß er heimgekehrt war, und Du hast mir gesagt, Du wünschtest, niemals meine Frau geworden zu sein.“

„Deine grausamen Reden haben mich dazu gezwungen. Ich sag's aber auch jetzt noch, besser wär's für uns beide gewesen, wäre ich bei dem geblieben, was ich von Anfang an für meine Pflicht hielt! Wahrlich, Du hast mich heute mit Deinen Reden so mißhandelt, daß ich fast wünschte, ich wäre gestern abend mit Radbod Falk in die weite Welt hinaus geflohen!“

Des Großbauern Flügel verzerrten sich.

„Haben Sie das gehört, Klauhorn?“ rief er kreischend. „Haben Sie's gehört, Linnewehrt?“ dann wendete er sich zu Bertha: „Das genügt — mehr brauchst Du nicht zu sagen!“

„Mehr werde ich auch nicht sagen,“ versetzte sie mit blitzenden Augen, „wenigstens nicht zu Dir. Ein Mann, der so gierig nach jedem Wort schnappt, das er gegen seine angehaute Frau kehren kann, wird ihr nun und nimmer Gerechtigkeit erweisen; und wenn ein Engel vom Himmel herunter käme, um ihre Treue und Rechtlichkeit gegen Dich zu verfechten!“

„Ich habe immer meine Pflicht gegen Dich getan —“

„Und ich die meine gegen Dich. Jetzt aber ist es zu Ende. Kein Wort zu meiner Verteidigung soll mehr über meine Lippen kommen. Obgleich ich heute Dein Haus verlasse, so kann ich doch meinen Kopf frei aufheben und allen Leuten ins Auge schauen, denn nichts durch meine Schuld bist Du fortan ein eheverlassener Mann. Wer mich kennt, der weiß, daß mich kein Tadel trifft, nach dem anderen aber frage ich nichts.“

„Nur noch ein Wort!“ rief er. „Sage mir, wo ich den Mann finde, der Dich mit dem Fuhrwerk abgeholt hat, und ich will zugeben, daß ich im Unrecht bin!“

„Was ich wußte, hast Du erfahren, und zwar die lautere Wahrheit, so wahr mir Gott helfe! Verlangst Du mehr, so wende Dich an andere. — Für die Liebe und Güte, die Du mir und den Meinen erwiesen hast, danke ich Dir; ich werde auch ferner Deiner gedenken, wie Du gewesen bist, ehe dieses

Unglück über uns kam. — Ein Grund stärker als meine Dankbarkeit zwingt mich dazu —“

„Du gibst mir also keinen Beweis?“

„Ich kann nicht mehr geben, als ich Dir schon gab.“

„Und das hätte Ihnen längst genug sein müssen,“ sagte Adam hart und trocken. „Wer aber blind ist, der kann eben nicht sehen. Wir ziehen heute noch aus Ihrem Hause, und so lange wir noch Hände haben, wollen wir Ihnen nichts mehr verdanken.“

„Sie mögen tun oder lassen, was Sie für richtig halten,“ versetzte Cornelius ingrimmig. „Ich werde mit Fortkamp, dem Advokaten, die nötigen Maßregeln treffen, durch welche die Frau, die meinen Namen trägt, vor jeglichem Mangel geschützt wird.“

„So lange ich arbeiten kann, werde ich von Dir nichts beanspruchen,“ sagte Bertha kalt. „Komm, Vater, wir haben uns hier schon viel zu lange aufgehalten.“

Der Fischer faßte seiner Tochter Arm.

„Ich bin noch in Ihrer Schuld, Großbauer,“ sagte er. „Mein Arm ist aber bald wieder gesund, und ich werde Tag und Nacht arbeiten, damit Sie auf Heller und Pfennig bezahlt werden — so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Leute, Leute!“ rief der alte Klauhorn, indem er die harten Hände zusammenschlug. „Seid Ihr denn alle unklug, die Alten wie die Jungen? So trennt man sich doch nicht! Kommen Sie, Brumund, Nachbar, sagen Sie, daß Ihr Zorn Ihnen leid tut und Sie nicht mehr an all das dumme Zeug denken wollen — und Sie, junge Frau, kommen Sie ihm ein wenig zu Hilfe und reichen Sie ihm die Hand!“

Cornelius hätte sich vielleicht bereit finden lassen, denn die Haltung und der Entschluß seiner Frau hatten ihn im tiefsten Innern ergriffen. Bertha aber trat einen Schritt zurück.

„Nein, Nachbar Klauhorn,“ sagte sie im gemessenen Tone; „Ihr Vorschlag ist gut und auch weise, aber meine Hand kann ich ihm erst reichen, wenn ich den überzeugenden Beweis habe, daß sein Gemüt so frei von Argwohn und Zweifeln gegen mich ist, wie an dem Tage unserer Verheiratung. Ich täte ihm und mir dadurch Unrecht, und ich will da keinen Flecken haben, wo kein Loch gewesen ist.“

„Mit meinem Wissen und Willen soll sie ihm niemals

wieder die Hand reichen, und wenn er sie auch auf den Knien um Verzeihung ansahlehte," sagte Adam fest und trozig, indem er Bertha zur Thür zog.

Cornelius stand mit gesenktem Haupt; die Arme hingen ihm schlaff am Leibe herab.

Auf der Schwelle wendete er sich um, da ließ sie plötzlich ihren Vater los und ging schnellen Schrittes noch einmal zu ihrem Gatten zurück.

"Ich kann Dich so nicht verlassen, Cornelius," flüsterte sie bebend, „ohne Dir zu sagen, daß ich jetzt, wo wir uns trennen müssen, erst weiß, wie sehr mein Herz an Dir hängt! Leb wohl!"

Er gab keine Antwort, weil ihm die Stimme versagte.

Sie berührte hastig seine Wange mit ihren Lippen und dann eilte sie aufschluchzend aus der Hütte.

Cornelius lehnte sich stöhnend gegen die Wand.

"Das hol doch aber der Teufel!" brummte Klauhorn in höchster Erregung. „So 'was hab' ich denn doch noch nicht erlebt, so alt ich geworden bin! Zwei Leute können sich vor Liebe zu einander kaum lassen, und doch machen sie sich gegenseitig so elend als möglich, bloß weil sie nicht den Mut haben, das erste Wort zu sprechen und zu sagen: „ich vergebe, und ich vergesse!““

Er schüttelte energisch den kahlen Kopf und stieß seinen Stock heftig auf den Fußboden. Dann kam ihm plötzlich eine neue Idee.

"Ich rufe sie zurück!" rief er.

Cornelius erhob die Hand und hielt ihn auf.

"Nicht doch," sagte er gebrochen. „Das nützt nichts. Lassen Sie sie gehen.“

"Das ist ja doch aber unerhört! Sie müssen doch noch zur richtigen Aussprache kommen!"

"Ich weiß nicht, wie das geschehen soll.“

"Na, dann will ich Ihnen einen anderen Vorschlag machen. Sie sind heute mein Gast auf meinem Hof und schlafen dort tüchtig aus. Hernach, morgen früh wird Ihr Kopf klarer sein, und dann können wir uns das Ding noch einmal in aller Ruhe überlegen.“

"Recht, Nachbar; ich bin einverstanden. Vorher aber muß ich auf dem Reederhof vorsprechen.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Noch volle zwei Stunden nach Klauhorns Weggang blieb Cornelius Brumund allein in der Hütte der Fischhändlerin. Welchen Grübeleien er während dieser Zeit nachhing, welche Schmerzen er litt, welche Beschlüsse er faßte und wieder verwarf — darüber müssen wir hier schweigen.

Bei alledem schwebte ihm nur ein bestimmtes Ziel vor: den Mann ausfindig zu machen, der Bertha die angebliche falsche Nachricht vom Huderhof gebracht haben sollte.

Dann kam Mine Pophusen zurück. Sie hatte Robert Spanhake aufgesucht, um von dem etwas über den Verbleib ihres Sohnes zu erfahren. Roberts Auskunft war nur von geringem Belang gewesen.

Außerdem hatte sie noch an verschiedenen Stellen vorgefragt, wo Gertje möglicherweise die Nacht zugebracht haben konnte; da sie aber nirgends Kunde erhielt, hatte sie nunmehr beschlossen, sich persönlich aufzumachen, die Spur des Verlorenen zu verfolgen und nicht eher zu ruhen, bis sie seiner habhaft geworden war.

Cornelius hatte auf sie gewartet, um sie über jenen Mann zu befragen.

„Wißt Ihr, ob Quense neue Leute auf dem Reederhof angenommen hat?“

„Davon ist mir nichts bewußt; die Leute, die im Herbst da waren, sind auch jetzt noch da.“

Seine weiteren Fragen beantwortete sie kurz und widerwillig. Sie war unfreundlich und zerstreut und zu sehr mit ihren Vorbereitungen beschäftigt; zudem nahm die Sorge um Gertje sie so ausschließlich in Anspruch, daß sie nicht einmal nach dem Verlauf der Zusammenkunft mit Bertha fragte.

Er wurde auf ihr ungewöhnliches Wesen erst aufmerksam, als sie einen altmodischen Sammethut zum Vorschein brachte und denselben aufsetzte. Seit Menschengedenken hatte Mine keinen Hut auf dem Kopfe gehabt, auch Brumund konnte sich nicht erinnern, sie jemals in einem solchen gesehen zu haben.

Jetzt gewährte er auch ihre von Schmerz zusammenge-

preßten Lippen, den Ausdruck fieberhafter Angst in ihrem Auge und die nervös bebenden Hände. Von jeher hatte es in seiner Natur gelegen, den Bedrängten beizuspringen, und gegenwärtig verlieh ihm sein eigenes Unglück ein um so schärferes Verständnis für das seiner Mitmenschen.

„Was ist Euch zugestoßen, Mine?“ fragte er. „Fehlt Euch etwas?“

„Ja, genug und zuviel,“ antwortete sie kurz und schroff. Sie hatte die unbestimmte Empfindung, als ob der Großbauer bis zu einem gewissen Grade für Gertjes Flucht verantwortlich sei.

„Sie brauchen sich nicht einzubilden, Brumund,“ fuhr sie fort, „daß Sie alles Unglück und Elend selber gepachtet haben; auch ich habe mein Teil gekriegt, und nicht wenig.“

„Was ist's denn?“

„Mein Gertje, der Dummkopf, ist mit Radbod Falk davongegangen, und Gott mag wissen, was dem armen Kind jetzt schon zugestoßen sein mag — Er muß besessen sein, sonst wäre er nicht auf solche Streiche verfallen!“

Und abwechselnd klagend und zornig scheltend kramte sie weiter in ihren Habseligkeiten herum.

„Was habt Ihr nun aber vor?“

„Ich will ihn suchen; der arme Junge kann unter Fremde geraten sein, die ihn verlachen und quälen und zu Tode ängstigen. Kann auch sein, daß er irgendwo hinter einem Deich oder einer Hecke liegt und vor Hunger und Kälte umkommt. Das fürchte ich noch am meisten, denn der Radbod hat ihm sicherlich längst anbefohlen nach Hause zu gehen. — Ach, mein armes Kind! Aber wart' nur, hab' ich Dich nur erst wieder beim Ohr, dann will ich Dir das Herumvagieren schon austreiben! Seiner Mutter solche Angst zu machen! Ach, mein armes, unglückliches, hilfloses Kind!“

„Ich wollte, ich könnte Euch helfen, Mine —“

„Danke Brumund. Ich weiß den Weg, den sie gegangen sind und werde ihn bald gefunden haben.“

„Braucht Ihr Geld? Ihr wißt nicht, was Ihr für Ausgaben haben werdet.“

„An Geld fehlt mir's nicht. Ich habe einen Notgroschen gespart für meinen Gertje, damit er nicht auf der Straße zu liegen braucht, wenn ich unter der Erde bin. Viel ist's nicht, und ich habe oft bitter gedarbt, um das Geld nicht an-

zugreifen, weil's doch ihm gehört und weil ich weiß, daß er trotzdem noch oft genug einen hungrigen Magen haben wird. Jetzt muß ich davon nehmen, aber um seinetwillen, und das macht einen Unterschied.“

„Brecht's nicht an, Mine, bewahrt's ihm auf. Da, nehmt —“

„Keinen Pfennig nehm' ich von Ihnen, Großbauer. Ihm können Sie's geben, wenn ich tot bin — ich schlage auch einen Extragroschen für die Fische nicht aus, wenn Sie mir den gönnen wollen — aber hierzu habe ich selber Geld. Ich leg's wieder zu — wenn ich ihn nur erst wieder hätte! Aber mir ist so schwer ums Herz, so schwer, als sollte ich meinen Gertje niemals wiedersehen — darum mache ich mir auch so wenig draus, von seinem Gelde zu nehmen.“

„Ihr werdet ihn schon finden; nur nicht den Mut verloren, Mine.“

„Ja, ja, ich bin ein altes Weib und rede allerlei dummes Zeug. Gewiß, ich werde ihn schon finden. Aber, da Sie doch so freundlich sind, Großbauer, wollen Sie mir versprechen, meinem armen Jungen ein Freund zu sein, wenn mir etwas zustößen sollte? Es kann ja sein, daß er heimkäme und ich fortbliebe.“

„Da meine Hand drauf, ich versprech's Ihnen.“

„Das ist mir lieber als Ihr Geld. Sehen Sie diesen Stein hier?“

Sie legte die Hand an die rauchgeschwärzte Hinterwand des Kamins.

„Ja, was ist's damit?“

„Dahinter steckt's. Wenn ich draußen unter dem Sande liege, und Gertje braucht seiner Mutter Hilfe, dann nehmen Sie den Stein heraus. Wollen Sie das nicht vergessen?“

„Ich will's nicht vergessen; ich hoffe aber, der Stein wird noch manches lange Jahr an seinem Platze bleiben.“

„Ich hoff's auch, aber ich bin jetzt doch ruhiger, wo ich das abgemacht weiß.“

Nachdem sie auf diese Weise gleichsam ihre letztwilligen Verfügungen getroffen hatte, machte sie sich auf die Reise. Die Abwartung und Verpflegung Peters, des Esels, band sie dem Nachbar Onken auf die Seele, der sich dieser Aufgabe auch bereitwillig unterzog.

Cornelius aber schlug den Weg nach dem Reederhof ein.

Der Abend war finster und stürmisch; Schneewolken jagten über das Firmament und ließen nur ab und zu ein vereinzeltes Sternlein durchblicken.

Schnell ausschreitend hatte er den Hof bald erreicht. In Quenses Zimmer war Licht, wie er durch einen Spalt im Fensterladen wahrnehmen konnte.

Er klopfte an die Haustür. Es verging eine lange Zeit, ehe man sich drinnen zum Oeffnen anschickte. Endlich rasfelten Schloß und Riegel, und Frau Siefken erschien auf der Schwelle. Die gute Dame sah rot und erregt aus und war augenscheinlich übler Laune.

Cornelius fragte nach Quense.

„Zu Hause ist er, aber der Kuckuck mag's wissen, ob Sie ihn zu sehen kriegen werden oder nicht,“ entgegnete sie mit einem kurzen Lachen, das Verachtung und Geringschätzung für ihren Herrn ausdrücken sollte. „Er ist seit heute morgen, wo ich ihm meine Meinung gesagt habe, wieder einmal gut im Zuge. Den ganzen Tag schon hält er sich eingeschlossen, ob er aber sein erwuchertes Geld zählt, oder was er sonst angibt, das kann ich Ihnen nicht sagen, denn er hat keine Seele zu sich hineingelassen.“

„Mich muß er einlassen, oder aber er kommt zu mir heraus,“ sagte Cornelius fest.

„Wenn er das tut, dann haben Sie mehr Glück als wir. Sogar das Essen hat er von mir nicht angenommen, das mußte ihm die Magd durch die Türritze schieben. Den Appetit hat ihm der freiwillige Arrest aber nicht verdorben, im Gegenteil, er hat soviel gegessen, wie drei Hofknechte kaum geschafft hätten.“

„Sagen Sie ihm gefälligst, daß ich ihn zu sprechen wünschte.“

„Gern, Herr Brumund, weil Sie's sind. Denn der Liese hat er streng anbefohlen, heute keinen Besuch vorzulassen — als ob ich auf einmal eine ganz nebensächliche Person geworden wäre! Ich bin aber auch die längste Zeit im Hause eines solchen Menschen gewesen, und wenn ich gehe, dann soll er erfahren, daß ich mehr von seinem lichtscheuen Tun und Treiben kenne, als er sich träumen läßt, und der Herr Pastor und die Kirchenältesten und auch alle die anderen Leute, denen er mit seiner Heuchelei die Augen verblendet hat, sol-

Ien ihn bald in seiner wahren Gestalt erkennen — dafür werde ich sorgen!“

Sie sagte dies mit so gellender Stimme, als läge ihr daran, daß auch Quense, dessen Thür sie sich inzwischen mit Brumund genähert hatte, seinen Teil davon zu hören bekäme.

Sie pochte mit ihren harten Fingern energisch an und meldete schrill und durchdringend des Großbauern Namen.

„Habe heute keine Zeit! Bin beschäftigt! Bin unwohl! Habe mich erkältet!“ lautete Quenses Antwort. Seiner Stimme fehlte heute der Märtyrerklang, von der gewöhnlichen sanften Freundlichkeit zeigte sich keine Spur.

„Soll ich Ihnen vielleicht Hustensirup bringen?“ höhnte Frau Siefken.

„Machen Sie, daß Sie fortkommen! Verstehen Sie mich? Sagen Sie ihm, er soll morgen wieder vorsprechen, morgen wird mir besser sein.“

„Haben Sie's gehört?“ wendete die erboste Dame sich an Cornelius, der hinter ihr stand.

Statt jeder Antwort pochte dieser jetzt selber.

„Machen Sie auf, Quense!“ rief er laut und befehlend. „Lassen Sie mich ein, oder kommen Sie heraus; ich habe mit Ihnen zu reden, und zwar auf der Stelle! Machen Sie auf, sonst breche ich die Thür ein!“

„So!“ rief der Reeder. „Also in seinem eigenen Hause hat man keine Ruhe, wird man bedroht und vergewaltigt! Das ist doch wahrhaftig wunderbar! Ich habe Ihnen ja sagen lassen, Sie möchten morgen wiederkommen! Ich kann Sie nicht empfangen, wenigstens nicht heute!“

Dabei hörte man deutlich das Schurren und Schuffeln leiser Tritte in dem Zimmer.

Cornelius stemmte die Schulter gegen die Thür.

„Ich zähle bis fünf — wenn Sie bis dahin nicht geöffnet haben, renne ich die Thür über den Haufen!“

Er machte eine Bewegung, die das Holzwerk laut erkrauchen und den Reeder erkennen ließ, daß er wohl im Stande war, die Drohung auszuführen. Dabei begann er langsam und laut zu zählen.

„Wollen Sie mich berauben und ermorden, Mann? Wollen Sie mir das Haus über den Kopf niederreißen? Das ist mir die rechte Art, einen rechtschaffenen und geachteten Mann

bei Nacht und Nebel zu besuchen! Meinen Sie, ich soll mir solch einen gewaltsamen Einbruch ruhig gefallen lassen? Auf's Gericht werde ich —“

„Dier!“ schrie Cornelius. „Aus dem Wege da drinnen!“

„Allmächtiger! Halt! Ich komme ja schon!“

„Fünf!“

Er raffte seine Kraft zusammen, um die Drohung zu verwirklichen — da flog die Thür auf und der Reeder stand vor ihm, ein Licht in der Hand, und auf seinem runzligen Gesicht den Ausdruck eines sanften, schmerzlich verletzten Duldergemüths.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Noch eine Sekunde, und Tischler und Schlosser hätten ein Stück Arbeit gekriegt, und vielleicht auch der Doktor, wenn Sie in der Nähe gewesen wären,“ sagte Cornelius kühl.

„Hören Sie, Herr Brumund,“ entgegnete Quense, „das muß ich sagen, so angenehm mir auch sonst Ihr Besuch jederzeit ist, so bin ich doch über Ihre gegenwärtige Aufführung recht sehr erstaunt! Wenn ich Sie nicht kennte, würde ich glauben, Sie hätten mehr getrunken, als Sie vertragen können; aber ich sehe, Sie sind ganz nüchtern.“

Er hielt das Licht in die Höhe und blinzelte den anderen forschend und argwöhnisch an; der hintere Teil des Zimmers lag dabei, durch seinen Schatten gedeckt, in Dunkelheit.

Seine Erscheinung war eine seltsame. Brumund hatte ihn vorher nie anders, als auf das sorgfältigste, wenn auch einfach gekleidet gesehen, recht wie es einem Manne von solider und ernster Gesinnung zukommt. Jetzt aber sah er geradezu verlottert aus; er trug keinen Rock, die Weste stand offen und zeigte ein sehr unsaubereres Hemd, und seine dünnen Haare schienen tagelang keine Bürste gespürt zu haben.

Sein gelbes Gesicht war noch fahler als sonst und die kleinen, unruhig funkelnden Augen lagen tief im Kopfe.

„Soll ich eintreten, oder wollen Sie herauskommen, oder sollen wir hier auf der Schwelle verhandeln?“ fragte Cornelius.

„Da Sie nun doch einmal da sind und durchaus mit mir reden wollen, so bitte ich, näher zu treten und Platz zu nehmen. Sie aber, Frau Siefken sind wohl so freundlich und bringen etwas heißes Wasser; Herr Brumund läßt sich vielleicht ein Gläschen Punsch gefallen.“

Frau Siefken rümpfte die Nase und entfernte sich; Cornelius trat ein und der Reeder schloß hinter ihm die Tür.

Das Zimmer befand sich in derselben Unordnung wie der Anzug des Hausherrn. Die Stühle standen kreuz und quer, der Tisch war dicht vor den Kamin gezogen und mit Rechnungsbüchern und allerlei Papieren und Dokumenten bedeckt, eine Ecke ausgenommen, auf der eine Flasche und ein Glas standen. Auf den Dielen, unter dem Fenster, gewahrte man allerlei Geschirr mit den Ueberresten des Mittagessens.

„Ich habe den ganzen Tag über angestrengt gearbeitet, wie Sie sich überzeugen können,“ sagte der Reeder, auf einen Stuhl deutend. „Ich bin etwas im Rückstand gewesen und mußte daher verschiedenes nachholen. Bei solchen Gelegenheiten bin ich dann gezwungen, meine Tür verschlossen zu halten, sonst fände ich vor der geschwähigen und zudringlichen Person der Frau Siefken keinen Augenblick Ruhe.“

Er hatte während dieser Erklärung seine gewohnte Fassung wieder erlangt. Gravitätisch nahm er eine Prise und hielt dann die Dose seinem Besucher hin, zum Beweise dafür, daß sein Edelmut schon wieder vergessen hatte, wie gewalttätig und rücksichtslos der Frieden seiner Häuslichkeit gestört worden war.

Cornelius aber stieß das Versöhnungszeichen zurück.

„Es tut mir leid, Sie in Ihrer interessanten Beschäftigung unterbrochen zu haben, sagte er trocken, „aber ich hatte keine Zeit zu verlieren, auch wußte ich, daß Sie mich entschuldigen würden, sobald Sie erführen, daß mir lediglich durch ein Wort von Ihnen eine große Last von der Seele genommen werden könnte.“

Der Reeder warf ihm einen schnellen, mißtrauischen Blick zu.

„Sie irrten sich nicht,“ versetzte er sanft. „Ich entschuldige wahrlich noch viel mehr und von Herzen gern, wenn ich Ihnen dadurch dienstlich sein könnte.“

„Wann haben Sie Radbod Falk zuletzt gesehen?“ fragte Cornelius.

Er glaubte wahrzunehmen, daß Quense plötzlich zusammenschreckte und einen verstohlenen Blick nach der Thür warf, die in den Nebenraum — sein Schlafzimmer — führte. Er konnte sich jedoch auch geirrt haben, denn die Antwort kam in durchaus unverändertem Ton und in gewohnter Gelassenheit.

„O, das ist aber doch wunderbar!“ — hier nahm er wieder eine große Prise. — „Es scheint wirklich, als wäre der Radbod gegenwärtig die wichtigste Persönlichkeit in ganz Friesland, und als hätte ich ihn außerdem noch an meinen Rockschoßen hängen. Alles kommt zu mir, um nach ihm zu fragen, und dabei fragt der Radbod selber so wenig nach mir.“

„Wann Sie ihn zuletzt gesehen haben, wollte ich wissen.“

„Ja, wann ist das gewesen? Lassen Sie mich einmal nachdenken — richtig, am Montag war's. Er hatte am Vormittag hergeschickt, um mich bitten zu lassen, ihm ein Pferd zu leihen, da er nach Altensiel wollte; nun machte es sich, daß ich zufällig dort auch ein Geschäft hatte, und so ließ ich anspannen und fuhr ihn persönlich hin. Er gedachte, sich dort nach einem ihm bekannten Schiffe umzutun, das nach Amerika gehen sollte.“

„Seitdem sahen Sie ihn nicht wieder?“

„Nein.“

„Dann haben Sie also gestern den Wagen nach Neuenkoop geschickt, nicht wahr?“

„Ich soll einen Wagen nach Neuenkoop geschickt haben? Zu welchem Zweck?“

„Um meine Frau nach dem Huderhof zu bringen.“

Der Reeder schaute anscheinend höchst erstaunt den Großbauern an.

„Aber, Mann!“ rief er dann, „wie sollte ich darauf kommen, Ihre Frau nach dem Huderhof bringen zu lassen, wo ja der ist, dem sie jetzt vor allen anderen am meisten aus dem Wege zu gehen hat?“

„Sie brauchen sich nicht zu verstellen, Quense,“ entgeg-

nete Cornelius mit einer Zuversichtlichkeit, von der er innerlich nicht allzuviel wußte. „Ich weiß alles; Sie haben den Wagen geschickt und dazu die Lügenbotschaft, um Ihre Bosheit gegen mich auszulassen.“

„Eine Lügenbotschaft?“

„Jawohl; Sie ließen ihr sagen, ich hätte mit Falk Streit gehabt und wäre dabei zu Schaden gekommen.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Meine Frau selber; denn trotz Ihrer Niederträchtigkeit, und meinetwegen auch Falks, ist sie doch wieder heimgekommen.“

„Herr Brumund — mir wollen Sie die Schuld aufbürden, mir, der ich Ihnen doch zuerst Radbods Rückkunft mittheilte, mir, der ich Sie darauf aufmerksam machte, daß er bereits Ihre Frau gesehen und gesprochen habe, und der ich Ihnen riet, auf dieselbe acht zu geben?“

Der Stich traf.

„Ja,“ rief Cornelius, den die Leidenschaft wieder übermannte, „Sie sind der Lügner und Verleumder gewesen, der mir den Verstand verdrehte und mich gegen die arme Frau aufhetzte, die so unschuldig ist, als Sie nichtswürdig und verworfen sind. Sie sind schuld an allem — Sie haben mich so weit gebracht, daß es ihr jetzt bitter Leid ist, mich jemals geheiratet zu haben! Wenn Sie mir jetzt nicht die reine Wahrheit sagen, dann pack ich Sie und schüttle Sie, bis Ihnen die schwarze Seele zum Halse hinausfährt! Danach haben Sie sich zu richten.“

Zuerst hatte er versucht, List gegen List zu setzen, jetzt aber stand er ohne Rüstung und Schild dem verschmitzten Gegner gegenüber.

Quense faltete die Hände über der silbernen Dose und schaute drein, wie die unschuldig gekränkte Freundschaft.

„Ich hatte mir gelobt, kein Wort über die Sache zu verlieren,“ begann er ruhig, „aber da Sie mich zur Nothwehr zwingen, so muß ich reden —“

„Ich warte darauf.“

„Zunächst will ich erwähnen, daß ich durch Robert Spanhake von allem, was gestern auf dem Huderhof vorgefallen ist, unterrichtet worden bin. Radbod Falk, der sich gegenwärtig wohl schon außer Landes befindet, ist ein junger Halunke, dem ich meinen Stock zu kosten gegeben haben würde, hätte

Ich ihn eher so gekannt, wie ich ihn jetzt kenne. Was Ihre Frau betrifft —“

„Nun?“

„Es widerstrebt mir —“

„Ein unrechtes Wort, und ich erwürge Sie!“ schrie Cornelius und ergriff den Alten am Halse.

„Mann! — Um Gottes willen!“ gurgelte Quense, indem er sich den eisernen Fäusten des Großbauern zu entwinden mühte. „Ich sage Ihnen ja, es widerstrebt mir — ich rede ja kein Sterbenswörtchen gegen Ihre Frau, und Sie mißhandeln mich schon, als wenn ich keinen guten Faden mehr an ihr gelassen hätte!“

„Weiter!“ sagte Cornelius dumpf, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit seinen Sitz wieder einnehmend. Er hatte sich wieder hinreißen lassen und schämte sich dessen.

Der Reeder schnappte eine Minute lang nach Atem, nahm zur Stärkung eine Prise und fuhr fort:

„Nicht von jedem ließe ich mir solch eine Behandlung gefallen, noch dazu in meinem eigenen Hause; aber ich kenne Ihre Lage und Ihre Stimmung und bemitleide Sie.“

Cornelius biß die Zähne zusammen bei diesem neuen Stich; das spottende Bedauern dieses schnöden, alten Sünders war schwerer zu ertragen, als der Hohn eines ehrlichen Mannes.

„Tod und Verdammnis! Weiter, sag' ich!“

„Besonders höflich sind Sie nicht, um mich schonend auszudrücken; jeder andere würde Ihnen die Thür weisen. Aber wie gesagt, ich weiß Rücksichten zu nehmen. — Der Rabbod also ließ sich das Fuhrwerk von mir; ich wußte nicht, zu welchem Zweck, sonst hätte er's nicht erhalten. Jetzt ist mir die Sache allerdings klar. Ich enthalte mich jeder Meinung darüber, ob Ihre Frau damit einverstanden war oder ob nicht, aber ich bin überzeugt, daß er sie entführen und an Bord des Schiffes bringen wollte, das am folgenden Tage, also heute, nach Amerika abgehen sollte. Das Unwetter wird sie auf dem Huderhof zurückgehalten haben; dann kamen Sie dazu und vereitelten den Plan.“

„Wer ist der Mann gewesen, der den Wagen fuhr?“

„Mein Knecht Ocke brachte das Fuhrwerk nach dem Huderhof und ließ es da. Ich werde ihn rufen lassen. Sie können ihn selber fragen.“

Er hinkte zur Thür, öffnete sie und rief nach der Magd Liese. Dieselbe kam herbei, und er befahl ihr, den Knecht Ocke herein zu schicken.

Dieser Ocke, der bald darauf eintrat, war ein großer, ungelenker, stumpf dreinschauender Mensch, den Cornelius sich nicht entsann, früher schon gesehen zu haben. Auf des Großbauern Befragen sagte er aus, daß er das Fuhrwerk bis über das Wasser unterhalb des Huderhofes gebracht habe; dort sei Falk mit noch einem anderen Mann gekommen und habe ihn nach Hause geschickt. Das Fuhrwerk sei dageblieben, weiter wisse er nichts.

„Wie hat denn der Mann ausgesehen, den Du bei Falk getroffen hast?“ examinierte Quense.

„Der war ungefähr von meiner Größe und hatte einen braunen Flausrock an und eine Pelzmütze auf.“

„Würdest Du ihn wohl wieder erkennen?“

„O ja.“

„Gut, Ocke; Du kannst gehen.“

Der Mann schob hinaus, schneller, als er hereingekommen war, als ob er froh wäre, mit der Sache durch zu sein.

Cornelius saß mit aufgestütztem Kopfe. Der Reeder leistete sich selbstzufrieden eine Priese. Dann nahm er wieder das Wort.

„Wenn Sie mir nun gerecht werden wollen, Brumund,“ sagte er, „dann müssen Sie zugeben, daß ich Ihnen alle Auskunft gewährte, die in meiner Macht lag! vergessen Sie auch nicht: ich warnte vor dergleichen schon am ersten Tage.“

„Das haben Sie getan, Quense; ich aber wußte Ihnen wenig Dank dafür. Ich wollte, ich hätte Ihre Warnung beachtet — obgleich das auch wenig geändert hätte . . . Wann kam das Fuhrwerk zurück?“

„O, das habe ich ganz vergessen zu fragen; übrigens, wenn ich mich nicht sehr täusche, dann ist's noch immer nicht da. Wollen wir den Ocke noch einmal rufen?“

„Das ist nicht nötig. Ich weiß nun, was ich wissen wollte.“

„Wir haben noch nicht festgestellt, wer mit dem Fuhrwerk nach Neuenkoop gekommen ist.“

„Das kann nur der Mann im Flausrock gewesen sein.“

„Ohne Zweifel, und ich glaube, daß ich Sie auf dessen Fährte bringen kann.“

Cornelius blickte auf, jedoch wie abwesend; seine Gedanken weilten bei Bertha.

„Ja,“ nickte Quense. „Der braune Flausrock erinnert mich an den Stallknecht im „Goldenen Haring“ — Sie kennen das Wirthshaus, es liegt eine halbe Stunde diesseits von Altenstel. Mit diesem Stallknecht hatte Falk eine längere Unterredung, als wir am Montag heimfuhren.“

„Ich will sehen, ob ich ihn morgen sprechen kann. Noch eins wollte ich Sie fragen. Morgen verlasse ich diese Gegend, und ich weiß nicht, ob und wann ich zurückkehren werde. Für meinen Hof habe ich einen Wirthschafter, da sind aber noch die Ländereien, die ich von Ihnen in Pacht halte. Würden Sie mir soweit entgegenkommen, die Kontrakte zu annullieren?“

„Mein lieber Brumund, Ihr Wunsch ist mir Befehl,“ entgegnete der Reeder mit seinem liebenswürdigsten Wesen. „Andererseits aber gestehe ich, daß ich einen so pünktlichen Pachtzahler nur mit dem größten Bedauern verliere.“

„Dann dank' ich Ihnen. Gute Nacht.“

„Trinken Sie noch ein Gläschen mit mir, ehe Sie gehen, es wird Ihnen gut tun. — Nicht? Nun, wie Sie wollen. Aber reichen Sie mir wenigstens die Hand. Mir war immer daran gelegen, Ihr Freund zu sein.“

„Meinetwegen. In dieser Welt sehen wir uns wahrscheinlich nicht wieder, und für die nächste ist auch wenig Aussicht.“

„Immer derselbe!“ seufzte der Reeder. „Na, dann hilft's nichts. Ich wünsche Ihnen alles Gute. Gehen Sie mit Gott.“

„Wer Sie nicht kennt, muß Sie für die christliche Liebe in Person halten — Ihren Redensarten nach.“

„Ich kenne meine eigenen Fehler und Sünden und habe gelernt, die meiner Mitmenschen schonend zu beurteilen. Aber lassen wir das. — Wenn der Stallknecht im „Goldenen Haring“ der Gesuchte sein sollte, wollen Sie mich dann davon in Kenntniss setzen?“

„Gewiß. Ihr Knecht Ode kann mich zu dem Zweck morgen früh bis dorthin begleiten, wenn's Ihnen recht ist.“

„Wie Sie wünschen.“

„Ich finde den Mann, früher oder später, verlassen Sie sich darauf; und ich will nur hoffen, daß Sie mit der Sache

wirklich so wenig zu schaffen gehabt haben, als es jetzt den Anschein hat.“

„Aber Mann! Was sollte mir's nützen, zwischen Ihnen und Ihrer lieben Frau Unfrieden zu stiften?“

„Je nun, wer weiß.“

„Wahrlich, Brumund, Sie setzen meine Geduld und Langmut auf eine harte Probe! Aber das gehört ja wohl zu den mir vom Herrn bestimmte Prüfungen.“

Er langte nach der Dose und beschwichtigte seine tugendhafte Entrüstung durch eine ausgiebige Priese.

„Sollte ich Ihnen unrecht getan haben, Quense, so spreche ich Ihnen hiermit mein Bedauern aus. Mehr kann ich nicht tun.“

Cornelius schlug die Thür hinter sich zu und ging in die Nacht hinaus. Nach wie vor tobte in seiner Brust ein Sturm widerstreitender Empfindungen.

Die Qualen, die er durchlebte, würden manchem vielleicht nicht ganz verständlich gewesen sein, da die Sache anscheinend so einfach lag. Es kam dabei aber zunnächst die eifersüchtige, elementare Liebe in Betracht, mit der sein ganzes Herz an Bertha hing, dann das Bewußtsein der Ungleichheit ihres beiderseitigen Alters, und schließlich seine überaus leidenschaftliche Natur, die nicht nur durch eine Reihe unglücklicher Zufälligkeiten, sondern auch, und ganz besonders, durch die hämischen und nichtswürdigen Einflüsterungen des alten Quense in die höchste Erregung versetzt worden war. In dieser Wirrnis, diesem Nebel leidenschaftlicher Verblendung tastete der offene, ehrliche Charakter des Mannes hilflos nach einem Ausweg, nach Licht und Gerechtigkeit. — Wer alles dies erwog, mußte seine innere Not wenigstens zum Theil verstehen, seine Schwäche und seine Irrtümer aber verzeihlich finden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Großbauer hatte längst den Hof verlassen, und noch immer stand der Reeder in der Mitte des Zimmers und schaute, blinzeln und gedankenvoll auf seine Dose klopfend nach der Thür. Seine Gedanken mochten nicht die freundlichsten sein, denn er nagte ingrimmig an der Unterlippe und seine farblosen Augenbrauen waren so finster zusammengezogen, daß sein ganzes Gesicht nur aus lauter Runzeln zu bestehen schien. Er stopfte seine Nase mehrmals ganz voll Schnupftabak, ohne dadurch auch nur eine einzige Runzel beseitigen zu können.

Seine böse Laune überwältigte ihn schließlich dermaßen, daß er ganz vergaß, was ihm als Kirchenältester ziemte, und einen lauten Fluch ausstieß.

„Verdammt und verbrannt soll's sein!“ rief er grimmig.

„Oha, nein, lieber trinken wir's aus — Fardohmi!“

Erschrocken drehte Quense sich um und gewährte Ivan Karrach, der am Tische stand und gemächlich den Inhalt des eingeschenkten Glases hinuntergoß.

„Seid Ihr schon wieder am Saufen? Ich wollte, der Schnaps verbrennte Euch bei lebendigem Leibe! Ihr allein seid daran Schuld, daß ich jetzt in einer Patsche sitze, in der ich nicht ein noch aus weiß!“

„Grämt Euch deswegen nicht, Quense. — Wenn Ihr nicht raus könnt, dann bleibt Ihr eben drin, das ist doch einfach!“

Der Reeder zitterte vor Wut; er erhob die geballte Faust gegen den Schiffer, dessen rollende Stieraugen ihn mit dem äußersten Gleichmut von oben bis unten maßen.

„Ich hätte nicht übel Lust, mich heraus zu machen und Euch allein drin sitzen zu lassen, Ihr dickköpfige Bestie!“ schrie der Alte giftig.

Karrach nahm davon nicht mehr Notiz, als wenn eine Fliege gegen seine Jacke geflogen wäre.

„Ihr werdet Euch noch besinnen,“ versetzte er. „Wir beide müssen immer beisammen sein, bei der Flasche oder im Zuchthaus. Gleiche Brüder, gleiche Kappen, das wißt Ihr so gut wie ich.“

„Wollt Ihr Euer Maul halten, Ihr blödsinniger Narr? Wie durftet Ihr Euch unterstehen, hier herein zu kommen, ehe ich Euch rief?“

„Ich hörte den anderen weggehen und außerdem war mir die Kehle schon wieder trocken.“

„Das hätte ich mir denken können — Ihr würdet die See aussaufen, wenn sie voll Schnaps wäre!“

„Oha! Das wäre fein — fardohmi!“

Die Augen rollten ihm fast aus dem Kopfe bei diesem überwältigenden Gedanken.

Der Reeder hinkte zu seinem Sessel und ließ sich erschöpft hineinfallen. Sein Körper sank zusammen, die Arme hingen schlaff über die Lehnen, die blinzeln den Augen aber hielt er unverwandt auf den Schiffer gerichtet, der sich in aller Ruhe an den Tisch gesetzt hatte und in kurzen Zwischenräumen immer wieder das Glas füllte.

Die Wut des alten Mannes war verraucht, hatte aber eine griesgrämige Mißlaunigkeit zurückgelassen, die er durchaus nicht verbar. Fast schien es, als beneidete er seinen Genossen und dessen stumpfe Gleichgültigkeit, auf die nichts einen Eindruck machen konnte.

„Ich glaube, Karrach,“ bemerkte er nach einer Weile, „wenn da eine Bombe vor Euch niederfiel, Ihr würdet Euch nicht dazu bequemen, ihr aus dem Wege zu gehen.“

„Weiß nicht,“ lautete die gleichmütige Antwort.

„Dann wißt Ihr auch wohl nicht, daß eine Bombe mit brennendem Zunder dicht vor Euch liegt?“ fuhr Quense gereizt fort.

Karrach rollte seine Augen zuerst über den Fußboden, dann über seinen Reeder.

„Ich sehe nichts.“

„Ihr seht nichts, aber Ihr werdet es gewahr werden, und zwar sehr bald. Wißt Ihr, was Eure stiermäßige Dummheit Euch eintragen wird?“

„Ne, noch nicht; ich möcht's aber wohl erfahren. Ich bin immer dabei, wenn ich von was Einträglichem höre.“

„Laßt das Geschwäg, Mann — das Schafott wird sie Euch eintragen!“

Karrach saß unbewegt.

Es entstand eine lange Pause; der Reeder saß in Grübeleien versunken, der Schiffer aber trank Glas auf Glas, ohne

daß eine Veränderung in seinem Benehmen bemerkbar wurde. Als die Flasche leer war, schob er sie grunzend seinem Wirte zu, als Zeichen, daß er eine neue Füllung für nötig erachtete. Quense tat jedoch, als merke er nichts. Der Schiffer grunzte noch einmal, lauter und deutlicher als zuvor; als aber auch diese Mahnung ohne Erfolg blieb, da machte er sich verständlicher.

„Der Buddel ist leer,“ knurrte er, „leer und trocken. Ein trockner Buddel macht 'ne trockne Kehle; 'ne trockne Kehle aber macht mißvergnügte Leute.“

Quense warf einen Blick voll Abscheu und Widerwillen auf seinen Gast. Man sah ihm an, daß er die Flasche lieber an dessen dicken Schädel geworfen, als frisch gefüllt hätte. Er unterdrückte jedoch dieses Verlangen, stand langsam und seufzend auf und goß aus einem Steinkrüge, den er aus einem Wandschrank nahm, die Flasche wieder voll.

Dann stellte er den Buddel auf den Tisch, ließ ihn jedoch nicht eher aus der Hand, bis Karrach zur Thür gegangen war und das Schlüsselloch mit seiner Mütze verhängen hatte, so daß kein Unberufener hereinlugen konnte. Er hatte sich inzwischen wieder so weit beherrscht und beruhigt, daß er imstande war, in seiner gewöhnlichen Weise die Verhandlungen mit seinem Genossen fortzusetzen.

„Hört mir zu, Karrach,“ begann er, nachdem er noch mit vieler Umständlichkeit eine Besänftigungsprise genommen hatte, „hört mir zu, ich will ganz offen gegen Euch sein.“

„Oha, da bin ich neugierig. Ich dachte, Ihr könntet gar nicht offen sein.“

„Wartet s ab. Zunächst will ich Euch daran erinnern, was Ihr wart, als ich Euch ausgriff — ein zerlumpter Daga-bund, der sich unten am Hasen herumtrieb, um sein bißchen Futter zu verdienen, wie's gerade ging; und oft genug gab's überhaupt kein Futter. Da nahm ich mich Eurer an; ich kleidete Euch, brachte Euch an Bord von einem meiner Fahrzeuge unter und beförderte Euch, je nach Euren Fähigkeiten und Eurer Dankbarkeit, bis Ihr meine rechte Hand und der Kapitän meiner besten Brigg wurdet. Ist's nicht so?“

„Oha, Mann, ja so ist s. Ich wurde Eure rechte Hand, weil Ihr keinen fandet, der Euch besser helfen und selber besser das Maul halten konnte. Ihr habt mich aber nicht aus Mitleid am Hasen aufgegriffen, sondern aus Furcht — weil ich

zu Euch kam und Euch den Schädel einzuschlagen drohte, weil ich Euch dem Gericht anzeigen wollte — denn Ihr hattet ein armes Frauenzimmer schändlich betrogen. Ja, so ist's gewesen und nicht anders — fardohmi!“

Während dieser ungewöhnlich langen, ohne jede Aufregung gesprochenen Rede hatte Karrach drei Gläser Schnaps eingeschenkt und ausgetrunken.

Der Reeder mußte heute abend sehr nervös sein, sonst hätte sein Gesicht sich nicht so verzerren können, während er zuhörte. Trotzdem war seine Entgegnung so mild wie sonst.

„Ach ja!“ seufzte er. „Die Undankbarkeit des menschlichen Herzens ist wirklich etwas tief Trauriges! Hier sitzt nun der Mann, den ich von einem Bettler zu einem Kapitän meiner Schiffe gemacht habe, und derselbe Mann kommt jetzt in meinen alten Tagen und beschuldigt mich, ihm nur aus Eigennuß und Gewinnsucht beigekommen zu haben! Ich erinnerte Euch an die Vergangenheit, um Euch bescheiden und demütig zu machen, ich sehe jedoch leider, daß Ihr von der rechten christlichen Denkweise noch weiter entfernt seid, als ich dachte.“

„Saget Ihr nicht, Ihr wolltet 'mal offen gegen mich sein?“

„Ja, das will ich auch; ein Zurückgreifen auf die Vergangenheit scheint aber keine Wirkung auf Euch zu haben.“

„O doch — ich frage mich dabei, was Ihr wohl in Zukunft ohne mich beginnen wolltet.“

„Mann, ich wünschte, ich hätte Euch nie gesehen; dann wäre mir heute abend ruhiger zu Sinne!“

„Ganz ähnlich habe auch ich schon öfter gedacht. — Wann wollt Ihr denn nun aber anfangen, offen zu sein?“

Der Reeder hatte Mühe, einen Wutausbruch niederzukämpfen; er begann einzusehen, daß der Schiffer ihn, bei all seinem Stumpfsinn und seiner Trunkenheit, vollständig durchschaute.

„Ich wollte, Ihr läget ersoffen auf dem Grunde der Nordsee!“ rief er knirschend.

„Das glaube ich Euch; na, es scheint ja, als sollt's nun mit der Offenheit losgehen.“

„Haltet Euer Maul und merkt, was ich Euch zu sagen habe. Ihr wißt, ich bin kein Freund von Gewaltmaßregeln, die einen mit dem Gesetz in Konflikt bringen können; meine

Erfahrung hat mich gelehrt, daß alles auf dieser Welt durch beharrliche Klugheit und das geschickte Ausnützen jeder sich darbietenden Gelegenheit zu erreichen ist. An solchen Gelegenheiten aber fehlt es einem Menschen, der seinen Witz beisammen hat, niemals. Es ist merkwürdig, wie einem das Glück in die Hand fliegt, wenn man die Hand nur offen hält. Dann kann man auch einem Freunde beistehen oder einen Feind beseitigen, je nachdem. Die Hauptsache ist der Erfolg; hat man den, dann kommt es wenig darauf an, ob die Leute erfahren, wie man ihn erlangte. Das ist meine Erfahrung; Ihr wißt, daß ich stets daraus Nutzen zog, ausgenommen, wenn ich töricht genug war, Euch mit meinen Plänen bekannt zu machen.“

„Ja, und seine Pläne sind's gewesen, das muß man sagen; ich aber habe sie ausführen müssen.“

„Leider! Jeder Narr hätt's besser gemacht. Bei dem Geschäft mit der Brigg haben Euch zwei Leute auf die Finger gesehen, und die wußten nun alles, von Anfang bis zu Ende, als ob Ihr ihnen den ganzen Plan haarklein erzählt hättet.“

„Wie konnte ich wissen, daß es ihrer zwei waren? Einen hatte ich in Verdacht, und den habe ich nach China segeln lassen konnte ich mehr tun?“

„Ihr fragt noch? Als der zweite auftauchte, und als mein Plan sich gut anließ — besser noch, als ich erwarten konnte — da konntet Ihr die Sache nicht ruhigen Gang gehen lassen, sondern mußtet Euch hineinmengen und eine Gefahr über uns heraufbeschwören, die nicht eher vorüberziehen wird, bis Ihr entweder ebenfalls in China oder beim Teufel seid, wo, ist mir gleich, wenn Ihr nur für immer wegbleibt.“

„China wäre mir vorläufig lieber, denn der Teufel kriegt uns später doch, Euch wie mich.“

„Dann sputet Euch aber, daß Ihr fortkommt, sonst könnte Euch der Teufel doch noch früher holen, als Euch lieb ist.“

„O, mir ist's recht, ich gehe auf der Stelle, sowie ich den Schoner habe und tausend Taler bar Geld dazu. Bin ich erst an Bord, dann können die Polizisten und Gendarmen mir nachpfeifen.“

Der Reeder beugte sich über ein auf dem Tische liegendes Kontobuch. Er blätterte hastig darin herum, bis er die gesuchte Seite gefunden hatte, dann griff er nach der Brille,

setzte sich dieselbe auf die Nase und überflog die eingetragenen Posten.

„Don tausend Talern kann gar nicht die Rede sein, nicht einmal von fünfhundert.“

„Auch gut, dann bleibe ich hier und bin nach wie vor Euer lieber und guter Freund.“

Und Karrach leerte ein frisches Glas, wie um diese Freundschaft damit zu bekräftigen.

Hestig schlug Quense das Buch zu; er kniff die Lippen aufeinander, als sei er fest entschlossen, keinen Schritt weiter zu gehen und der Sache ein Ende zu machen. Dann wendete er sich ab und griff nach seiner Trösterin, der Dose. Dieselbe schien sich diesmal wirklich auch als solche zu bewähren, denn als er endlich wieder das Wort ergriff, war seine Stimme ganz sanft und freundlich.

„Ich sehe schon, wir kommen zu keiner Einigung, Karrach,“ sagte er. „Nach all der Arbeit, die mir das Durchsehen der Bücher verursacht hat, tut mir dies leid. Aber folgt nur immerhin Eurem eigenen Kopfe. Was auch daraus entstehen möge, für Euch wird's schlimmer als für mich. An mir soll's nicht liegen, wenn wir uns nicht noch verständigen, ehe es zu spät ist . . . Ist die Flasche schon wieder leer? Ich will Euch heute nicht darben lassen, Ivan, denn ich fürchte, Ihr werdet nicht mehr viel Schnaps trinken, weder hier noch anderswo, es müßte denn sein, daß der Teufel in der Hölle jetzt die Schnapsbrennerei betreibt.“

Er füllte die Flasche aus dem Steinkrüge; dann rückte er den Sessel an den Kamin heran, setzte sich, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und streckte die gespreizten Hände der warmen Glut entgegen. Er trug jetzt dieselbe stoische Ruhe zur Schau, wie sein Gefährte, den er unverwandt von der Seite beobachtete.

Die Flasche stand auf dem Tisch, aber Karrach zögerte, sich derselben zu bedienen — vielleicht zum erstenmal in seinem Leben. Seine hervorquellenden Augen rollten langsam von der Flasche zum Reeder und wieder zurück, als dämmerte in seinem umnebelten Gehirn der Gedanke, daß die neue Füllung mit den Plänen des letzteren in irgend welcher Verbindung stehen müsse. Er wiegte den dicken Kopf nachdenklich hin und her, schließlich aber gewann sein unstillbarer Durst

über alle Erwägungen die Oberhand. Er schenkte ein und trank.

Schweigend und lauernd saß der andere und erwärmte sich die Hände. Schweigend und stumpf trank Karrach Glas auf Glas, bis die Flasche wieder halb geleert und gleichzeitig das Licht beinahe niedergebrannt war.

„Wie denkt Ihr also?“ kam es endlich gurgelnd und nur halb verständlich aus der Kehle des Schiffers.

„Ich? O, Ihr wißt ja.“

„Was wollt Ihr mir geben, wenn ich gehe?“

„Es nützt nichts, darüber noch zu reden; Ihr wollt ja doch keine Vernunft annehmen und verlangt mehr, als ich leisten kann.“

„Macht Euer Gebot, dann wollen wir sehen.“

Der Reeder drehte sich mit einem Ruck um und schaute dem Schiffer ins Auge.

„Ich will Euch 'was sagen: der Schoner steckt Euch in der Nase, wie ich sehe; nun gut, Ihr sollt ihn haben, obgleich er mich einen Berg Geld gekostet hat. Außerdem gebe ich Euch fünfhundert Taler, vorausgesetzt, daß Ihr fortgeht und mir vorher das Papier da als Quittung unterschreibt.“

„Fünfhundert Taler bar?“

„Fünfhundert Taler bar.“

„Was steht auf dem Papier geschrieben?“

„Nichts als eine Anerkenntnis verschiedener Dinge, wodurch ich in die Lage komme, Euch dem Gericht zu überliefern, sofern Ihr Euch noch einmal in dieser Gegend blicken läßt.“

„Laßt sehen.“

Das Papier, ein dicht beschriebener Foliobogen, wurde ihm zugeschoben. Er nahm es verkehrt auf und starrte die Schrift an, den Kopf bald nach rechts und bald nach links neigend; er ward dadurch doch um kein Haar klüger, aus dem einfachen Grunde, weil er Geschriebenes nicht lesen konnte.

„Da ist 'ne Masse Zeug drauf,“ grunzte er.

„Dergleichen Dinge werden eben in dieser Form aufgesetzt.“

„Wann kriege ich das Geld?“

„Hebermorgen.“

„Gut. Besorgt mir die Schiffspapiere, daß ich in Altenfiel ausklariere kann. Dann bringe ich den Schoner nach hier herum und lege ihn draußen beim Robbensand vor Anker

— übermorgen abend. Darauf kommt Ihr mit dem Geld und ich setze meine drei Kreuze unter das Papier, wie sich's gehört. Ja, und ich will in Branntwein ersaufen, wenn Ihr hernach den Ivan Karrach jemals wieder vor Augen kriegt. Fardohmi!"

Dreißigstes Kapitel.

Bertha und ihr Vater hatten sich in dem Fuhrwerk, mit dem sie von Neuenkoop gekommen waren, wieder langsam auf den Rückweg gemacht. Klauhorn erwartete sie an einer Straßenecke; sie nahmen ihn auf und fuhren weiter.

Der Zorn des alten Fischers war groß und anhaltend. Er schalt und schimpfte auf den Großbauern und konnte sich nicht mäßigen. Ueber Bertha dagegen war eine Ruhe gekommen, die sie während der ganzen verfloffenen Woche nicht gekannt hatte.

Man hatte sie geschmäht und schwer beschuldigt; man hatte sie mit unverdienten Vorwürfen überhäuft, bis sie beinahe um ihren Verstand gekommen war: jetzt hatte sich die natürliche Reaktion eingestellt. Sie wollte durch ihr ferneres Leben den Beweis liefern, daß ihr ein schreiendes Unrecht widerfahren war; nie aber wollte sie sich wieder so erniedrigen, auch nur ein Wort zu ihrer Verteidigung zu verlieren.

An den Gatten dachte sie mehr in Kummer als in Zorn. Trotzdem war sie fest entschlossen, unter keinen Umständen zu ihm zurückzukehren. Wenn Krankheit oder sonst ein Unglück ihn heimsuchte, dann wollte sie ihm jegliche Hilfe leisten, die in ihren Kräften stünde — sie hatte einen geheimen Beweggrund zu diesem Vorsatz — aber niemals wieder würde sie als sein Weib mit ihm unter einem Dache wohnen.

Adam Linnewehrt drängte zu einem sofortigen Verlassen ihrer bisherigen Wohnung auf Neuenkoop; Bertha hätte ihm gern zugestimmt, allein sie wußte, daß sich dies nicht überstürzen ließ.

„Gleich heute abend ziehen wir aus!“ rief der hitzköpfige Fischer.

„Nicht doch, Vater,“ entgegnete sie. „Wie sollen wir heute abend noch alles beschicken, was notwendig ist?“

„Was? Kannst Du nach dem, was er Dir gesagt hat, daran denken, noch länger unter seinem Dache zu bleiben?“

„Nein, Vater, nicht einen Augenblick länger, als nötig ist. Wir können doch aber mit der Mutter nicht in aller Nacht fortziehen, ohne zu wissen, wohin. Außerdem muß ich doch alles in Ordnung bringen und die Wirtschaft einer zuverlässigen Person übergeben, die aus der Abwesenheit des Herrn keinen Vorteil zu ziehen sucht. Ich will nicht davonlaufen und alles im Stich lassen, als wäre ich wirklich so schuldig, wie er mich hinstellt. Ich meine, daß ich bis zuletzt als seine Frau meine Pflicht tun muß. Wir können auch erst fort, wenn wir wissen, wo wir die Mutter unterbringen.“

„Wir ziehen wieder in unser altes Haus.“

„Du wirst Dich morgen erst erkundigen müssen, ob es noch frei ist.“

Adam murrte, der alte Klauhorn aber unterbrach ihn.

„Mir scheint, sagte er, „die Großbäuerin faßt die Sache mit gesundem Menschenverstand auf. Noch richtiger wär's ja, meiner Ansicht nach, sie bliebe ruhig auf dem Hofe, bis Brumund wieder zur Besinnung gekommen ist — denn gegenwärtig hat er keine Besinnung, sonst würde er nicht solche Reden geführt haben.“

„Das kann ich nicht, Nachbar.“

„Und sie soll's auch nicht — und müßte ich sie mit Gewalt aus dem Hause schleppen!“ grollte Adam finster. „So lange ich am Leben bin, soll niemand meiner Tochter nachsagen, daß sie bei einem Menschen geblieben ist, der uns alle in Schande gebracht hat.“

Der Gedanke, daß er es gewesen war, der Bertha am meisten zu dieser Heirat gedrängt hatte, machte seinen Zorn noch bitterer. Wie war er auf diesen Schwiegersohn so stolz gewesen! Wie stolz auch auf seiner Tochter schönes Heim! Jetzt war dieser Stolz gedemütigt — mehr als das — in den Kot getreten; er fühlte sich persönlich geschmäht und beleidigt. Geachtet und geehrt war er bisher unter seinen Mitbürgern einhergegangen, jetzt aber in seinem hohen Alter hatte man ihm einen Makel zugefügt, ihm die Ehre besudelt . . .

Zu Hause angelangt, fanden sie die Mutter in einem Besorgnis erregenden Zustande; die arme Frau war von den unbestimmten Gerüchten über das Vorgefallene so ergriffen worden, daß Bertha die ganze Nacht an ihrem Bette wachen mußte.

Man hielt es für geraten, der Leidenden den wahren Sachverhalt zu verschweigen; selbst Adam fand bei dem Anblick ihres bleichen, abgezehrten Gesichtes nicht den Mut, in ihrer Gegenwart den bevorstehenden Auszug zu erwähnen.

Im Städtchen hatte sich inzwischen die Kunde von dem Zerwürfniß zwischen dem Großbauern und seiner Frau wie ein Lauffeuer verbreitet, und der Stadtklatsch verfehlte nicht, die Tatsachen nach Kräften zu übertreiben und zu entstellen. Auch ins Pastorhaus fand er seinen Weg.

Man wird sich erinnern, daß an dem Morgen, an welchem Radbod Falk das gastliche Dach des Pastorhauses in solcher Ueberstürzung verlassen hatte, der ehrwürdige Seelenhirt in eigener Person auf die Suche nach dem Flüchtling gegangen war. Einer Vermutung folgend, hatte er sich nach Neuenkoop begeben und hier die junge Hausfrau gesprochen. Mit Beifall vernahm er den von ihr und Falk gefaßten Entschluß und meinte nur, daß die Sache hierdurch das einzig richtige Ende gefunden habe.

Um so mehr war er erstaunt und betroffen, als ihm jetzt die Nachricht von dem unseligen Zwist der Eheleute zu Ohren kam. Ohne Zögern machte er sich auf und eilte nach Neuenkoop.

Bertha empfing ihn mit Freuden, indem sie sogleich an den wohlthätigen Einfluß dachte, den die Gegenwart des braven Pastors auf die Mutter ausüben würde. Ehe dieser sich jedoch zu der Kranken begab, verlangte er Aufklärung über das seltsame und unerhörte Gerücht.

Das Antlitz der jungen Frau wurde zuerst purpurrot und dann leichenbläß. Sie saßte sich jedoch bald wieder und erzählte nunmehr alles.

„Ei, ei!“ sagte er kopfschüttelnd. „Das ist ja ein böser Wirrwarr, und um nichts, um rein gar nichts.“ Er gab sich den Anschein, als könne er die Sache kaum ernsthaft nehmen. „Brumund wird sein Unrecht einsehen, sobald ich mit ihm geredet habe. Den ersten Teil Ihrer Erklärung kann ich bezeugen, und für die Wahrheit des übrigen Theiles übernehme

ich gern jegliche Bürgschaft. Die Eifersucht, die schlimme Eifersucht! Sie macht den Menschen blind und töricht! Ich bin aber überzeugt, wenn wir ihn jetzt belauschen könnten, so würden wir ihn ebenso traurig und niedergedrückt und ärgerlich und ratlos finden, wie Sie sind.“

„Ich bitte Sie, meinewegen kein Wort mit ihm zu reden, Herr Pastor. Wenn er nicht aus sich selber zu besserer Einsicht gelangt, dann ist an eine wahre Ausöhnung nicht zu denken. Gnade mag ich nicht, da ich mir keines Unrechts bewußt bin.“

Pastor Stührenberg erkannte bald, daß auf beiden Seiten ein gut Teil Hartnäckigkeit zu überwinden sein würde; trotzdem hoffte er zuversichtlich, noch alles zum Besten wenden zu können, sobald er den Großbauern ins Gebet genommen haben würde.

Er verweilte am Lager der Frau Linnewehrt eine volle Stunde, dann aber ließ ihm der Wunsch, Brumund aufzufinden keine Ruhe mehr.

Während er sich mit freundlichen und ermahnenden Worten von Bertha verabschiedete — sie standen beide in der Haustür — kam eilfertig der Pferdejunge zum Hofstor herein gerannt.

Der junge Mensch sah ganz verstört aus. Er eilte in die Küche und ließ die Tür hinter sich halb offen. — Der Pastor und die Hausfrau konnten jedes Wort hören, das in der Küche gesprochen wurde.

„Der Knecht Hinnerk schickt mich,“ sagte der Junge, nach Atem ringend. „Ich soll eine von den Pferdedecken holen, die er zum Trocknen nach der Küche gebracht hat.“

„Da hängen sie über dem Stuhl, aber trocken sind sie noch nicht,“ versetzte eine der Mägde. „Wozu braucht er die Decke? — Junge, was ist mit Dir? Wie siehst Du aus?“

„Oha! Das ist schrecklich!“ stieß der junge Mensch heraus, indem er sich schüttelte.

„Was ist schrecklich?“

„Was ich gesehen habe.“

„Aber Junge, so rede doch! Was hast Du gesehen?“

„Ich soll's nicht sagen. Ich muß fort mit der Decke.“

Die Neugier der Magd wurde durch diese Weigerung auf das höchste angespannt.

„Wenn Du's nicht sagst, kriegst Du die Decke nicht.“

Der Junge zögerte. Dann erwiderte er mit unterdrückter Stimme:

„Sie haben einen ertrunkenen Mann im Graben gefunden, der ganz schauerhaft zerschunden und zerstoßen ist, und sie sagen, es wäre der Kadbod Falk. Jetzt aber gebt mir die Decke und laßt mich fort.“

Bertha stieß einen Schreckensruf aus und preßte die Hände krampfhaft auf das Herz. Sie wankte, als ob sie niedersinken müsse.

Der Pastor griff zu und hielt sie aufrecht; auch er war so erschüttert, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

„Gehen Sie hin — gehen Sie,“ ächzte sie, „und sagen Sie mir dann, ob's wahr ist!“

Sie riß sich los und eilte ins Haus hinein, geradeswegs in ihr Schlafzimmer, das sie hinter sich verschloß und verriegelte, damit kein menschliches Auge ihre Verzweiflung sähe, deren Ursache nicht Trauer um den Toten war, sondern fürchterliche Angst um das Schicksal des Lebenden.

Einunddreißigstes Kapitel.

Pastor Stührenberg war nicht sowohl durch die Schreckenskunde, als durch Berthas überraschendes Benehmen ein gut Teil aus seinem Gleichgewicht gebracht worden. Als er jedoch den Pferdejungen, die wollene Decke zusammengerollt über der Schulter, an sich vorüberrennen sah, gewann er seine Fassung wieder. Er knöpfte seinen Pelzrock zu und folgte dem Jungen nach dem Graben. Auch wenn die Großbäuerin ihn nicht darum gebeten hätte, er wäre doch hingegangen, um die Identität des Verunglückten festzustellen.

„Es wäre ein seltsames Geschick,“ murmelte der würdige Herr vor sich hin, „wenn der arme Mensch, der heil und gesund dem Meere, dem Sturme und dem Feuer entronnen ist, auf eine so elende Weise sein Leben hätte verlieren müssen.“

Dabei schritt er aus, so schnell ihm seine alten Beine dies gestatteten, um den voraufeilenden Jungen nicht aus den Augen zu verlieren.

Jan Klauhorn hatte den Eltern daheim nichts von seinem Verdacht, daß bei den angestauten Baumstämmen ein Leichnam im Wasser liege, mitgeteilt, einesteils, weil er seiner Sache nicht ganz gewiß war, andernteils, weil Cornelius Brumund an jenem Abend die Gastfreundschaft seines Vaters genoß.

In der Mittagsstunde des folgenden Tages aber ging er nach Neuenkoop hinüber, und hier gelang es ihm, den Hirt Büsing, den Knecht Hinnerk und auch die beiden anderen Leute, die bereits am vorhergehenden Tage an der Expedition teilgenommen hatten, zum Mitgehen zu bewegen. Der Pferdejunge schloß sich freiwillig der Partie an.

Auf dem Schauplatze angelangt, fand man den Feuerhaken noch so, wie man ihn festgebunden hatte. Das Wasser war noch mehr gefallen und hatte wieder das gewöhnliche Niveau innerhalb seiner Ufer erreicht. Die Sonne schien rot und kalt, ein scharfer Frost hatte wieder eingesetzt und auf den lehmfarbenen Fluten trieben bereits einzelne dünne Eisschollen dahin.

Die Männer standen am Ufer und unterhielten sich lachend und scherzend über die Wahrscheinlichkeit ein ersoffenes Schaf oder ein Schwein oder ein Bund Stroh an dem Haken zu finden. Ihre laute Heiterkeit wich jedoch einem bestürzten Schweigen, als Jan, der auf die Stämme hinausklettert war, plötzlich seinen Kopf erhob und mit kreideweißem Gesicht zu ihnen herüberblickte.

„Es ist ein Mann!“ rief er gedämpft. „Ich sehe eine Hand hier unten bei dem Gezweig hervorragen.“

„Dann hilft's nicht,“ sagte Hinnerk. „Kommt, faßt an, Leute; wir müssen ihn herausziehen.“

Sie zogen — die Last hing noch am Haken — langsam und vorsichtig, denn die Aeste der gestürzten Bäume schienen Widerstand leisten zu wollen — dann lag es auf dem lehmigen Ufer — ein schlammiges, durchweichtes, entsetzliches Ding.

Sie wollten nicht hinschauen, allein sie mußten — joid ein Gegenstand stößt alles Lebende zurück und übt dennoch zugleich eine unerklärliche, aber unwiderstehliche Anziehungskraft aus — sie mußten hinschauen. Jan ging herzu, sprang jedoch sogleich wieder mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

„Allmächtiger!“ rief er, die Hände vor die Augen schlagend. „Es ist Radbod Falk! Hu, wie sieht er aus!“

Jetzt gingen auch die anderen zaudernd und schauernd näher. Der Leichnam mußte von der rasenden Strömung gegen alle nur vorhandenen Hindernisse geschleudert worden sein, ehe er von dem Geäst der aufgestauten Bäume aufgehalten wurde. Das Gesicht und der ganze Kopf waren so entstellt, daß kein einziger Zug mehr erkennbar und kaum noch eine Spur von dem Haarwuchs vorhanden war.

Jan ging schnell auf die Seite und setzte sich in einiger Entfernung nieder. Er mußte sich erholen, der Anblick hatte ihn überwältigt.

Die anderen kamen herbei und stellten sich um ihn herum, als wollten sie hören, was er nunmehr anordnen würde. Nach einer Weile wendete er sich zu Hinnerk.

„Wir müssen einen zu Rasselmann, dem Gendarm, schicken,“ sagte er. „Der weiß, was hierbei zu tun ist. Auch nach dem Reederhof muß einer, dem alten Quense Bescheid sagen.“

Die Boten wurden abgesandt und dann setzte Hinnerk sich neben Jan nieder. Sie saßen länger als eine Stunde, ohne ein Wort zu reden. Endlich stand Hinnerk wieder auf.

„Es ist kalt,“ rief er; „wir wollen herumlaufen, sonst erfrieren wir noch.“

Er schlug die Hände schallend um die Schultern und stampfte dabei auf und nieder. Dabei fiel sein Auge auf den sich in einiger Entfernung herumdrückenden Pferdejungen. Er rief ihn heran, befahl ihm, eine Pferdedecke zu holen und schärfte ihm ein, keinem zu erzählen, was er hier gesehen habe. Der Junge trabte davon und entledigte sich in der bereits beschriebenen Weise seines Auftrages.

„Das kann eine schlimme Geschichte werden,“ sagte Hinnerk zu Jan Klauhorn, der sich ebenfalls erhoben hatte.

„Eine sehr schlimme Geschichte,“ antwortete dieser.

Sie schritten auf und ab, indem sie sich dabei gegenseitig verstohlen beobachteten; beide hatten gemeint, daß es eine schlimme Geschichte werden könne, und beide hatten dabei etwas im Sinne, auf welches näher einzugehen sie sich scheuten.

„Der arme Kerl hätte auch gescheiter getan, nicht wieder heimzukommen,“ redete Jan weiter. „Es tut mir bitter leid, daß ich am Sonnabend erboßt auf ihn gewesen bin.“

„So ist's immer; wenn einer tot ist, dann bereut man, daß man zu seinen Lebzeiten manchmal unfreundlich gegen ihn war, namentlich wenn er so elend umkommen mußte, wie der da.“

Der Bote, der nach dem Reederhof geeilt war, kam wieder zurück. Herr Quense, der ganz starr vor Schreck gewesen, würde sogleich eintreffen. Auch der zweite, der den Gendarm in Kenntnis gesetzt hatte, langte jetzt an. Herr Rasselmann war bereits unterwegs; man solle auf ihn warten, den Leichnam aber vorher unter keinen Umständen anrühren. Den Untersuchungsrichter brachte er mit zur Stelle.

Hinnerk nahm die Pferdedecke, die der Junge geholt hatte und breitete sie über den Leichnam. So war's besser, wie ein jeder sich sagte. Solange der Leichnam unbedeckt gelegen hatte, schien die ganze Landschaft dadurch beeinträchtigt gewesen zu sein: wohin man auch blicken mochte, überall glaubte man den gräßlichen Gegenstand vor den Augen zu haben. Aberglaube und der Schauer vor dem Tode schärften die Einbildungskraft der Leute, die unter gewöhnlichen Umständen kaum als vorhanden gelten konnte; ab und zu war's ihnen, als habe der Leichnam sich aufrecht gesetzt und sähe sich um, verwundert über das, was hier vorging.

Die Ankunft des Pastors wurde mit allgemeiner Freude begrüßt, denn so lange Tageslicht anhielt und der geistliche Herr bei ihnen war, brauchten sie keine übernatürlichen, spukhaften Vorkommnisse zu befürchten.

Der Pastor aber hatte kaum ein halbes Duzend Worte gesprochen, da erschien auch schon der alte Quense auf seinem dicken Schimmel.

Der Reeder war keine volkstümliche Persönlichkeit, im Gegenteil, die ärmere Bevölkerung der Gegend verabscheute ihn und empfand unverhohlene Schadenfreude bei jedem Mißgeschick, das ihn betraf. Trotzdem aber konnten die Arbeiter und Knechte, die ihn jetzt herankommen sahen, bei seinem Anblick ein gewisses Mitgefühl nicht unterdrücken.

Er sah bleich und verfallen aus; die Augen lagen ihm tief im Kopf, und Lippen und Hände bebten in heftiger Erregung. Man half ihm aus dem Sattel; er konnte sich anscheinend jedoch kaum aufrecht erhalten und mußte sich an den Bug des Gauls lehnen.

„Nehmen Sie meinen Arm, Herr Quense,“ sagte der gutherzige Pastor. „Es wartet Ihrer ein trauriger Anblick, aber Gottes Schickung müssen wir tragen.“

„Herzlichen Dank, Herr Pastor, herzlichen Dank,“ entgegnete der Reeder, der sich bebend auf seinem Stock stützte und die Zügel dem Pferdejugen von Neuenkoop übergab. „Ich kann's überwinden; es war nur der erste Schmerz, Sie wissen ja, es ist nicht meine Sache, gegen die Ziele der Vorsetzung zu murren. Von jeher habe ich mich in Demut gebeugt, und das tue ich auch jetzt.“

Er sagte dies in seinem mildesten Tonfall und versuchte, auf den Leichnam zuzuhinken. Seine Erschütterung aber war doch stärker, als er eingestehen mochte. Er schritt so mühsam und schwankend dahin, daß das lahme Bein allein nicht die Ursache davon sein konnte.

Dennoch erreichte er ohne Beistand sein Ziel. Er bedeckte die Augen mit der zitternden Hand, während Hinnerk die Decke von dem Leichnam zurückschlug.

Ernst und traurig blickte der Pastor auf die armen Reste dessen, den er so freundlich in sein Herz geschlossen hatte und der des ihm zugewendeten treuen Interesses auch so würdig gewesen war. Der Reeder aber stieß einen kreischenden Schrei aus.

„Deckt es zu!“ rief er entsetzt. „Deckt es wieder zu! Ich kann's nicht sehen!“

Er schwankte stolpernd mehrere Schritte zurück.

Auf einen Wink des Pastors breitete Hinnerk die Decke von neuem über den Leichnam; Quense aber zitterte wie Espenlaub, krampfhaft lehnte er sich auf seinen Stock und versuchte, sich von dem bedeckten Gegenstand dort auf dem Boden abzuwenden, allein eine geheime Macht, die stärker war, als seine Wille, zwang ihn, immer wieder und wieder hin zu schauen.

Alle Anwesenden fühlten Mitleid mit ihm, Jan Klauhorn ausgenommen, der einfach erstaunt war.

„Das hätte ich ihm nicht zugetraut,“ flüsterte der junge Bauer dem Knecht Hinnerk zu. „Als Falk noch lebte, habe ich nie bemerkt, daß er ihn so besonders lieb gehabt hätte.“

„Ja, ja, das ist aber immer so; erst wenn man einen Freund verloren hat, weiß man, was er einem wert gewesen ist.“

„Mag sein, als aber damals die Nachricht kam, Falk wäre auf See geblieben, da hat er sich nicht halb so schlimm angestellt.“

Quense hatte sich inzwischen erholt. Er ergriff jetzt den Arm des Pastors und zog den ehrwürdigen Herrn eine Strecke mit sich abseits, wobei jeder Schritt ihm Schmerzen zu verursachen schien.

„Ein herzerreißender Anblick, Herr Pastor,“ sagte er halb flüsternd. „Sie dürfen mich nicht tadeln, wenn ich vielleicht mehr davon angefochten werde, als ein Christ sich durch irdische Dinge anfechten lassen soll — aber ich habe den Jungen so lieb gehabt, und — das da — das ist zu schrecklich!“

Er schüttelte sich wie im heftigsten Fieberfrost, und obgleich er sich den Anschein gab, als lausche er bereitwillig auf die tröstenden Worte des guten Seelsorgers, so war es doch augenscheinlich, daß sein innerliches Entsetzen dadurch wenig oder gar nicht gemildert wurde.

Eifrig erkundigte er sich, was nunmehr mit dem Leichnam geschehen würde. Er schlug vor, denselben nach dem Reederhof zu schaffen, von wo aus auf seine Kosten die Beerdigung stattfinden sollte.

Als er jedoch vernahm, daß der Untersuchungsrichter bereits unterwegs war, und daß bis zu seiner und des Gendarmen Ankunft der Leichnam nicht berührt werden durfte, da geriet er in Unruhe; zuerst wollte er wieder aufsitzen und heimreiten, dann aber besann er sich anders und beschloß, den Verlauf der Sache abzuwarten.

Es dauerte auch gar nicht mehr lange, da verkündete einer der Knechte das Herannahen des Fuhrwerks mit den beiden erwarteten Persönlichkeiten.

Ein leichter Jagdwagen rollte schnell heran über den bereits wieder hartgefrorenen Boden und hielt dann unweit der Gruppe der Männer. Der Knecht übernahm die Leine.

Der Amtsgerichtsrat Doktor Schnell, Amtsrichter und zugleich untersuchungsführender Richter von Abbehauserfleth, sprang leichtfüßig aus dem Gefährt. Er war ein hochgewachsener, kräftiger Herr von etwa vierzig Jahren, blondköpfig und blondbärtig, mit dem frischen Gesicht und den kräftigen Händen eines Landmannes. Sein blaues Auge blickte hell und durchdringend, und seiner Kleidung nach hätte man ihn für einen wohlhabenden Ackerbürger oder Viehzüchter halten

können. Gar zu weit vom Ziele hätte man dabei nicht getroffen, denn Doktor Schnell's Steckenpferd war tatsächlich der Landbau und vor allem die Viehzucht.

Hinter ihm kam Rasselmann, der alte Gendarm, aus dem Wagen geklettert, steif, würdevoll und selbstbewußt, wie ein Mann, der von jeher stramm seine Schuldigkeit getan hat und dieselbe auch fernerhin noch ebenso stramm zu tun beabsichtigt.

Der Amtsrichter nickte dem Pastor und dem Reeder zu und fragte dann, wo der Leichnam läge. Jan und Hinnerk wiesen ihm die Stelle; ohne noch ein Wort zu verlieren ging er herzu, warf die Decke zur Seite und machte sich systematisch und sorgfältig an die Untersuchung — beim Kopf anfangend und bei den Füßen aufhörend.

Die anderen schauten ihm aus einiger Entfernung zu. Der Gendarm hatte sich dicht bei ihm aufgestellt, bereit, jede Handreichung zu tun, die der Amtsgerichtsrat begehren würde. Der aber bedurfte keines Beistandes. Er verwendete eine volle halbe Stunde auf seine Arbeit, aufmerksam, umständlich und schweigend.

Endlich war er damit zu Ende. Er rieb sich die Hände zuerst an der Wolldecke und dann an seinem Taschentuch ab. Dann schritt er auf den Reeder und den bei demselben stehenden Pastor zu.

„Das ist kein bloßer Unglücksfall,“ sagte er ruhig. „Hier liegt ein Mord vor.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Ausspruch des Untersuchungsrichters traf seine Zuhörer wie ein Donnerschlag; es währte mehrere Minuten, ehe wieder Leben und Bewegung in die Gruppe der Männer kam.

„Das ist ganz unmöglich!“ stöhnte der Reeder, den diese neue Wendung noch mehr aufregte.

„Ja, das ist unmöglich!“ rief auch Pastor Stührenberg. „Wer sollte die Hand gegen Falk erhoben haben, der bei allen, die ihn kannten, so wohlgelitten war?“

Der Amtsgerichtsrat zuckte stumm die Achseln und nahm sein Notizbuch aus der Tasche, um das Resultat der Untersuchung anzumerken. Darauf fragte er, wer den Leichnam gefunden habe. Jan Klauhorn trat vor.

„Haben Sie den Verstorbenen sogleich erkannt?“

„Ja. Ich kannte ihn, ehe er in See ging, und am Sonnabend habe ich ihn noch mit demselben Zeug gesehen, das er da anhat. Reeder Quense muß dasselbe aussagen, denn der war ja sozusagen Falks Pflegevater.“

„Auch Sie erkannten den Toten auf den ersten Blick, nicht wahr?“ wendete Doktor Schnell sich an den Reeder.

„Es schmerzt mich tief, zugeben zu müssen, daß leider kein Zweifel an der Identität meines unglücklichen jungen Freundes obwalten kann. Am Montag sah ich ihn zuletzt, und zwar in jenen Kleidern.“

Widerwillig und zögernd gab er sodann nähere Auskunft über sein Verhältnis zu Radbod Falk und über die Veranlassung, die jenen auf die See getrieben hatte.

„Wo meinen Sie, daß man ihn zuletzt lebend gesehen hat?“ forschte Doktor Schnell weiter, jede Aussage notierend.

„Auf dem Huderhof — so glaube ich wenigstens.“

„Er wohnte also nicht bei Ihnen?“

„Nein — wollte Gott, es wäre so gewesen.“

„Aber warum nicht, wenn Sie ihm doch so zugetan waren?“

Noch widerwilliger und noch zögernder ließ sich der Reeder zu der Angabe herbei, daß Radbod nach seiner Heimkehr seine Braut als die Frau eines anderen wiedergefunden und seitdem Anzeichen einer gewissen geistigen Störung verraten habe — wie er glaube.

„O!“ rief der Amtsrichter aufhorchend. „Seine Braut hat also einen anderen genommen? Und welchen Namen führt sie jetzt?“

Man nannte ihm denselben.

„Und wo wohnt sie?“

„Auf Neuenkoop.“

„Richtig, ich erinnere mich jetzt. Sie ist die Tochter des alten Fischers Adam Linnewehrt — ein schönes Weibchen, ein sehr schönes Weibchen.“

Er ließ den Gegenstand fallen und fragte nunmehr den

Knecht Hinnerk und die anderen, wie man die Leiche entdeckt hatte: das führte zu der Erwähnung der Auffindung des Pferdes am vorhergehenden Tage und der Expedition zur Aufsuchung des Großbauern.

Bei keiner dieser Meldungen verriet Doktor Schnell auch nur das geringste Erstaunen. Er trat, als fände er alles ganz selbstverständlich und als läge er der Sache keineswegs die Wichtigkeit bei, die die anderen voraussetzten.

„Da Sie gewissermaßen ein Verwandter des Verstorbenen sind,“ sagte er zu Quense, nachdem er alle Auskunft erhalten hatte, die man ihm zu geben imstande gewesen, „so sind Sie vielleicht so gut, ein Fuhrwerk zu schicken und die Leiche fortschaffen zu lassen.“

„Gewiß, von Herzen gern. Darf ich sie nach meinem Hofe bringen lassen?“

„Ich sehe kein Hindernis.“

„Es wird mir eine Beruhigung sein, dem Armen die letzten Ehren erweisen und ihn begraben zu können. — Ach, ich hatte gehofft, daß er, als mein Erbe, mir einst die Augen zudrücken und mir eine Träne der Liebe nachweinen sollte!“

„Ah! Sie hatten also die Absicht, ihn zu Ihrem Erben einzusetzen? Dann beerdigen Sie ihn in Gottes Namen, nachdem vorher die gerichtsarztliche Besichtigung stattgefunden haben wird.“

„Ich danke Ihnen, Herr Amtsgerichtsrat.“

Der Reeder holte die Dose aus der Tasche und nahm eine Priese, die erste, die er sich in seiner Ergriffenheit gestattete. Er hatte sich wieder ein wenig gefaßt und schaute ruhiger und zuversichtlicher drein.

„Ich habe jetzt noch auf dem Huderhof zu tun,“ sagte Doktor Schnell. „Ich möchte bitten, daß einer der Anwesenden mich dorthin begleitet.“

„Da möchte ich Ihnen meine Dienste anbieten,“ drängte der Reeder sich vor, „auch ich wollte hinauf, um einige Anordnungen zu treffen.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Quense, aber ich möchte Sie nicht bemühen.“

„O bitte, Herr Amtsgerichtsrat, ich stehe gern zur Verfügung.“

Doktor Schnell nickte und winkte dann den Gendarm

Rasselmann auf die Seite, dem er einige leise Anweisungen zuflüsterte.

Der Beamte lauschte aufmerksam.

„Ganz wohl, Herr Amtsgerichtsrat,“ antwortete er in strammer Haltung und trat dann einen Schritt zurück.

Der Amtsrichter schritt auf den Wagen zu. Plötzlich blieb er stehen, tastete an seinen Taschen herum und blickte dann suchend auf die Erde, als habe er etwas verloren. Er tat einen Schritt hierhin und dorthin.

Neben Jan Klauhorn blieb er stehen.

„Ich glaubte, ich hätte meinen Bleistift verloren, aber hier ist er ja,“ bemerkte er lächelnd. „Sagten Sie nicht, Sie hätten gestern abend Herr Brumund gesehen?“

„Jawohl; er war bei uns zu Besuch.“

„Es liegt mir daran, ihn sobald als möglich zu sprechen möchte mit ihm über ein neues Düngemittel reden. Auch Sie hätte ich morgen gern noch einmal gesehen. Ich werde nach Ihnen schicken.“

Der Gendarm Rasselmann stand in der Nähe und hatte alles mit angehört.

Jetzt wendete der Doktor Schnell sich aufs neue seinem Wagen zu. Da sah er sich durch den Pastor aufgehalten, der ihn leise an den Arm faßte.

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, Herr Doktor Schnell,“ sagte der geistliche Herr, „Sie zu fragen, aus welchem Grunde Sie zu der Ansicht gelangt sind, daß hier ein Mord vorliegt?“

„Sie sind eine Vertrauensperson, Herr Pastor,“ antwortete der Amtsrichter; „Sie werden nicht ausplaudern, was ich Ihnen sage, und sollten Sie's dennoch tun, dann schadet's auch weiter nichts.“

„Verlassen Sie sich auf meine Verschwiegenheit.“

„Gut. In meiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter urteile ich stets nur nach dem, was ich sehe, und dann auch niemals summarisch. Ich ziehe jede Erscheinung, die sich mir darstellt, zuerst für sich allein in Betracht, sodann aber in ihrer Beziehung zur folgenden, dritten und so fort. Im voraus spekuliere ich nie.“

„Ich verstehe.“

„Das freut mich. Meine erste Wahrnehmung in diesem Fall war die, daß Kopf und Gesicht des Leichnams unkennt-

lich sind. Von allen anderen Umständen wußte ich nichts, nur, daß der Tote in diesem Zustande aufgefunden worden war. Die Verstümmelungen können sehr wohl durch die Gewalt der Strömung und die Hindernisse im Bette der Flut verursacht worden sein. Nun kam Wahrnehmung Nummer zwei: Fünf Zähne sind unverlezt geblieben, sie genügen mir, um zu erkennen, daß die Kinnbacken krampfhaft geschlossen sind; zwischen den Zähnen sind Spuren eines losen, wollenen Gewebes bemerkbar, als ob der Mann in ein Halstuch gebissen hätte, von roter Farbe, nicht in sein eigenes, denn er hatte keins, wie sie eben bemerkt haben werden.“

„Er kann aber eins gehabt und bei den Versuchen, sich aus dem Wasser zu retten, verloren haben.“

„Ganz recht; er würde aber wohl nicht mit den Zähnen danach gefaßt haben, wenn er nicht dadurch etwas, ein Ding oder eine Person hätte festhalten wollen. — War's nun sein eigenes Halstuch, so trifft eine solche Annahme nicht zu.“

„Nein, sie entbehrte der Wahrscheinlichkeit.“

„Genau so. Nun zu Wahrnehmung Nummer drei: Rund um den Hals befinden sich blaue Kontusionen, sogenannte Strangulationsmarken, wie sie durch zwei Hände hervorgebracht werden, die den Hals umspannen und mit dem Daumen gegen die Luftröhre drücken. Meiner Ueberzeugung nach sind's Spuren der Hände derjenigen Person, die den jungen Mann ins Wasser geworfen hat.“

„Haben Sie noch andere Merkmale gefunden, die eine solche Annahme bestätigen?“ fragte der Pastor, der nicht eher das Schlimmste glauben mochte, bis alle anderen Erklärungen sich als hinfällig erwiesen.

„Gewiß, am linken Handgelenk sind ebenfalls blaue Spuren eines gewaltsamen Griffes vorhanden, des Griffes einer außerordentlich starken Hand. Dieser Griff aber wird dem Mörder verhängnisvoll werden, denn er hat noch eine weitere Spur hinterlassen, mit deren Hilfe ich den Mann aufzufinden hoffe, dem die starke Hand gehört.“

Der Pastor schaute ihn fragend an.

„Ein Teersleck ist's“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „ein Fleck, den das Wasser nicht abwäscht und der, wie ich hoffe, noch so lange vorhanden sein wird, bis ich den Mann in meiner Gewalt habe.“

„Aber bester Herr, ein Teersleck kann unmöglich etwas

beweisen. Sie werden im ganzen Städtchen kaum einen Mann finden, der keinen Teer an seinen Händen hat. Und alle Landleute, die kürzlich einen Zaun oder eine Stalltür oder sonst dergleichen gestrichen haben, laufen gleichfalls mit teerigen Händen umher. “

„Ohne Zweifel. Der Teerfleck an sich würde als Beweis nicht viel wert sein, allein durch die Kombination solcher Kleinigkeiten wird die Gerechtigkeit häufig in den Stand gesetzt, den Verbrecher zu fassen. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich den ersten besten, der Teer an seinen Händen hat, verhaften lassen würde. Fällt mir gar nicht ein. Finde ich aber einen, auf den die übrigen Fingerzeige hindeuten, und der dann außerdem noch einen Teerfleck an der Innenfläche seiner rechten Hand aufweist, den nehme ich auf der Stelle fest, denn der ist der Mörder.“

Der Richter sprach im ruhigsten Unterhaltungston, dabei aber mit einer Ueberzeugung und Zuversicht, die auf den Hörer einen tiefen Eindruck machten. Die Augen zu Boden geschlagen, den Stock in den auf dem Rücken gefalteten Händen, schritt der Pastor langsam neben ihm her und lauschte mit einer Aufmerksamkeit, die dem anderen schmeichelte.

„Als ich mit der Untersuchung des Körpers der Leiche fertig war, mußte ich zunächst die Identität festzustellen suchen. Die Aussagen des Reeders Quense und des jungen Klauhorn genügten in dieser Hinsicht, und nunmehr setzten mich die Informationen, die ich von ihnen allen erhalten habe, in den Stand, sogleich eine Schlußfolgerung zu ziehen, die ich, wie die Sache gegenwärtig liegt, auch für die allein richtige halten muß.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie bereits eine bestimmte Persönlichkeit im Verdacht haben?“

„Jawohl.“

„Kenne ich diese Persönlichkeit?“

„Die Antwort hierauf muß ich Ihnen schuldig bleiben. Morgen aber werden Sie alles wissen.“

Jetzt kam der Reeder auf seinem Schimmel heran. Er hatte Jan Klauhorn beauftragt, ein Fuhrwerk vom Reederhof zu besorgen und den Leichnam fortzuschaffen, und dann war er unter dem Beistand der Knechte in den Sattel geklettert.

Der Amtsrichter schwang sich auf seinen Jagdwagen,

nickte dem Pastor einen Abschiedsgruß zu und fuhr dem Hunderhof zu, gefolgt von dem alten Quense auf dem dicken, trägen Schimmel.

Langsam und sorgenvoll wanderte der Pastor nach Neuenkoop zurück. Er fühlte sich niedergedrückt, nicht allein durch das, was er soeben erlebt hatte, sondern auch und vor allem durch die Vorahnung dessen, was noch kommen sollte.

Bertha trat ihm entgegen, bleich und kalt wie ein Marmorbild. Noch nie zuvor hatte er eine solche Ausdruckslosigkeit auf einem Menschenantliß wahrgenommen.

„Ist er's?“ fragte sie flüsternd, mit starren, weit geöffneten Augen.

„Wir können nicht länger zweifeln, der arme Junge ist tot.“

Sie neigte den Kopf und drückte die Hände ineinander. Der gute Mann fand kein Wort des Trostes für sie; seine Erfahrung reichte hier nicht aus, denn das Schreckliche lag mehr in dem, was da kommen mußte, als in dem, was geschehen war.

Nach kurzem Schweigen blickte sie wieder auf.

„Sie hätten gern meinen Mann gesprochen, ehe Sie vorhin fortgingen,“ sagte sie. „Wünschen Sie das noch?“

„Mir liegt jetzt noch mehr daran, als zuvor.“

„Dann suchen Sie ihn auf — finden Sie ihn — aber behelligen Sie sich und ihn nicht weiter mit mir. Sagen Sie ihm, man hätte Rabbod tot im Wasser gefunden, und dann mag er tun, was er für das richtigste hält.“

Pastor Stührenberg verstand sie. Das sollte eine Warnung sein, wie man sie Verbrechern zukommen läßt, damit dieselben noch Gelegenheit finden, sich der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Als er der Armsten jedoch in das Antliß schaute und alle Umstände erwog, die sie umringten, da fand er nicht den Mut, sich ihrer Bitte zu entziehen.

„Sie werden ihn beim Nachbar Klauhorn antreffen,“ fuhr sie fort. „Jedenfalls aber kann der Ihnen sagen, wo er zu finden ist. Wenn jemand noch Gewalt über ihn hat, dann sind Sie das, Herr Pastor — o mein Gott, er hat eines Freundes Rat so nötig!“

„Den soll er von mir empfangen.“

„Seien Sie tausendmal gesegnet für das Wort! Ich

kann Ihnen jetzt nicht danken — mein Herz ist so schwer und kalt wie Stein.“

Die kürzesten Richtsteige über die Felder einschlagend, gelangte der Pastor bald nach dem Hofe des Bauern Klauhorn. Hier erfuhr er, daß Cornelius Brumund bereits am Vormittag zur Stadt gegangen sei, um daselbst mit dem Advokaten Fortkamp geschäftliche Abmachungen zu treffen.

„Man weiß wahrhaftig nicht mehr, wie man ihn anfassen soll,“ sagte Klauhorn kopfschüttelnd. „Er ist wie unklug und hört auf kein verständiges Wort mehr — absolut auf kein Wort. Er bildet sich ein, daß die Großbäuerin nicht so gehandelt hat, wie es einer anständigen Frau zukommt, und deswegen will er nun außer Landes gehen. Pferde sind manchmal störrisch — aber Menschen können's noch mehr sein.“

Dreißigstes Kapitel.

Der Winterabend war bereits hereingebrochen, als der geistliche Herr das Haus des Advokaten, welches in der Hauptstraße der Stadt gelegen war, erreichte. Vor der Thür desselben sah er einen Mann stehen, steif und regungslos wie eine Schildwache.

„Sind Sie das, Rasselmann?“ fragte der Pastor, dem Mann ins Gesicht lugend.

„Jawohl!“

„Ist der Amtsrichter schon wieder zurück?“

„Noch nicht; muß aber bald eintreffen.“

„Auf wen warten Sie denn hier?“

„Das darf ich nicht verraten, Herr Pastor, auch möchte ich Sie bitten, keinem Menschen zu sagen, daß ich hier draußen stehe.“

Eine Dienstmagd öffnete und geleitete den Pastor in das Arbeitszimmer des Advokaten.

Herr Fortkamp ein kleiner, wohlbeleibter Herr, der sich bei seiner Advokatur recht wohl zu befinden schien, saß eifrig

Schreibend an seinem Tisch; ihm gegenüber hatte Cornelius Brumund Platz genommen. Beide schauten nach der Thür, als der Pastor eintrat.

„Ah, willkommen, Herr Pastor, willkommen!“ rief der Advokat. „Freue mich, Sie zu sehen. Hoffentlich ist der Zweck Ihres angenehmen Besuches kein dringender; ich bin nämlich den ganzen Tag außer dem Hause gewesen, und der arme Brumund hat hier auf mich gewartet, bis er bald schwarz geworden ist vor Ungeduld, und jetzt will er sich daher auch nicht stören und aufhalten lassen, und wenn auch der Großherzog von Oldenburg selber käme.“

„Gerade mit Herrn Brumund möchte ich ein Wort reden, wenn Sie gestatten, Herr Fortkamp.“

„Meinetwegen. Da sitzt er; wenn Sie ihn aber dazu bewegen können, die Sache, die er vor hat, noch einmal ruhig und gründlich zu überlegen, dann sind Sie mir über.“

Cornelius erhob mit einer Gebärde unwilliger Abwehr die Hände.

„Lassen Sie mich um Himmels willen ungeschoren!“ rief er. „Ich mag kein Wort mehr darüber verlieren. Keine Macht der Erde soll an meinem Entschluß etwas ändern. Niemand weiß, was ich fühle, daher kann auch niemand mich verstehen. Ich will fort von hier, vorher aber muß ich dafür sorgen, daß sie unter keinen Umständen in Not gerät, geschehe mit mir auch was da wolle. Daran wird mich hoffentlich niemand hindern.“

„Gewiß nicht,“ warf Fortkamp ein. „Im Gegenteil, ich finde das durchaus korrekt.“

„Dann lassen Sie uns also fortfahren, denn ich kann und mag nicht eine Nacht mehr hier bleiben.“

Als er vorhin die Hände emporhob, hatte der Schein der Lampe die Innenfläche derselben voll beleuchtet. Unwillkürlich war des Pastors Blick auf den Handteller der Rechten gefallen. Er nahm daselbst einen dunklen, bräunlichen Flecken wahr, wie Teer ihn zurückzulassen pflegt. Sein Herz zog sich zusammen. Wenn er sich auch eines sympathischen Mitgefühls für den Unglücklichen nicht erwehren konnte, so empfand er auch zugleich eine eigentümliche Beklemmung bei dem Gedanken, daß er im Begriff stand, einen Verbrecher zu schützen und ihm zur Flucht zu verhelfen.

„Ich bin nicht gekommen, Sie in Ihrem Entschluß wankelmütig zu machen,“ sagte er unsicher.

„Das sollte Ihnen auch nicht gelingen.“

„Ich habe eine Botschaft für Sie,“ fuhr der Pfarrer fort, „weiter nichts. Außerdem aber bin ich gern bereit, Ihnen nach bestem Vermögen Rat und Beistand zu gewähren, sofern Sie solchen verlangen sollten.“

„Von wem kommt die Botschaft?“

„Von Ihrer Gattin. Sie läßt Ihnen sagen, daß man Radbod Falk tot im Wasser gefunden hat, und daß Sie nun die Maßregeln ergreifen möchten, die Sie für die richtigen halten.“

Cornelius starrte ihn an, als verstünde er nicht sogleich; dann verfinsterte sich sein Gesicht.

„Ich kann nicht behaupten, daß ich ihn so bedaure, wie dies früher vielleicht der Fall gewesen wäre,“ entgegnete er dumpf, „denn er hat mir das Leben zu einer Last, zu einem Fluch gemacht. Seinetwegen bin ich ein Geächteter, ein Mann ohne Freund, ohne Heimat geworden — ich kann ihn nicht bemitleiden. Aber ich würde jetzt von Herzen gern mit ihm tauschen.“ Die grimmige Bitterkeit dieser Worte verstärkte den schrecklichen Argwohn, der sich dem guten Pastor so gewaltsam aufgedrängt hatte.

„Wie hat sich das Unglück zugetragen?“ fragte der Advokat, von seinen Schriftstücken aufblickend.

„Lassen Sie uns zuerst mit dem Dokument zu Ende kommen,“ rief Brumund ungeduldig. „Wenigstens so weit, daß ich's unterzeichnen kann. Ich muß fort, verstehen Sie denn nicht? Hernach bleibt Ihnen noch Zeit genug für die Tagesneuigkeiten.“

Der Advokat tauchte die Feder wieder ein.

„Es ist 'ne ganze Weile, seit ich Sie kenne, Großbauer,“ sagte er, „noch niemals aber habe ich Sie in solch einer Stimmung gesehen, wie heute abend.“

Damit beugte er sich über den Tisch und schrieb eifrig weiter.

„Wohin gedenken Sie sich zu wenden?“ fragte der Pastor.

„Das mag der Himmel wissen — irgend wohin, wo ich am ehesten vergessen lerne.“

„Und haben Sie vor Ihrem Weggange keine Bestellung mehr an Ihre Frau?“

„Sind Sie von ihr zu dieser Frage beauftragt? Hat sie sich etwa eingebildet, ich würde nun, nachdem der andere aus dem Wege ist, froh sein, wieder zu ihr zurückkehren zu dürfen?“

„Ich stellte die Frage aus eigenem Antriebe.“

„Nun gut, dann sagen Sie ihr, an dem was geschehen ist, ändere sich nichts, und wenn Radbod Falk auch fünfzigmal ertrunken wäre.“

„Nimmermehr hätte ich Sie für einen Feigling gehalten, Cornelius Brumund.“

Ein zorniger Blick leuchtete in des anderen Auge auf, dann aber zuckte er die Achseln, als sei er gleichgültig gegen alles, was jetzt noch über ihn geurteilt oder gesprochen werden könnte.

„Ich kann Sie nicht hindern, zu denken, was Ihnen gut dünkt, Herr Pastor,“ antwortete er, „aber ich kann auch nicht einsehen, daß ich etwas Unrechtes getan haben sollte, etwas; daß Sie selber unter gleicher Veranlassung auch getan hätten. Ich habe alle Umstände und auch mich selber gewissenhaft geprüft und handle nun, wie ich handeln muß.“

Der Pastor schaute ihn an und schüttelte traurig den Kopf. Eben wollte er den Mund zu einer Erwiderung öffnen, da vernahm sein scharfes Ohr draußen ein Geräusch. Hastig eilte er zur Thür und stieß den Riegel vor, zur großen Verwunderung Fortkampfs, der gerade in diesem Augenblick von seiner Schreiberei aufsaß.

„Was soll das, Herr Pastor?“

„Hörchen Sie, Brumund,“ flüsterte der geistliche Herr. „Wenn ich nicht sehr irre ist das der Untersuchungsrichter, der jetzt kommt; auch der Gendarm wird bei ihm sein, jedenfalls auch der Bürgermeister und der Amtsdienner. — Haben Sie Grund, diese Leute zu fürchten?“

„Ich? Was gehen mich diese Leute an?“

„Brumund. — Noch ist s Zeit, noch können Sie dort durch das Hinterfenster entkommen. Fortkamp und ich werden nicht hinschauen, um Ihrer Frau willen.“

Der Großbauer riß vor Erstaunen die Augen auf. Ebenso erstaunt war der Advokat, der die Brille auf die Stirn schob und verständnislos bald den einen und bald den anderen anblickte.

„Warum sollte ich denn zum Fenster hinausgehen, wenn da eine Tür ist?“

In höchster Verwunderung, aber auch plötzlich erleichtert, atmete der Pastor tief auf.

„Sie erinnern sich,“ sagte er, „Falk ist gefunden worden — tot — im Wasser.“

„Zum Teufel, Mann! Was hat das mit mir zu schaffen, oder mit dem Fenster, oder der Tür?“

„Dann darf ich also den Riegel entfernen? Sie wollen schon herein.“

„Meinetwegen.“

Noch einen Blick warf der gute Pastor auf den Mann. War das nur ein Manöver? Oder sollte er wirklich unschuldig sein?

Er schob den Riegel zurück. Die Tür ging auf, und Doktor Schnell erschien im Zimmer, freundlich lächelnd, als käme er nur, um im Vorbeigehen guten Abend zu sagen.

„Ah, da sind Sie ja, Freund Brumund!“ rief er, des Großbauern Rechte ergreifend. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Wie geht's Ihnen denn? Ich hörte Sie wollten uns verlassen.“

„Das ist auch richtig.“

„O, das tut mir leid. Ich hätte gern noch langes und breites mit Ihnen über die künstlichen Düngemittel geplaudert, mit denen Sie so gute Erfolge erzielten, wie die Leute sagen. Außerdem möchte ich Ihnen die sechs Bantamhühner abkaufen, auf die meine Frau schon so lange ein Auge hat. Ich biete Ihnen zwei Taler für das Stück, das ist doch ein Preis wie? Kommen Sie, schlagen Sie ein!“

Er hob Brumunds Rechte auf, die Innenfläche aufwärts und machte dabei eine Gebärde, als wolle er kräftig einschlagen, um so den Handel abzuschließen.

„Ich kann mich gegenwärtig auf kein Geschäft einlassen,“ entgegnete Cornelius Brumund, seine Hand wegziehend.

Schon aber hatte der Amtsrichter den braunen Flecken gesehen. Er wendete sich und stieß die Tür auf. Der Gendarm Rasselmann und ein Amtsdienner traten ein.

„Der Bürgermeister ist über Land, ich bin daher gezwungen, mich persönlich der schweren Pflicht zu unterziehen,“

sagte der Amtsrichter jetzt sehr ernst. „Gendarm, verhaften Sie Herrn Cornelius Brumund.“

Dieser glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Er starrte zuerst den Amtsrichter, darauf den Pastor und dann den Advokaten an. Der letztere hatte sich sprachlos und offenen Mundes in seinen Sessel zurückgelehnt.

„Wenn Sie Ihren Scherz mit mir treiben wollen, Herr Amtsgerichtsrat, so haben Sie sowohl den Ort als auch die Zeit dazu sehr schlecht gewählt,“ entgegnete Brumund mit dumpfer, erregter Stimme.

„Don Scherz ist hier keine Rede, Großbauer, es ist bitterer Ernst, für Sie, wie für mich.“

„Was soll das aber heißen? Was habe ich begangen?“

„Ich hoffe zu Gott, Sie werden beweisen können, daß Sie's nicht begangen haben; gegenwärtig jedoch zeugen alle Indizien gegen Sie.“

„Aber was ist es denn?“

„Sie sind verhaftet, weil Sie im Verdacht stehen, Radbod Falk umgebracht zu haben.“

Cornelius Brumund stand wie vom Donner gerührt. Ein Beben durchlief seinen mächtigen Körper. Dann aber fuhr er auf und schleuderte den Gendarmen, der eben seinen Arm ergriffen hatte, weit von sich.

„Das ist eine höllische, nichtswürdige Lüge!“ rief er wütend. „Wehe dem, der Hand an mich zu legen wagt! Ja, ich habe den Menschen gehaßt, und als ich ihn an jenem Abend allein mit meiner Frau überraschte, da fühlte ich mich auch vom Teufel versucht, ihn auf der Stelle zu erschlagen. Aber ich lief fort, um der Versuchung zu entfliehen, und seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen. Vor Gericht will ich über alles, was ich seitdem getan und gesagt, Rede stehen, aber so lange ich noch meine Arme rühren kann, soll mich niemand ins Gefängnis schleppen, als wäre ich ein Dagabund oder ein Spitzbube!“

„Durch den Widerstand würden Sie Ihre Lage nur noch verschlimmern,“ entgegnete der Amtsrichter sehr ruhig; die Wut und die gigantische Kraft des Mannes schienen gar keinen Eindruck auf ihn zu machen.

Jetzt legte der Pastor sich ins Mittel.

„Wenn Sie sich schuldlos fühlen, Herr Brumund,“ sagte er beschwichtigend, „dann folgen Sie dem Doktor Schnell nur

ruhig und getrost. Dadurch werden Sie den unseligen Verdacht am ehesten entkräften. Seien Sie maßvoll und besonnen, ich beschwöre Sie, nicht nur um Thretwillen, sondern auch um Ihrer Frau willen!“

Bei der Erwähnung seiner Frau verließ ihn alle Energie; er sank in sich zusammen, schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen.

„Meine Frau!“ stöhnte er bitterlich. „O, wenn ich denke, daß alles dies nur über mich gekommen ist, weil ich Sie zu heiß und innig liebte. — Ich Narr! Was habe ich nach dem Leben zu fragen? Ich gehe mit Ihnen Gendarm. Wollen Sie mir auch Fesseln anlegen? Da — da sind meine Hände. — Machen Sie mit mir, was Sie wollen. — Jetzt ist mir alles gleich.“

„Von solchen Maßregeln ist hier keine Rede,“ nahm der Amtsrichter in freundlichem Tone das Wort. „Sie haben nur mit uns hinüber zu gehen ins Gasthaus und dort heute nacht mit dem Gendarmen in einem Zimmer zu schlafen; ich gebe Ihnen mein Wort, Sie sollen behandelt werden wie ein Mann, der im stande sein wird, demnächst seine völlige Schuldlosigkeit zu beweisen.“

„Dank Ihnen,“ nickte Brumund teilnahmslos.

„Und seien Sie überzeugt,“ bemerkte der Pastor, „daß Ihre Freunde Sie nicht im Stich lassen werden.“

„Meine Freunde! — Die sind zu zählen; aber hätte ich auch ihrer tausend, so könnten sie mir doch nicht meinen verlorenen Frieden wiedergeben, auch nicht meinen ehrlichen Namen, der heute abend in den Kot getreten worden ist!“

Ohne noch ein Wort zu verlieren, ließ er sich von dem Gendarm und dem Amtsdienner fortführen, den Kopf tief gesenkt, als könnte er nun nimmer wieder mit erhobenem Antlitz und freiem Blick unter seinen Mitmenschen einhergehen.

Dierunddreißigstes Kapitel.

Sie hatte den Schlag erwartet und sie ertrug ihn mit Standhaftigkeit.

Adam Cinnewehrt war an demselben Abend in später Stunde heimgekommen und hatte die Nachricht von Brumunds Verhaftung mitgebracht.

Der Fischer hatte all seinen Zorn auf den Großbauern geworfen, da er aber keine Gelegenheit fand, ihn an diesem auszulassen, so schien er sich einzubilden, daß er ganz dasselbe erreiche, wenn er seine Tochter mit Vorwürfen überhäufte, deswegen, weil sie solch einen Mann geheiratet hatte.

Bertha ließ des Vaters böse Laune still über sich ergehen; sie beachtete dieselbe kaum, da ihre Gedanken mit wichtigeren Dingen beschäftigt waren.

Am folgenden Morgen erschien der Gendarm Kasselmann auf dem Hofe, um sie zu ihrer Vernehmung vor den Untersuchungsrichter zu laden. Sie empfing diese Botschaft mit fest zusammengepreßten Lippen, sonst aber ohne sichtbare Unruhe. Kalt und gefaßt machte sie sich bereit, nach der Stadt zu gehen.

Ihr Vater hatte ebenfalls eine Vorladung erhalten, allein sie wartete nicht auf ihn. Sie gab der Magd noch einige Anweisungen mit Bezug auf ihre Mutter, und dann machte sie sich so eilig davon, als läge ihr daran, so schnell als möglich das Schlimmste zu erfahren.

Sie legte den Weg zu Fuß zurück. Es war ihr, als träte sie mit jedem Schritt einen Teil der gegen ihren Mann erhobenen Beschuldigung nieder. Sie wollte nicht an seine Schuld glauben und wären die gegen ihn zeugenden Beweise auch noch so stark. Mochten alle anderen reden und glauben was sie wollten, in ihren Augen sollte er rein dastehen, und die Aufgabe ihres ganzen ferneren Lebens sollte es sein, der Welt seine Schuldllosigkeit darzutun, trotz des Unrechts das er ihr zugefügt.

Diese Gedanken erfüllten Sie mit einer Ruhe, die alle, die sie sahen, in Erstaunen setzte.

Vor dem Amtsgebäude gewahrte sie den Schimmel des Reeders. Sie nahm dies als eine üble Vorbedeutung, denn der alte Quense stand in dem Rufe, überall, wohin er kam, Unglück mitzubringen.

Im Begriff, in das Gerichtszimmer einzutreten, stieß sie auf Robert Spanhake, der in demselben Moment herauskam. Er erschrak bei ihrem Anblick und drückte sich scheu zur Seite, ehe sie noch ein Wort zu ihm sagen konnte.

Sie warf ihm einen schnellen Blick nach und trat ein.

Der Untersuchungsrichter hatte eine in Tränen aufgelöste Frau zu sehen erwartet und sich schon vor allerlei Szenen und Lamentationen gefürchtet, um so verwunderter schaute er daher die Großbäuerin jetzt an, die ganz kühl den Fragen entgegensah, die man an sie richten würde.

„Sie sind die Frau Brumund nicht wahr?“ begann er, während die Feder des Gerichtsschreibers über das Papier krazte.

„Jawohl.“

„Ist Ihnen bekannt, weswegen Sie hierher beschieden sind?“

„Ich bin gekommen, weil man mich vorgeladen hat. Ich denke, daß ich den Grund der Vorladung hier erfahren werde.“

„Sie wußten also nicht, daß Ihr Mann verhaftet worden ist?“

„Das wußte ich; ich weiß auch, warum er verhaftet wurde, und ich bin bereit, nach bestem Wissen über ihn auszusagen.“

Der Amtsrichter konnte sich nicht erinnern, schon jemals in seiner Praxis einer so bequemen Zeugin begegnet zu sein; seiner Lebenserfahrung entsprechend wurde er mißtrauisch, und er begann nach einem Motiv für diese ungewöhnliche Bereitwilligkeit zu suchen.

„Zunächst, Frau Brumund,“ fuhr er in seinem freundlichsten Tone fort, „müssen Sie wissen, daß ich Ihres Mannes Freund bin; danach mögen Sie die Fragen beurteilen, die ich nunmehr im Interesse Ihres Mannes, wie allerdings auch im Interesse von Gesetz und Recht an Sie zu richten habe.“

„Ich freue mich, zu hören, daß Sie sein Freund sind,“ entgegnete sie, dabei aber schaute sie ihn an, als könne sie

diese Freundschaft mit seiner gegenwärtigen Position nicht recht in Einklang bringen.

Er fing ihren Blick auf und verstand ihn.

„Es handelt sich um eine traurige Angelegenheit,“ sagte er, „ich hoffe aber, daß dieselbe bald zu einem uns alle zufriedenstellenden Austrage gebracht werden kann. Dazu ist nötig, daß Sie alle meine Fragen offen und ehrlich und ohne Rückhalt beantworten.“

„Ich bin bereit, Herr Amtsrichter.“

„Gut. Nehmen Sie gefälligst Platz und machen Sie sich's so bequem als möglich.“

Sie gehorchte. Aufmerksam, mit im Schoß gefalteten Händen saß sie da und verwendete keinen Blick von des Amtsrichters Gesicht.

„Am letzten Dienstag waren Sie auf dem Huderhof, nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Weswegen begaben Sie sich dorthin?“

Sie wiederholte Wort für Wort die Auskunft, die sie bereits ihrem Mann hierüber gegeben hatte.

„Während Sie sich dort aufhielten, traf auch der Großbauer daselbst ein, und nun entspann sich ein Wortwechsel zwischen ihm und Ihnen und Radbod Falk — ist das so?“

„Ja,“ antwortete sie leise:

„Ihr Mann ging wieder fort, bald darauf ging auch Falk. Was veranlaßte Sie nun, bei dem herrschenden Unwetter ebenfalls aus dem Hause zu laufen?“

„Ich wollte heim.“

„Besinnen Sie sich einmal — Gingen Sie nicht vielleicht hinaus, weil Sie draußen etwas zu hören geglaubt hatten?“

„Nein.“

„Gut. Was führte Sie, als Sie draußen waren, so dicht an den Abhang, den die Leute hier herum die „Kante“ nennen?“

„Ich verfehlte in der Finsternis den Weg.“

„Sahen Sie dort etwas?“

„Es war sehr dunkel.“

„Ganz recht, aber es blitzte stark, und beim Schein eines Blitzes läßt sich manches erkennen.“

Jetzt wußte sie, daß Robert Spanhake alles erzählt hatte. Sollte sie dessen Aussagen nun bestätigen und auf diese Weise ihren Mann auf das Schafott bringen? Das war eine furchtbare Prüfung für sie. Ihr war, als müsse sie ersticken — als wäre sie die Schuldige, als müsse man sie für Radbods Tod und Cornelius' Geschick verantwortlich machen.

„Es war sehr dunkel,“ wiederholte sie tonlos, „und die Blitze blendeten mich so sehr.“

Der Untersuchungsrichter kniff die Lippen ein und strich mit der Hand über das härtige Kinn.

„Aber Sie hörten doch jedenfalls etwas?“

„Der Sturm heulte sehr und das Wasser brauste so laut.“

„Sie behaupten also, außer dem Wind und dem Wasser nichts, absolut nichts gehört zu haben?“

„Ich war in so großer Verzweiflung und die Nacht war so wild und stürmisch.“

„Sie hörten doch aber einen Schrei, wie ihn ein Mann ausstößt, der in Gefahr ist. Den Schrei müssen Sie gehört haben.“

Bertha schwieg.

„Ich glaubte, Sie würden meine Fragen offen und ohne Rückhalt beantworten,“ bemerkte der Amtsrichter ruhig.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie die Sache für Ihren Mann nur verschlimmern, wenn Sie von der Wahrheit abweichen.“

„Mein Gott, soll ich denn eine Antwort geben, die meinem Mann das Leben kosten kann?“

„Sie haben also jenen Schrei gehört?“

„Gott wolle mir beistehen — ja doch, ich habe den Schrei gehört.“

„Und dann, gleich darauf, jedenfalls aber noch ehe Sie in Ohnmacht fielen, sahen oder hörten Sie auch Ihren Mann, nicht wahr?“

Krampfhaft, als ob sie sich an etwas festhalten müsse, griff sie in ihren Mantel.

„Frau Brumund,“ sagte der Amtsrichter mild und herzlich, „glauben Sie mir, es tut mir in der Seele weh, Sie so quälen zu müssen, aber ich kann Ihnen diese Frage leider nicht erlassen. Was war's das Sie so erschreckte, daß Sie davon ohnmächtig wurden?“

„Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen.“

„War's Ihres Mannes Stimme?“

„Ich weiß es nicht — ich habe ihn nicht gesehen.“

„Aber Sie hörten ihn doch, er sprach doch zu Ihnen. Hat er Sie vielleicht geschlagen?“

„Nein, nein! Das hat er nie getan — das nicht — das war's nicht —“

Sie unterbrach sich; sie war zu weit gegangen — nun konnte sie nicht mehr zurück. Der Amtsrichter beugte sich über das Papier, das er in der Hand hielt, um den leisen Triumph zu verbergen, mit dem ihn das Gelingen seines schlaunen Manövers erfüllte

„Nein, geschlagen hat er Sie nicht, aber er hat zu Ihnen gesprochen, und das erschreckte Sie so sehr. Nach dem, was geschehen war, nach jenem schrecklichen Schrei, war das auch kein Wunder. Was hat er zu Ihnen gesagt?“

„Nichts.“

Sie preßte die Lippen aufeinander, und es war ihr anzusehen, daß man nicht mehr viel aus ihr herausbekommen würde.

„Nun, das ist nicht hin und nicht her,“ sagte der Amtsrichter, „aber lassen wir's, Sie haben ihn aber doch seitdem wiedergesehen, ich meine, seit Sie vom Huderhof heimkamen.“

„Ja, am Mittwoch.“

„Wußten Sie, daß er diese Gegend verlassen wollte?“

„Er sagte es mir.“

„Was mochte ihn wohl zu diesem Entschluß bewogen haben?“

„Weiter nichts als der Streit zwischen uns beiden — das allein ist der Grund seines und meines Elends. — Herr Amtsrichter, ich bitte Sie herzlich, fragen Sie mich nichts mehr; ich habe weiter nichts auszusagen, und jedes Ihrer Worte zerreißt mir das Herz.“

Sie verbarg ihr Gesicht im Taschentuch, aber über ihre Lippen kam kein Laut; die Erschütterung ihres Körpers verriet jedoch die furchtbare Aufregung, die sie zu unterdrücken versuchte.

Trotz seines Berufes und seiner Erfahrungen war Doktor Schnell kein harter Mann. Der Schmerz der armen Frau rührte ihn, und er respektierte denselben. Er wendete sich

zu dem Gerichtsschreiber und begann leise und angelegentlich mit ihm zu reden.

Nach einigen Minuten war das Protokoll vollendet. Der Amtsrichter nahm wieder das Wort.

„Ihre Vernehmung ist zu Ende, Frau Brumund,“ sagte er. „Ich bitte Sie nur noch, dies Schriftstück zu unterschreiben, nachdem Ihnen der Inhalt vorgelesen worden ist und Sie an demselben nichts auszusetzen haben.“

Der Schreiber las. Jedes Wort traf ihr Herz wie ein Hammerschlag. Was sie hörte war nur die Wiederholung ihrer eigenen Aussagen, dennoch erschien das Ganze ihr so schwarz, so belastend für Cornelius, daß ihr die Haut erschauerte; ihr war's, als habe sie selber seine Verurteilung ausgesprochen.

„Wollen Sie nun gefälligst Ihren Namen hierher setzen?“ sagte der Untersuchungsrichter.

„Muß ich das?“

„Ja, es sei denn, daß Sie noch Einwendungen zu machen haben.“

„Das nicht, aber —“

„Sie fürchten, ihm dadurch zu schaden; Sie dürfen aber den Mut nicht verlieren. Ich hoffe, es wird noch alles gut werden.“

„Glauben Sie das? O, glauben Sie das wirklich?“ rief sie, ihm angstvoll ins Auge sehend.

Er glaubte es nicht; aber er fühlte sich verpflichtet, ihr ein tröstendes Wort zu sagen.

„Ich hoffe es, Frau Brumund. Wir werden alles daran setzen, den Menschen zu finden, der Sie mit dem Fuhrwerk abgeholt hat; ich bin überzeugt, daß seine Entdeckung eine ganz neue Wendung in die Sache bringen wird.“

„Ist das Ihre aufrichtige Ueberzeugung?“

„Ich halte es für sehr möglich.“

„Dann werde ich ihn suchen,“ versetzte sie fest und entschlossen; darauf ergriff sie die Feder und schrieb ihren Namen mit der sorgfältigen Langsamkeit einer des Schreibens ungewohnten Hand.

„Haben Sie bereits eine Idee, wer der Mensch gewesen sein könnte?“

„Nein, aber ich werde ihn finden.“

„Der Verdacht richtete sich gegen einen Knecht im „Gol-

denen Hering“. Der Mann ist jedoch gänzlich unbeteiligt, wie sich herausgestellt hat. Wie denken Sie Ihre Nachforschungen durchzuführen?“

„Noch weiß ich's nicht. — Wollen Sie mir nun erlauben, meinen Mann zu sehen? Nur ein einziges Wort will ich ihm sagen. O, verweigern Sie mir diese Bitte nicht! Vielleicht richtet's ihn auf, wenn ich ihm sage, guten Muts zu sein, wenn er erfährt, daß ich versuchen will ihn zu retten — vielleicht erträgt er dann gefaßter die grausame Schmach, die auf ihm liegt!“

„Ja, Sie sollen ihn sehen, und ich wünsche von Herzen, daß Ihr Besuch ihm gut tun möge; noch nie habe ich einen Mann so niedergedrückt gesehen wie er's ist. Kommen Sie mit mir. Heute nachmittag soll er fortgeschafft werden, ins Landesgefängnis.“

Sie folgte ihm zum Amtshause hinaus über die Straße und nach dem Gasthose, den sie durch eine Hintertür betraten. Der Amtsdienner und ein herbeigeholter Landgendarm hielten die Wache.

Cornelius Brumund befand sich auf Anordnung des Amtsrichters allein im Zimmer. Es wäre ihm leicht gewesen, durch das Fenster zu entweichen, allein er dachte nicht daran, das in ihn gesetzte Vertrauen zu täuschen. Stumpf und gleichgültig gegen alles, hätte er sich nicht von der Stelle gerührt, auch wenn die Thür offen und unbewacht gewesen wäre.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Er war sehr, sehr verändert, seit sie ihn zum letztenmal gesehen hatte. Er sah so alt, so aufgerieben und hilflos aus, daß es ihr war, als müsse sie zu ihm eilen, ihn in die Arme nehmen und ihm sanft und tröstend zureden mit Worten herzlichsten Mitleids und innigster Liebe.

Ja, mit Worten der Liebe; das war's und nichts anderes, was ihr Herz so hoch und sehnsuchtsvoll klopfen ließ. Seine Leiden, seine blinde Eifersucht, die Gefahr, die jetzt über sei-

nem Haupte hing — alles vereinigte sich, um ihr zu offenbaren, wie unendlich teuer er ihr war .

Als sie eintrat, saß er am Fenster und starrte durch die Scheiben ins Leere. Beim Knarren der Thür wendete er sich nicht um; er mochte wohl meinen, einer der Beamten trete ein. Als sich jedoch Berthas Brust ein leiser, schluchzender Seufzer entrang, da sah er sich langsam um.

Kein Freudenschimmer der Erkennung erwachte auf seinem Antlitz, dessen Züge scharf und tief geworden waren. Sie blieb stehen.

Hätte er sie mit Zorn oder Hohn betrachtet, wie bei ihrer letzten Zusammenkunft, das hätte sie weniger geschmerzt als dieser steinerne Blick.

Er erhob sich schwerfällig und stand dann in Erwartung ihrer Anrede. Seine hohe Gestalt, die sonst so aufrecht und fest gewesen, war gebeugt wie unter einer Bürde, die zu schwer für ihn. Er machte keine Bewegung, kein Zeichen irgend welchen intimeren Gedenkens — fast fühlte sie sich gedemütigt durch den Dienst, den sie ihm zu erweisen gekommen war.

„Es ist Dir nicht recht, daß ich herkam,“ stammelte sie, „trotzdem Du gerade jetzt gute Freunde sehr nötig hast; ich will Dich auch nicht lange stören.“

„Ich habe Dich nicht erwartet,“ entgegnete er dumpf.

„Nein, Du dachtest zu schlecht von mir, um mir Teilnahme für Dein Geschick zuzutrauen. Du glaubtest ich würde Dich im Stich lassen und mich nicht darum kümmern, was aus Dir würde. Ich hätte das vielleicht tun sollen, aber ich konnte es nicht. Was Du über mich denkst, ist mir gleich, ich mochte aber nicht müßig zu Hause sitzen, wenn ich mir sagen wußte, daß Du Beistand und Hilfe brauchtest, die ich Dir gewähren konnte.“

„Dafür danke ich Dir.“

„Deinen Dank verlange ich nicht. Wenn der Himmel mir beisteht, dann will ich meine Pflicht als Frau an Dir in Deiner Not erfüllen; ist das geschehen, dann bleibe ich Dir fern.“

Er strich sich mit der Hand über das Gesicht, seine Lippen bebten. Diesen starken Mann so schwach und gebrochen zu sehen, war ein Anblick zum Herzerbrechen.

„Dafür danke ich Dir,“ wiederholte er noch einmal mit tonloser Stimme.

Heiß wallte es in ihr auf; ihre Bitterkeit verschwand, sie war jetzt nur das mitfühlende Weib. Sie trat an ihn heran und legte die Hand auf seinen Arm. Er erzitterte bei der Berührung, aber er entzog sich derselben nicht, wie sie gefürchtet hatte.

„Eins nur wollte ich Dich fragen,“ sagte sie sanft; „dann will ich gehen und Dich nicht länger belästigen.“

„Frage, ich werde Dir antworten.“

„Bist Du dem Rabbod Falk begegnet, nachdem Du oben im Huderhof von mir gegangen warst? Hast Du ihn gesehen oder gehört, oder bist Du ihm sonst nahe gekommen?“

Sie beobachtete ihn mit angstvoller Erwartung.

Die Frage rüttelte ihn auf. Er richtete sich empor, warf ihre Hand zurück und Zornesblitze schossen aus seinen Augen.

„Auch Du hältst mich der Tat fähig?“ rief er. „Was konnte ich aber anders erwarten! Nach mir hast Du ja niemals etwas gefragt, ihn aber liebtest Du — so ist's ja natürlich, daß Du in mir seinen Mörder siehst!“

„O Mann, quäle mich nicht unnütz mit solchen Reden! Antworte mir — antworte mir, als stündest Du vor Gottes Richterstuhl, und gib mir Kraft, Dich zu retten!“

Einen Augenblick sah er sie durchbohrend an, dann entgegnete er mit ruhiger Stimme:

„Ich habe ihn weder gesehen noch gehört, noch bin ich ihm sonstwie nahe gekommen, seit ich ihn mit Dir in seinem Zimmer zurückließ.“

„Gott sei gelobt!“

Sie sank auf die Knie, hob die gefalteten Hände hoch empor und Tränen des Dankes und der Freude strömten über ihre Wangen.

Er kehrte sich ab; er konnte das Antlitz nicht sehen, das von dem Vertrauen auf seine Schuldlosigkeit verklärt wurde, ohne bittere Pein im Herzen zu verspüren.

Sie hatte eine andere Erklärung für diese Bewegung, aber sie fragte jetzt nicht danach. Schnell und entschlossen stand sie auf; sie wollte, sie mußte ihn retten, ganz gleich, ob er ihr Liebe oder Haß und Verachtung entgegenbrachte.

Es kam ihr nicht in den Sinn, ihn durch Befreiung aus seiner gefahrdrohenden Lage für sich zurückgewinnen zu wollen. Ein solcher Gedanke hätte sie mit Abscheu erfüllt. Er hatte ihr viel Liebe und Güte erwiesen und darum wollte sie ihm getreulich beistehen; des Unrechts, das er ihr angetan, gedachte sie jetzt nicht.

„Fasse Mut, Cornelius,“ sagte sie sanft und freundlich — nie zuvor hatte ihm ihre Stimme so lieblich geklungen — „fasse Mut; Du sollst nicht in Schanden sterben, der Himmel will's nicht, und Du hast noch Freunde, die Tag und Nacht nicht ruhen werden, bis sich alles aufgeklärt hat, was jetzt noch so dunkel und drohend aussieht. Laß diesen Gedanken Deinen Trost sein.“

„Bertha, Bertha!“ rief er mit brechender Stimme. „O, ich muß verzagen, wenn ich denke, wie schwer ich Dich gekränkt habe! Ich bin wahnwitzig gewesen — Gott stehe mir bei! Jetzt sehe ich alles — und nun ist's zu spät! Bertha! Bertha!“

Sie aber hatte bereits das Zimmer wieder verlassen, noch ehe er sich umwendete. Sein schmerzlicher Ruf, der sie so glücklich gemacht hätte, drang nicht mehr an ihr Ohr.

Sechsenddreißigstes Kapitel.

In eiliger Hast schritt die junge Frau über die Straße, dem Hause des Advokaten Peter Fortkamp zu. Sie brauchte einen Berater, und dieser war der geeignetste Mann dazu. Sie durfte durch Irrtümer und unrichtige Maßnahmen keine Stunde der so kostbaren Zeit verlieren. Sie wollte Hilfe nehmen, wo und bei wem sie sie fand, und niemand übergehen oder zurückweisen. Man konnte ihrer Haltung und ihrem Schritt ansehen, daß sie mit Mut und großer Entschlossenheit an ihre Aufgabe heranging.

Der Advokat war nicht zu Hause, die Dienstmagd aber bat sie, zu warten, da der Herr bald wiederkommen wollte.

Bertha setzte sich im Geschäftszimmer auf die Bank der Klienten. Am Tisch saß ein Knabe, anscheinend eifrig mit

der Abschrift eines Dokuments beschäftigt, sagte kein Wort, desto häufiger aber schaute er die junge Frau an; er widmete derselben beinahe mehr Aufmerksamkeit, als seiner Arbeit.

Der Advokat blieb nicht lange aus. Er trug ein Bündel Papiere in der Hand und auf seinem runden Gesicht lagerten schwere Gedanken. Als er die Besucherin erkannt hatte, begrüßte er sie ernst, dann aber schickte er vor allen Dingen den Knaben mit einem Auftrage aus dem Hause.

„So, nun haben wir den Bengel vom Halse, Frau Brumund, jetzt können wir ungestört reden. Der Junge hat nämlich die schärfsten Ohren und die geschmeidigste Zunge von allen Bengeln in der ganzen Stadt und Umgegend. Aus dem wird mal ein tüchtiger Advokat, wenn er nicht vorher schon zum Teufel geht. Sie kommen wegen Ihres Mannes, nicht wahr? Eine böse Geschichte, leider, eine sehr böse Geschichte.“

„Wir müssen ihn durchbringen, Herr Fortkamp, denn er ist ja unschuldig“

„Wir?“ fragte der Advokat, indem er ganz verwundert die Augenbrauen hochschraubte und die Weste stramm über sein Bäuchlein herabzog. „Selbstverständlich werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, Frau Brumund, aber ich versichere Sie, die Geschichte sieht, vorläufig wenigstens, sehr böse aus.“

„Das tut nichts, wir müssen ihn retten!“

„Wir! Sind Sie vielleicht in der Lage, etwas anzuführen, wodurch ein neues Licht auf die Angelegenheit geworfen wird?“

„Noch kann ich nichts sagen; ich muß zunächst alle Verdachtsgründe kennen lernen, die zu seiner Verhaftung geführt haben.“

Die Festigkeit ihrer Redeweise imponierte dem kleinen Mann, den das „wir“ anfänglich in seiner selbstbewußten Würde ein wenig gekränkt hatte, da er nicht recht begriff, wie diese junge Frau dazu kommen konnte, ihm, dem angesehenen Rechtsgelehrten, so ohne weiteres ihren unverlangten Beistand aufzunötigen.

Seine Verstimmung währte jedoch nur einen kurzen Augenblick, dann räusperte er sich laut und begann zu erzählen.

„Ich war soeben im Amtshause; als Brumunds langjähriger Rechtsfreund habe ich selbstverständlich seine Interessen auch in diesem Falle gleich in die Hand genommen. Der Amtsgerichtsrat ist mir kameradschaftlich und kollegialisch zugetan und hat mir Einblick in die Sachlage gewährt; ich bin somit über alles genau unterrichtet, Ihre Aussage noch ausgenommen, um deren Wiederholung ich daher hier bitten möchte.“

Er breitete daher die mitgebrachten Papiere auf dem Tische aus.

„Zunächst haben wir hier das Protokoll über die Auffindung und Identifizierung der Leiche aufgenommen von Jan Klauhorn dem Jüngeren, im Dienst und wohnhaft bei seinem Vater, sodann mit Jochen Hinnerk, Klaus Büsing, Karl Lewerenz und Albert Dahms, sämtlich bedienstet und wohnhaft auf Neuenkoop —“

„Ich weiß, wo und wie die Leiche gefunden wurde; ich will nur hören, wie man meinen Mann damit in Verbindung bringt,“ unterbrach sie ihn.

Der Advokat runzelte ein wenig die Brauen.

„Eins nach dem anderen, Frau Brumund,“ versetzte er gemessen, „sonst gelangen Sie nie zum rechten Verständnis. Was Ihnen bereits bekannt ist, werde ich natürlich auslassen, wenn Sie mich darauf aufmerksam machen wollen. Die Leiche wurde also gefunden, und der Untersuchungsrichter erklärte nach vorgenommener Besichtigung, daß ein Mord vorliegen müsse, eine Ansicht, welche der Gerichtsarzt später bestätigt hat.“

„Daraus ergibt sich aber nicht, wer den Mord verübt hat.“

„Der Verdacht lenkte sich auf Cornelius Brumund, Großbauer auf Neuenkoop, und zwar aus folgender Veranlassung. Jan Klauhorn und Jochen Hinnerk bekundeten, daß sie sich an die Suche machten, weil ein Gerücht umlief, Brumund sei verunglückt; das Gerücht begründete sich durch das Auffinden des Pferdes, auf welchem er tags zuvor in höchster Erregung fortgeritten war. Das Pferd aber war ertrunken. Anstatt jedoch Brumunds Leiche zu finden, wie man erwartet hatte, fand man die des ehemaligen Landmannes, späteren Seefahrers Rabbod Falk. Nun hat sich im Laufe der Unter-

Juchung ergeben, daß zwischen Brumund und Falk neuerdings ein Streit ausgebrochen war, dessen Ursache —“

„Ich kenne die Ursache,“ sagte Bertha ruhig.

Der Advokat sah sie einen Augenblick an und fuhr dann fort, indem er Robert Spanhakes Aussage zur Hand nahm: „Dieser war Zeuge des Handgemenges zwischen den beiden Widersachern im Hause gewesen, hatte später draußen bei der „Kante“ im Scheine eines Blitzes zwei Männer miteinander ringen sehen und gleich darauf einen lauten Schrei gehört. Herzulaufend stieß er in der Finsternis auf einen Menschen; er hielt denselben fest und erkannte in ihm Cornelius Brumund.“

„Seit jener Nacht hatte der Großbauer sich nicht mehr auf Neuenkoop sehen lassen, sondern war planlos umhergeirrt und hatte Vorbereitungen zur Auswanderung getroffen.“

„Das alles sieht sehr böse aus,“ bemerkte der Advokat, die Papiere niederlegend, „wengleich in meinen Augen der Umstand, daß er von seiner Absicht, das Land zu verlassen, gegen niemand ein Hehl gemacht hat, auch wieder für ihn spricht. Immerhin aber erscheint er sehr belastet. Noch eins. Zwischen den Bahnen des toten Mannes hat der Untersuchungsrichter rote, lockere Wollfaden gefunden, als ob derselbe, um sich zu halten, in ein Kleidungsstück seines Gegners, mutmaßlich dessen Halstuch, gebissen hätte.“

„Cornelius besitzt weder ein Halstuch, noch sonst ein rotes, wollenes Kleidungsstück.“

„O, das ist wichtig für uns.“

Er machte eine kurze Notiz.

„Das wird den Herrn Doktor ein wenig aus dem Konzept bringen,“ sagte er. „Allein, da ist noch ein weiteres Indizium, für welches Sie nicht so leicht eine Erklärung bringen können, wie ich fürchte. Am linken Handgelenk des Toten befindet sich, neben den Spuren eines gewaltsamen Anpackens, auch ein Teerfleck. Ein gleicher war bei Brumunds Verhaftung in dessen rechter Hand vorhanden.“

„Haben Sie Cornelius befragt, wie er zu dem Flecken gekommen sein mag?“

„Seine Aussage liegt hier. — Lassen Sie uns jedoch noch einmal wiederholen —“

„Mir liegt vor allem daran, zu erfahren, wie Cornelius selber die Sache darstellt; darf ich Sie also bitten?“

„Sogleich. Hören Sie zuvor noch die Ansicht des Untersuchungsrichters. Er sagt, Brumund und Falk hatten das Unglück, wieder aufeinander zu stoßen, nachdem sie das Haus verlassen hatten; der Streit begann nun von neuem, und bei dem Handgemenge ist Falk über die Kante hinabgestürzt. Ein vorsätzlicher Totschlag liegt somit, seiner Ansicht nach, nicht vor. Dadurch aber wird die Sache nicht viel gebessert, denn der Staatsanwalt erhebt ganz ohne Zweifel die Anklage wegen Mordes; allerdings gewinnt die Verteidigung dadurch eine Handhabe, um vielleicht mildernde Umstände zu erlangen, wenn alles übrige fehlschlägt.“

Ein leiser Schauer überlief die junge Frau bei der Erwähnung dieser letzteren Möglichkeit.

„Ich komme jetzt zu Brumunds Aussage,“ fuhr Fortkamp, sich wieder über die Papiere beugend fort. „Er gibt alles zu, bis zu dem Moment, wo er aus dem Hause ging.“

Dann sagte er weiter:

„Mein Pferd hatte sich losgerissen, und ich suchte es; fast zwei Stunden lang schweifte ich überall herum, wo ich es vermuten konnte. So kam ich in der Finsternis auch bis zu dem Stangenzaun am Abhang. Dort blieb ich eine Weile stehen. Das Brausen des Wassers und das wilde Unwetter sagten meiner Stimmung zu. Dann fiel mir mein Pferd wieder ein und ich wandte mich zurück. Plötzlich glaubte ich einen Schrei zu hören. Einen Moment zuvor hatte ein greller Blitz meine Augen geblendet, so daß ich nichts sehen konnte. Ich fragte mich, ob wohl jemand den Abgrund hinunter gestürzt sein könnte, oder ob meine aufgeregten Sinne mich vielleicht getäuscht hätten. Gleich darauf stolperte ich in der Finsternis gegen ein menschliches Wesen an.“

„Es war meine Frau. Nach dem, was vorgefallen war, mochte ich mit ihr nichts zu schaffen haben und wollte mich davonmachen, da aber fiel sie ohnmächtig zur Erde. Fast in demselben Augenblick ergriff Robert Spanhake meinen Arm und fragte, was ich getan hätte. Ich achtete nicht auf diese Frage, hieß ihn, meine Frau ins Haus schaffen, und ging weiter. Nach dem Pferde suchte ich nicht länger, sondern machte mich auf den Weg nach der Stadt. Ich mußte einen Umweg von mehreren Meilen einschlagen, um über das Was-

ser zu kommen, und so traf ich erst am nächsten Vormittag in Abbehauserfleth ein.“

„Ich ging zu Mine Pophusen und schickte sie nach Neuenkoop, um meinen Schwiegervater zu holen. Ich war entschlossen, in die Fremde zu gehen, mochte aber vorher mit meiner Frau nicht mehr zusammentreffen.“

„Der Flecken an meiner rechten Hand ist ein Teerflecken. Ich erhielt ihn am Dienstag auf dem Markt, als ich ein frisch mit Teer gezeichnetes Schaf berührte.““

„Da!“ rief der Advokat, indem er das Papier von sich schob. „Sie sehen, er räumt alles ein, als ob er mit Gewalt in sein Verderben rennen wollte. Ich verstehe ihn nicht.“

„Ich verstehe ihn wohl,“ versetzte Bertha mit Stolz. „Er ist ein ehrlicher Mann, der sich keiner Schuld bewußt ist.“

„Ohne Zweifel; er mag aber so schuldlos sein, wie er Lust hat, wenn alle Beweise gegen ihn zeugen, dann ist er doch verloren!“

„Aber ich sage Ihnen ja, wir müssen ihn retten!“

„Ja, ja, aber wie? Da müssen wir zuerst einen Mann finden, der sich an seine Stelle bringen läßt, und dieser Mann muß an der rechten Hand einen Teerflecken und im Herzen einen tödlichen Groll gegen den Verstorbenen haben. Das aber dürfte ein schweres Stück Arbeit sein, denn der arme Falk hat niemals einem Menschen etwas zuleide tun wollen,“ sagte er halblaut, wie in tiefen Gedanken.

„Doch, Herr Fortkamp, wir haben den Mann!“ rief sie, vom Stuhl aufspringend.

„Mein Gott!“ sagte der kleine Advokat ganz erschrocken. „Was ist Ihnen, Frau Brumund?“

Und er sprang gleichfalls von seinem Sessel auf.

„Wir haben den Mann! Hören Sie zu. Als Falk an jenem Morgen nach Neuenkoop kam, da versprach er mir, sogleich wieder zur See zu gehen und niemals wiederzukommen. Er hielt aber nicht Wort, und auf dem Huderhof machte ich ihm Vorwürfe darüber. Da sagte er mir, er wäre nur noch geblieben um Ivan Karrach, den Kapitän des Graf Peter von Oldenburg, vor Gericht und ins Zuchthaus zu bringen, weil derselbe ein schweres Verbrechen begangen habe. Ivan Karrach ist gekommen, hat das erfahren und den armen Falk umgebracht um sich selber zu retten!“

„Können Sie das beweisen?“ fragte er.

„Radbod selber hat mir's gesagt — ist das nicht Beweis genug?“

„Hat es, außer Ihnen, sonst noch jemand gehört?“

„Nein. — Ja doch! Gertje Pophusen muß es auch gehört haben, denn der war damals bei uns im Zimmer, auf dem Huderhof.“

„Gertje Pophusen, der Blödsinnige?“

„Ja.“

Fortkamps Gesicht zog sich in die Länge.

„Das wird uns nicht viel helfen, wir müßten denn herausfinden, welcher Art die Straftat gewesen ist, wegen welcher Falk den Schiffer vor Gericht bringen wollte. Da Sie die Frau des Angeklagten sind, so würde man Ihre Geschichte für erfunden, mindestens aber für unglaubwürdig halten, und die Aussage des Blödsinnigen wäre von nur geringem Belang. Wo mag dieser arme Kerl übrigens gegenwärtig stecken?“

„Das weiß man nicht; seine Mutter hat sich aufgemacht, ihn zu suchen. Seit der Nacht auf dem Huderhof habe ich ihn nicht gesehen.“

„Hm, das ist noch schlimmer; viel hätte er uns ja nicht helfen können, aber wenig ist immer noch besser, als gar nichts. Aber wie ist's denn mit dem Karrach — ist der denn am Dienstag oder später hier gesehen worden?“

„Darüber muß der alte Quense Auskunft geben können.“

„Quense, der muß in der Hafentaverne sein, der dicke Schimmel steht vor der Thür an der Krippe. Warten Sie einen Augenblick, ich bin sogleich wieder da.“

Während seiner Abwesenheit strengte Bertha alle ihre Gedanken an um sich zu erinnern, ob Falk nicht irgend eine Aeußerung getan habe, aus der sich auf die Ursache seiner Feindschaft gegen den Schiffer schließen ließe. Plötzlich war's, als erleuchtete ein Blitz die Tiefen ihres Gedächtnisses.

„Er ist Schuld an all dem Unglück, das uns befallen hat —“

Das waren Radbods Worte gewesen. In diesem Augenblick kehrte Fortkamp zurück, Enttäuschung auf seinem runden, erhitzten Gesicht.

„Quense hat den Schiffer Karrach seit langer Zeit nicht gesehen; er meinte aber, er wäre in Altensiel und es sei möglich, daß er heute oder morgen hierher käme.“

„Ich glaube, daß der alte Quense lügt,“ entgegnete Bertha mit einiger Heftigkeit. „Aber wir brauchen ihn nicht, ich werde ohne seine Hilfe herausfinden, was nötig ist. Ich weiß, wessen Radbod den Schiffer beschuldigte.“

„Ah!“

„Sie wissen, daß der Graf Peter auf See verbrannt ist.“

„Gewiß weiß ich das.“

„Nun, Radbod hat mir erzählt, daß Karrach selber das Schiff in Brand gesteckt habe, aus welchem Grunde, das wußte er nicht. Deswegen wollte er ihn ins Zuchthaus bringen, denn das ist der Anfang all unseres Unglücks gewesen.“

„Um Gottes willen, Frau Brumund, nehmen Sie sich mit solchen Reden in acht, sonst bringen Sie sich in die ernstesten Angelegenheiten! Ich bitte Sie — dadurch könnte ja der alte Quense selber unter Umständen in den Verdacht geraten, die Versicherungsgesellschaft um den Schadenersatz betrogen zu haben. Der Graf Peter war bei der Gesellschaft versichert, deren Vertreter ich bin, und ich kann Ihnen sagen, unser Verlust war kein geringer.“

„Um so wahrscheinlicher ist's daß Quense mit Bezug auf Karrach Sie belogen hat. — O, dem Himmel sei Dank, mir fällt es wie ein Schleier von den Augen! Jetzt soll Cornelius bald gerechtfertigt dastehen!“

In großer Aufregung schritt der Advokat im Zimmer auf und nieder.

„Wohin gehen Sie?“ fragte er.

„Nach dem Reederhof.“

„Gestatten Sie — noch einen Augenblick. Was Sie da sagten, ist außerordentlich — ganz außerordentlich! Wenn wir davon profitieren wollen, müssen wir mit größter Ruhe und Vorsicht zu Werke gehen. Was beabsichtigen Sie auf dem Reederhof zu tun?“

„Ich will mit der Frau Siefken reden und auch die Dienstboten aushorchen, ob Karrach kürzlich dort gewesen ist.“

„Ob das jetzt auch geraten ist? Wenn Quense von dem Zweck Ihres Besuches Wind kriegt, dann ist alles verdorben.“

„Fürchten Sie nichts. Meines Mannes Leben hängt von dem Erfolge ab; dieser Gedanke wird mich keinen Augenblick verlassen und mich vorsichtiger machen, als alle Ihre Ermahnungen dies können.“

Er schaute ihr in das ruhige, entschlossene Antlitz.

„Gut,“ nickte er, „ich vertraue Ihnen. Ja ja, es ist ganz wunderbar, was solch eine Frau zuwege bringen kann, wenn ihre ganze Seele sich an einem Dinge beteiligt. Sie sind klug und brav, Frau Brumund, ich bin überzeugt, daß Sie diese Sache besser betreiben werden, als ich dies könnte, obgleich auch ich mich einer guten Spürnase rühmen kann. Ich werde inzwischen die Angelegenheit mit dem Graf Peter noch einmal studieren und revidieren, und ist etwas faul dabei, so komme ich dahinter. Sprechen Sie auf dem Rückwege wieder hier vor, und bin ich nicht da, so lassen Sie mich rufen.“

Hochklopfenden Herzens und leichten Schrittes machte Bertha sich auf den Weg nach dem Reederhof.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Sie näherte sich dem Hause nicht ohne Vorsichtsmaßregeln. Ein eisiger Wind fegte über die Ebene und ließ es ganz selbstverständlich erscheinen, daß sie ihr Gesicht dicht verhüllte, und da auch der Abend allgemach zu dämmern begann, so war es ohnehin nicht leicht, sie aus einiger Entfernung zu erkennen.

Sie wollte wenigstens so lange der Beobachtung des Reeders entgehen, bis sie mit der Haushälterin gesprochen hatte. Sie ging um das Haus herum und begab sich vom Hofraum aus gleich in die Küche.

Hier standen zwei stämmige Mägde mit krebssroten Armen am Waschfaß.

„Huch!“ schrien sie auf, als sie die verummte Gestalt erblickten. Dann aber erkannten sie die Großbäuerin.

„Ist Frau Siefken da?“ fragte diese.

Ehe die Mägde noch antworten konnten, ließ die Haushälterin, die soeben durch die innere Thür in die Küche getreten war, sich bereits vernehmen.

„Was steht Ihr da und haltet Maulaffen feil, ihr faules Volk?“ schalt sie. „Tut Ihr nicht gerade, als ob's auf dem ganzen Hofe keine Arbeit mehr gäbe? Oder ist Euch vielleicht das Waschwasser eingefroren?“

„Guten Abend, Frau Siesken!“ sagte Bertha, auf die würdige Schaffnerin zugehend. „Wie geht es Ihnen?“

„Huch!“ kreischte jetzt auch diese auf. „Die Großbäuerin Brumund! Ich danke, es geht ja, aber was führt Sie denn hierher?“

„Ich habe mit Ihnen etwas zu reden, Frau Siesken: ich weiß sonst niemand, von dem ich mir Rat holen könnte die Frau Klauhorn ausgenommen, die aber wird schon ein wenig alt.“

Diese Anrede schmeichelte der Haushälterin des alten Quense, mochte Bertha dies nun beabsichtigt haben oder nicht.

„Das ist einmal eine Freude, Großbäuerin!“ rief sie. „Und wie gut Sie aussehen, gar nicht so elend, wie man nach dem Unglück, das dem Großbauern zugestoßen ist, eigentlich erwarten müßte. Aber treten Sie herein, die Leute werden gleich zum Abendessen kommen, und das Volk ist so neugierig, daß man kein Wort in ihrer Gegenwart sprechen darf.“

Sie geleitete Bertha durch den dunklen Gang in ihr Zimmer. Hier pflegte sie ihre Besuche zu empfangen, hier schloß sie auch — in dem landesüblichen Wandschrank — und das ganze Heiligtum maß nicht viel mehr als zehn Quadratfuß.

Es war dies nicht der erste Besuch der jungen Frau in diesem kleinen Raum; gleich nach ihrer Hochzeit hatte Frau Siesken sie auf Neuenkoop besucht und ihr ihre Freundschaft angetragen, um der Liebe und Zuneigung willen, die beide für den armen Radbod Falk empfunden hatten. Anfänglich wollte die gute Dame ihr verargen, daß sie sobald nach dem Verlust des ersten Liebhabers dem zweiten Hand und Herz geweiht hatte; allein gar bald wurde sie anderen Sinnes und von nun an verteidigte sie ihre junge Freundin eifrig gegen alle Angriffe neidischer und böswilliger Zungen.

Obgleich die Thür verschlossen und das Zimmer ganz abgelegen war, begann sie dennoch die Unterhaltung mit ganz gedämpfter Stimme, die seltsam gegen den lauten Ton abstach — den sie soeben noch in der Küche angeschlagen hatte.

„Meine liebe Frau Brumund,“ sagte sie, „ach du mein Gott, es ist doch gar zu traurig, mag's zugegangen sein wie es will! Da liegt nun der arme Junge, den seine eigene Mutter nicht lieber haben konnte als ich, hier oben über uns kalt und tot in seinem Sarge — und ich hatte immer gehofft, daß er mich noch einmal zu Grabe geleiten sollte!“

„Wie?“ fragte Bertha mit stockendem Atem, „hier oben?“

Frau Siesken trocknete die Augen.

„Jawohl, hier oben,“ nickte sie, „gerade über meinem Zimmer; und morgen soll er beerdigt werden. Solch ein guter, freundlicher, hübscher Mensch — und jetzt darf ich Sie nicht einmal auffordern, ihn zum letztenmal anzuschauen, weil sein Anblick Ihnen bis zu Ihrem Todestage Grausen und Entsetzen verursachen würde. — Aber wenn die Milch übergekocht ist, nützt alles Weinen nichts mehr, hin ist hin. — Er ist jetzt glücklich, was er auf Erden ohne Sie doch nie mehr geworden wäre.“

„Morgen soll er schon beerdigt werden!“ flüsterte Bertha erschauernd vor sich hin.

„Ja, der Alte kann ihn gar nicht schnell genug los werden, aber so war's ja auch damals schon, als er noch lebte. Er meint auch, je eher daran, je eher davon, und da gebe ich ihm diesmal recht, denn ich will auch fort aus diesem Hause; sobald die Beerdigung vorüber ist, ziehe ich ab.“

„Was? Sie wollen hier weg? Ganz ung gar?“ fragte Bertha, der diese Wendung des Gespräches angenehm war, da sie nun auf den Zweck ihres Besuches kommen konnte.

„Ja, meine liebe Frau Brumund, ganz und gar, und es müßte schnurrig zugehen, wenn ich hernach jemals wieder meinen Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzen sollte. Nicht für eine Tonne Goldes möchte ich noch hier bleiben.“

„Und ich glaubte immer, daß gerade Sie sich hier recht wohl fühlten. Woher denn nun dieser unerwartete Entschluß?“

„O, den Entschluß habe ich schon längst gefaßt! Sie

können sich gar nicht denken, welche Behandlung ich mir von diesem lahmen Heuchler, diesem von Gott gezeichneten Menschen gefallen lassen mußte —“

Ihre Zunge war jetzt im richtigen Fahrwasser, und es währte eine volle Stunde, ehe eine Unterbrechung in ihrem Redestrom eintrat. Der Krug ihrer Klagen war voll gewesen und nun ins Ueberlaufen gekommen, so daß sie dabei kaum Zeit genug gewann, ihrem Gast einen kleinen Imbiß vorzusetzen.

Bertha hörte ihr aufmerksam zu, denn jedes Wort, was sie jetzt von Nikolas Quense hören konnte, hatte ein Interesse für sie. Ihre Geduld sollte nicht unbelohnt bleiben.

„Sie kennen mich, Frau Brumund, und Sie wissen, daß ich niemals ohne Not Schlimmes von einem Mitmenschen rede,“ fuhr die Haushälterin fort, „aber ich denke doch, daß ein Mann, der sich in seinem eigenen Hause einen ganzen ausgeschlagenen Tag lang mit noch einer anderen Person in sein Zimmer einschließt, nichts Gutes im Sinne haben kann!“

„Hat Quense das getan?“

„Gewiß, und zwar erst am Mittwoch. O, Sie brauchen nicht wegzugehen, ein Frauenzimmer ist's nicht gewesen, nein doch, ein Mann.“

„Wer war denn der Mann?“

Bertha preßte die Hand auf das klopfende Herz. Es war bereits so dunkel im Zimmer, daß Frau Siefken den eifrig und angstvoll fragenden Blick der jungen Frau nicht mehr wahrnehmen konnte.

„Das weiß ich nicht genau; sie redeten immer nur so leise, daß ich kein Wort verstehen konnte, und am Abend, als der Alte meinte, daß alles im Hause schon schlief, ließ er den Mann ganz heimlich und sachte hinaus, damit niemand etwas hören sollte.“

„Aber Sie haben's doch bemerkt, da müssen Sie den Mann doch auch gesehen haben.“

„Ich habe ihn auch gesehen, aber nur ganz undeutlich, dort von meiner Tür aus.“

„Wer kann's denn gewesen sein?“

„Ich sage Ihnen ja, daß weiß ich nicht genau; ich denke mir aber, daß es kein anderer war als der alte Saufaus, der Ivan Karrach. — Mein Gott, Großbäuerin, was ist Ihnen?“

Bertha hatte die Haushälterin plötzlich am Arm ergriffen.

„Sprechen Sie nicht so laut, Frau Siefken — er könnte Sie hören. Ist er zu Hause?“

„Daß weiß ich nicht,“ und es ist mir auch ganz gleich, ob er mich hört oder nicht,“ erwiderte die Dame, ihre Stimme laut und trotzig erhebend, gleichsam als Herausforderung für einen etwaigen Hörcher.

„Still doch, ich bitte Sie — um meinetwillen!“ flüsterte Bertha beschwörend. „Er darf nicht wissen, daß ich hier bin, weil — o Frau Siefken, darf ich Ihnen vertrauen? Sind Sie wahrhaftig meine Freundin?“

„Die bin ich, und vertrauen dürfen Sie mir!“

„So will ich Ihnen alles sagen, ich suche diesen Karrach, weil ich glaube, daß sein Zeugnis meinen Mann von allem Verdacht befreien kann.“

„Du meine Güte! Was bringt Sie darauf?“

„Sagten Sie nicht, Karrach wäre am Mittwoch hier gewesen?“

„Ich sagte nicht, daß es Karrach war, nur daß ich ihn zu erkennen geglaubt habe.“

„Aber das war am Mittwoch?“

„Ja, das war am Mittwoch.“

„Haben Sie ihn nicht ankommen sehen?“

„Nein, das ist kein Mensch gewahr geworden, soviel ich weiß.“

„Da kann er also schon während der Nacht gekommen sein, nicht wahr?“

„Gewiß, oder auch ganz früh am Morgen.“

Bertha schwieg; das wäre dann am Morgen unmittelbar nach dem Verbrechen gewesen. Wenn sie nur feststellen könnte, daß er in jener Nacht in der Nähe gewesen war und sich in der darauf folgenden Nacht wieder davongeschlichen hatte, dann wäre schon viel erreicht. Ihre Ueberzeugung, daß Karrach der Täter war, stand jetzt felsenfest.

Außerdem erschien ihr unzweifelhaft, daß auch der Reeder auf irgend eine Weise mit dem Verbrecher in Verbindung stand; hatte er doch den Verbrecher bei sich im Hause verborgen gehalten, dabei aber in Abrede gestellt, denselben kürzlich überhaupt gesehen zu haben. Jedenfalls würde er ihn auch warnen, sobald ein Verdacht gegen denselben ruckbar wer-

den sollte. Andererseits hatte er gesagt, der Schiffer könne heute oder morgen hier eintreffen; derselbe konnte also jede Stunde erwartet werden. Witterte er Gefahr, dann gab er ihm ein Zeichen und der andere verschwand wieder. Um sich Karrachs zu versichern, galt es also, den Reeder nicht aus den Augen zu lassen.

Frau Siefken hatte eine ganze Weile kein Wort gesprochen, sondern nur immer die Großbäuerin in der immer dunkler werdenden Dämmerung angesehen, in der Erwartung, daß dieselbe das Wort ergreifen würde.

Endlich stand sie auf.

„Ich werde die Lampe anzünden,“ sagte sie. „Es sitzt sich so schaurig im Finstern, mit dem Toten über einem — man fährt bei jedem Windstoß zusammen.“

Auch Bertha erschauerte bei dem Gedanken an das, was hier in so schrecklicher Nähe war, gleichwohl aber drückte sie die andere wieder auf den Stuhl nieder.

„Machen Sie noch kein Licht an,“ flüsterte sie. „Ich möchte Sie vorerst noch um etwas bitten.“

„Was ich tun kann, soll gern geschehen.“

„Dank Ihnen, ich weiß. Sie sagten vorhin, Sie würden den Reederhof gleich nach dem Begräbnis verlassen. Wollen Sie mir die Liebe tun und dann auf zwei oder drei Tage nach Neuenkoop zu meiner Mutter gehen? Sie ist so leidend, und ich kann mich nicht um sie kümmern, so lange Cornelius noch in Gefahr ist. Ihre Anwesenheit würde sie zerstreuen und beruhigen, Sie selber aber erhielten dadurch Muße und Gelegenheit, sich nach einer anderen Stellung umzutun.“

„Von Herzen gern will ich das; sonst aber war's nichts?“

„Doch; erlauben Sie mir, diese Nacht bei Ihnen zu bleiben.“

„Ihre Gesellschaft wird mir sehr angenehm sein; Sie können mir dann ja ausführlich von Ihrem guten Mann erzählen, und —“

„Sie dürfen aber kein Licht anzünden, auch bis morgen früh nicht nach dem Grunde dieser Bitte fragen.“

„Mit keiner Silbe, wengleich ich neugierig darauf bin, offen gestanden. Sie glauben doch nicht etwa, daß Karrach noch im Hause ist?“

Die gute Dame gab und brach ihr Versprechen in einem Atem.

„Das gerade nicht, aber darauf können Sie sich verlassen, dem Reeder liegt viel daran, daß niemand den Aufenthalt des Schiffers erfährt.“

„Meinen Sie? O, dann wollen wir's nun erst recht und ihm zum Troß herausfinden!“ rief die Haushälterin, ganz erfreut über die Gelegenheit, ihrem Herrn einen Streich spielen zu können.

„Wenn man nur erfahren könnte, ob Quense schon heimgekommen ist.“

„Das wollen wir bald wissen.“

Frau Siefken trippelte eilfertig hinaus und erschien gleich darauf wieder mit der Nachricht, der Reeder sei bereits seit einer Stunde wieder da. Bertha rückte nunmehr ihren Stuhl in die Nähe der Thür, so daß sie, wenn dieselbe ein wenig offen blieb, den ganzen Gang übersehen konnte, sobald derselbe erleuchtet werden sollte. Ihre Gefährtin wußte sich vor Neugierde kaum zu fassen, ihr unablässiges Geplauder war mit den verschiedensten Anspielungen und Fragen durchsetzt, um wenigstens einen Schimmer von Aufklärung über Berthas Vorhaben zu erlangen. So oft sie sich aber einer zu auffälligen Verletzung ihres Versprechens schuldig machte, geriet sie in Verlegenheit und stotterte eine Entschuldigung — ihr Interesse wäre aber auch zu groß, und wer weiß, ob sie Bertha bei deren Absichten nicht mehr und bessere Dienste leisten konnte, als diese vielleicht meinte.

Troß solcher Lockungen aber blieb die junge Frau zurückhaltend; zu Frau Siefkens gutem Willen hatte sie volles Vertrauen, allein sie fürchtete ihre Geschwätzigkeit.

Eine Stunde lang blieb sie ganz allein und unbehelligt, während welcher Zeit die Haushälterin auf dem Hof nach dem Rechten zu sehen und die Anordnungen für die Nacht zu treffen hatte. Als dieselbe zurückkam, saß sie noch in derselben Stellung und auf demselben Fleck bei der Thür.

Endlich waren die Dienstboten und Hofleute sämtlich zur Ruhe gegangen; es wurde ganz still im Hause.

Frau Siefken schwachte allerdings noch immer, allein im Flüsterton; das Schweigen rings umher beeinflusste sie und machte sie vorsichtig. Sie öffnete die Schiebetür des Wand-

bettes und fragte die Großbäuerin, ob sie sich niederlegen wolle.

„Ein wenig möchte ich noch aufbleiben, wenn's Ihnen recht ist.“

„Doch aber nicht etwa die ganze Nacht?“

„Da Sie mich fragen — ja, die ganze Nacht.“

„Aber was in aller Welt haben Sie denn vor?“

Die Haushälterin, die sich mit dem Bett zu schaffen gemacht hatte, wendete sich ganz erstaunt um.

Bertha eilte an ihre Seite.

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Frau Siefken. Ich habe eine Ahnung, als ob Karrach heute nacht wieder hierher kommen würde, und ich muß wissen, ob das geschieht oder nicht.“

„Aber, Kind, warum haben Sie mir das nicht gleich mitgeteilt? Ich habe nicht das mindeste dagegen. Nun werde ich übrigens auch nicht zu Bette gehen, sondern Ihnen Gesellschaft leisten, wie sich das gehört.“

Und laut gähmend setzte sie sich auf den Rand des Bettes, während Bertha sich wieder auf ihren Posten an der Tür begab.

Frau Siefken blieb noch eine Weile über ihre gewöhnliche Schlafengehenszeit hinaus wach, vielleicht wäre es ihr auch gelungen, die ganze Nacht hindurch die Augen offen zu halten, wenn man ihr nur gestattet hätte, dabei zu plaudern. Allein Bertha hatte sie dringend um Schweigen gebeten, damit der Reeder nichts vernähme — was bei der überalk herrschenden Stille sehr möglich gewesen wäre — und ihr Verlangen, etwas gegen den Alten unternehmen zu können, war stark genug, um sie selbst auf diese Bedingung eingehen zu lassen.

Die Folge davon war jedoch ein unausgesetztes Gähnen, und schließlich vermochte sie ihrer Schlassucht nicht mehr zu widerstehen. Sie sank in die Kopfkissen und segelte mit voller Fahrt in das Land der Träume hinüber . . .

Bertha sagte sich, daß Mitternacht nahe sein müsse. Die Haushälterin mochte ungefähr seit einer Stunde schlafen.

Da — sie hielt den Atem an und ihr Herz begann hörbar zu pochen — ein leises Geräusch, als ob auf dem Gange vorsichtig eine Türklinke bewegt würde.

Lauschend beugte sie sich vorwärts.

Das Geräusch war verstummt — eine lange Pause. Sie vernahm nichts als das Brausen des Windes und das Schnarchen ihrer Gefährtin. Dann fiel ein schmaler Lichtstreif über den dunklen Gang, und nun wußte sie, daß Quenses Stubentür verstohlen geöffnet wurde.

Der Reeder trat geräuschlos heraus, in Pelzmütze und langem Mantel, in der Linken seinen Stock und ein kleines Bündel; mit der Rechten schloß er leise die Tür. Sie hörte, wie er den Schlüssel herumdrehte und herauszog.

Der Gang war nun wieder stockfinster, ihr Ohr aber verfolgte des Alten schleichenden Schritt bis in den weiten Hausflur und dort bis an die Tür. Auch diese öffnete und schloß er in derselben vorsichtigen Weise — dann war alles wieder still.

Sie sprang auf, warf Mantel und Tuch um und schlüpfte leisen Fußes hinaus. Sie entriegelte die Hintertür und befand sich im Freien.

Die Nacht war frostig und klar. Kein Mond stand am Firmament, aber es war hell genug, um noch auf dreißig Schritte Gegenstände und Gestalten erkennen zu können. Zuerst gewahrte sie ihn nicht, da er unter einer Reihe von Bäumen entlang ging; dann aber hörte sie seine knirschenden Tritte. Das gab ihr einen Gedanken. Sie setzte sich nieder auf die Schwelle und zog die festen Lederschuhe ab. Sie dachte dabei weder an die Kälte noch an den rauhen Boden, der ihr die Füße verletzen konnte. Eine jubelnde Hoffnung war in ihr erwacht, die Hoffnung, daß sie jetzt auf der Fährte sei, die zu dem Beweise der Schuldlosigkeit ihres Gatten führen mußte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Schuhe in der Hand, huschte sie leichtfüßig und geräuschlos hinter dem Doranschreitenden her, jeden Augenblick bereit, sich platt auf die Erde zu werfen, falls er aus irgend welchem Grunde sich umwenden sollte. Mochte er nun aber an der völligen Einsamkeit der Gegend zu dieser nächtlichen

Stunde nicht zweifeln, oder mochte er es gar zu eilig haben, genug, er hielt sich weder auf, noch blickte er hinter sich.

Er schritt aus, so schnell seine Lahmheit ihm dies gestattete. Plötzlich bog er von der Landstraße ab und marschierte quer über die Felder, schnurstracks dem Strande zu, von dem der Reederhof in der Luftlinie kaum zwanzig Minuten Weges entfernt lag, während die Entfernung auf der Landstraße ungleich bedeutender war.

Kaum hatte er diese Richtung eingeschlagen, als Bertha den Zweck seines nächtlichen Ganges auch schon erriet; sie war überzeugt, daß es sich entweder um eine Begegnung mit Karrach oder aber darum handelte, demselben auf irgend welche Weise eine Warnung zukommen zu lassen.

Bald vernahm sie das zischende Gebrause der See, die ihre Wogen auf den Strand warf, auf welchem dieselben eine lange Kette weißen Schaumes zurückließen. Jetzt erblickte sie auch die schwarzen, wogenden, unendlichen Wasser, matt erhellt von dem Licht der flimmernden Sterne, und weit draußen mit dem dunklen Himmel in eins verschwimmend.

Der Reeder hatte den Weg erreicht, der sich längs des Strandes oberhalb der Flutgrenze hinzog. Hier blieb er stehen und schaute um sich. Schnell kauerte sie nieder und duckte sich an den dunklen Boden. Er zögerte so lange auf der einen Stelle, daß sie schon zu fürchten begann, er habe sie entdeckt; endlich aber stampfte er mit seinem dicken Stock und lahmen Bein weiter, vom Wege ab und dem Strande zu.

Der Boden war hier abschüssig und wellig, eine Reihe niedriger Dünen bildend. Das Terrain war günstig für sie, in den zahlreichen Vertiefungen konnte sie sich leichter verbergen, zu welchem Zweck sie auch die Höhen der Dünen sorgfältig vermied.

Dabei verlor sie den alten Quense eine Minute lang aus dem Gesicht; als sie jedoch in der Nähe des Strandes anlangte, gewahrte sie ihn, um einen sandigen, mannshohen Abhang biegend, plötzlich unmittelbar vor sich. Er stand kaum sechs Schritte von ihr entfernt und schaute über die Wasser hinaus. Zitternd wich sie zurück; das Rollen eines Kiefels, ein Knistern des Sandes konnte sie verraten.

Ein Ginsterbusch auf der nächsten Düne verhieß ihr ein sicheres Versteck, von dem aus sie ihn beobachten konnte, ohne

auch nur ihren Kopf bloßzugeben. Leise wie eine Kaze kroch sie dort hinauf und lugte durch das Gestrüpp hernieder.

Der Reeder klemmte den Stock unter den Arm und begann an seinem Bündel herumzubasteln; ein Lichtblitz traf ihr Auge, und nun gewahrte sie, wie er eine brennende Laterne aus der dichten Umhüllung hervorzog.

Langsam erhob er die Laterne bis in Armeslänge über seinen Kopf empor — dreimal. Dann verbarg er sie hastig wieder und blickte spähend ringsum; nichts Verdächtiges zeigte sich, und nun lugte er aufs neue über die See hinaus.

Ein Gleiches tat Bertha. Weit draußen zeigte sich ein Lichtlein; es hob und senkte sich dreimal und dann verschwand es wieder.

Quense trat einige Schritte zurück und setzte sich auf einen der zahlreich am Strande liegenden Steine nieder. Er befand sich nun ganz in der Nähe der Lauscherin, die ihn fast mit dem Arm berühren zu können meinte. Der Wind brauste und die Brandung rauschte, gleichwohl aber fürchtete sie, daß er das Klopfen ihres Herzens und das Atmen ihres Mundes vernehmen könnte; gern hätte sie sich eine Strecke weiter zurückgezogen, allein sie wagte nicht, sich zu bewegen. Sie wußte, daß Quenses Signal von Karrachs Fahrzeug aus beantwortet worden war, sie wußte auch, daß Karrach nunmehr an Land kommen würde.

Wenn man sie hier entdeckte, geriet sie in die größte Gefahr, dessen war sie sich bewußt. An diesem völlig abgelegenen Orte, in der Gewalt zweier Menschen, welche die Furcht vor dem Bekanntwerden ihres Verbrechens zum Aeußersten treiben mußte — welch schrecklichem Geschick würde sie dann anheimfallen? Aber es galt des Gatten Ehre und Leben, dieser Gedanke verlieh ihr Kraft. Vorsichtig zog sie die Schuße wieder an.

Nun aber stieg die Frage in ihr auf, was sie beginnen sollte, wenn Karrach hier gelandet war. Sie konnte ihn nicht hindern, wieder an Bord seines Schiffes zurückzukehren, und welchen Wert würde man ihrer Aussage beimessen gegenüber dem Eidschwur des Reeders? Konnte sie ihm denn auch nur das geringste Motiv nachweisen, was ihn zur Theilnahme an dem Verbrechen veranlaßt haben könnte, welches sie Ivan Karrach zur Last zu legen gedachte?

Sie vernahm jetzt das regelmäßige, dumpfe Rucken von

Bootsriemen in den Dollen; gleich darauf gewahrte sie auch einen dunklen Gegenstand, der sich über das Wasser dem Lande zu bewegte. Nach und nach unterschied sie die Umrisse desselben: ein Mann saß in einer kleinen Jolle, die er mit kräftigen Bügen gegen den Strand heran ruderte. Der Kiel erkirschte auf dem Sande, der Mann stieg langsam und schwerfällig aus dem kleinen Fahrzeug, zog dasselbe halb aufs Trockene hinauf, hakte einen winzigen Anker zwischen einigen Steinen fest und hielt darauf gemächlich Umschau.

Er war nur wenige Schritte westlich von der Stelle gelandet, wo der Reeder auf dem Steine saß. Dieser erhob sich keineswegs; er rief einfach ein kurzes „Hier!“ worauf der andere langsam und ungeschlachtet in seinen schweren Seestiefeln herankam.

Dor Quense blieb er stehen, das Gesicht dem Ginsterbusch zugewendet, hinter welchem Bertha verborgen lag. Er hielt seinen Gang nicht an, wie ein anderer Mensch, sondern wie ein schwerer Stein, wenn die treibende Kraft auf denselben nicht mehr einwirkt; er schien sich in den Grund einzuwurzeln, als würde er sich aus eigenem Antriebe nie wieder vom Flecke rühren.

„Oha,“ grunzte Karrach in seiner trügen Sprechweise, „da seid Ihr also. Ich dachte schon, Ihr kämt gar nicht.“

„Ich kam sobald ich konnte, sobald die Luft rein war,“ entgegnete der Reeder unwillig und gereizt. — „Warum habt Ihr keinen von Euren Leuten mit an Land gebracht?“

„Weil ich dachte, wir machten die Sache am besten unter vier Augen ab.“

„Habe ich Euch nicht gesagt, ich wollte noch einen Zeugen zur Stelle haben, wenn Ihr Euer Handzeichen unter die Quittung maltet?“

„Ja, aber da sind bloß zwei Mann an Bord; ich hatte keine Zeit, in Altensiel noch mehr Leute anzumustern, und ich kann das Fahrzeug doch nicht mit einem einzigen Menschen an Bord da draußen liegen lassen.“

„Ihr könnt aber auch mit zwei Mann nimmermehr in die See gehen. Der Schoner braucht, außer Euch, mindestens noch fünf Mann.“

„Die nehme ich am nächsten holländischen Hasen an Bord.“

„Seht Euch nur vor, das rate ich Euch. Fortkamp fragte mich heute, wann und wo ich Euch zuletzt gesehen hätte; wenn

der Euch in die Hände kriegt, dann habt Ihr die Deckplanken des Friesland zum letztenmal unter den Füßen gehabt.“

Man hörte den Worten des alten Quense an, daß er sich in großer Aufregung befand, auf den Schiffer machte dies jedoch nicht den geringsten Eindruck.

„Ja,“ grunzte er, „die Advokatschreiber wissen weiter nichts als fragen. Ich komme ihm nicht wieder vor den Bug. Gehet mir das Geld und laßt mich gehen.“

„Holt erst einen Eurer Leute her, der Euer Handzeichen beglaubigt.“

„Was? Den ganzen Weg an Bord und wieder zurück? Das ist doch Euer Ernst nicht?“

„Gewiß ist's mein Ernst. Bildet Ihr Euch etwa ein, ich zahlte Euch fünfhundert Taler in lauter goldenen Dukaten, ohne eine richtige, vorschriftsmäßige Quittung dafür zu verlangen?“

„Ich setze meine Kreuze darunter.“

„Das genügt mir nicht.“

„Das hat bis jetzt überall gegolten. Ich habe hundert Papiere damit unterzeichnet.“

„Alles mit 'nem Unterschied. Ich will Eure schriftliche Verpflichtung, daß Ihr mich niemals wieder belästigen wollt, und diese Verpflichtung sollt Ihr mir so ausstellen, daß Ihr später nicht mehr daran denken könnt, sie zu brechen.“

Der Schiffer schwieg eine Weile.

„Habt Ihr die Dukaten bei Euch?“ fragte er dann.

„Ja.“

„So, da will ich Euch was sagen. Ihr denkt bloß dran, für Euch selber alles schön und glatt zu machen, so aber denke ich auch. Darum werde ich Euch jetzt das Geld abnehmen und Euch gar keine Quittung geben — Fardohmi!“

Er sprach diese Drohung mit ganz unveränderter Stimme und Betonung, der einzige Nachdruck, den er derselben verlieh, war der gewohnte Fluch — Fardohmi! Auch rührte er sich dabei nicht von der Stelle, er war fest davon überzeugt, daß er dem Worte auch die Tat folgen lassen könnte und würde, und deshalb beeilte er sich damit nicht im mindesten.

Der Reeder war aufgesprungen und zog sich Schritt für Schritt gegen die Dünen zurück, den schweren Stock zur Abwehr hoch erhoben.

Die Lauscherin hinter dem Ginsterbusch aber geriet durch diese Bewegung des alten Quense in die augenscheinlichste Gefahr der Entdeckung; in bebender Hast schob sie sich rückwärts und machte sich dann gebückt auf die Flucht.

„Kommt mir nicht zu nahe!“ rief Quense in Wut und Angst. „Kommt mir nicht zu nahe, sonst geb' ich Euch eins auf den Kopf!“

„Auf den Kopf wollt Ihr mir eins geben? Fardohmi! — Hallo, was ist das da?“

Und mit ganz unerwarteter Geschwindigkeit rannte der schwerfällige Schiffer den Dünenhang hinauf.

Der Reeder in der Meinung es gelte ihm, stieß einen heiseren Schrei aus und führte aus Leibeskräften einen Schlag gegen seinen vermeintlichen Angreifer; dieser rannte jedoch in einiger Entfernung an ihm vorbei, der schwere Stock sauste nieder in den Sand, die unsicheren Füße des Alten vermochten das Gleichgewicht nicht zu bewahren, und so stürzte dieser der Länge nach zu Boden. Schreck, Furcht und Wut aber verwandelten sich bei ihm unmittelbar darauf in ungemessenes Erstaunen, als er Karrach hinter den Dünen verschwinden sah und im nächsten Augenblick den wilden, entsetzlichen Ausschrei einer Frauenstimme vernahm, die weit in die Nacht hinausgestellte.

Er raffte sich auf, blieb jedoch auf dem Erdboden sitzen und starrte lauschend mit weitgeöffneten Augen ins Leere.

Der Ausschrei war aus Berthas Munde gekommen. Das scharfe Auge des Schiffers hatte sie erspäht, als sie sich hinter dem Ginsterbusch erhob und zur Flucht wendete. Er witterte sogleich eine Derräterei von seiten Quenses, eilte hinter der Fliehenden drein, und ehe dieselbe noch zu dem Bewußtsein kam, daß sie verfolgt wurde, hatte er sie bereits bei dem wehenden Mantel ergriffen. Sie schrie auf, dann aber blieb sie stehen und schaute Karrach ins Gesicht, zornblitzenden Auges, aber mit bleichen, furchtbebenden Lippen.

Er hielt den Mantel fest in der Faust und ließ seine rollenden Ochsenaugen in stumpfer Verwunderung über die Frau schweifen. In seinem Gehirn formte sich langsam der Gedanke, daß der Reeder eine seltsame Art gewählt hatte, wenn er ihn verraten oder betrügen wollte, daß seine Helfers-helferin aber immerhin ein sehr hübsches Persönchen sei.

Plötzlich führte sie eine blitzgeschwinde Bewegung aus; sie

schlüpfte aus dem Mantel, ließ denselben in Karrachs Hand und floh mit angstbeschwingten Sohlen über das Blachfeld.

Der Schiffer war ein schwerfälliger Mensch, unbeholfen in seinem Denken und ebenso unbeholfen in seinem Tun; wenn es sich jedoch um das Leben handelte, dann wurde er regsamer. einen Moment starrte er den Mantel an, den er in der Hand hielt, dann aber ließ er denselben fallen und machte sich in langen Sätzen hinter der Flüchtigen her.

Bertha aber war flink und behende, außerdem spornte die Furcht sie an; er war plump und ungeschlacht, aber auch ihm setzte die Furcht den Stachel in die Seite; dazu war er so stark wie ein Gaul und besaß die hartnäckige Ausdauer eines Menschen, der einen Gedanken zwar nur langsam faßt, desto zäher aber an demselben festhält.

Jetzt sagte er sich, daß er zu seiner eigenen Sicherheit diese Frau einfangen müsse, und so verfolgte er sie mit starrköpfiger Energie, trotzdem er auf dem unebenen Boden vielfach stolperte und fehltrat.

Gleichwohl wäre ihr Entkommen wohl möglich gewesen, wenn sie mit dem Fuße nicht an einen Stein gestoßen und zu Boden gestürzt wäre. Der Fall war ein so heftiger, daß sie einige Augenblicke ohne Besinnung liegen blieb.

Sie erhob sich jedoch wieder und warf einen verwirrten Blick um sich, zu erspähen, wie nahe ihr Verfolger schon wäre. Da fühlte sie den Griff seiner großen Hände an ihren Armen.

„Das sollt Ihr nicht zum drittenmal versuchen, Fardohmi!“ grunzte er schnaufend.

Alle ihre Kraft schien sie bei dieser Berührung zu verlassen, erschöpft und wehrlos sah sie sich in seiner Gewalt.

Dumpf vor sich hinknurrend zog und zerrte er sie zurück an den Strand, wo der alte Quense noch immer am Boden saß, zitternd und zähneklappernd unter all den Schrecken, die seine Feigheit und seine elende Furcht ihm in wüsten Bildern vor die Seele führte.

Der kalte Seewind wirkte belebend auf ihre Nerven und Willenskraft, und wiederum machte sie einen verzweifeltsten Versuch, sich gewaltsam aus den Händen des Schiffers zu befreien. Gegen dessen rohe Kraft aber war und blieb sie so machtlos wie ein Kind in der Umklasterung eines Bären. Ihre Arme gegen ihren Körper drückend, hob er sie auf und trug sie die noch übrig bleibende Strecke, als wäre sie nicht

schwerer als ein Bund Stroh. Sie schrie, er knurrte, aber er ließ sie nicht eher los, bis er mit ihr bei seinem Boote angelangt war.

Der Reeder war aufgestanden und ihm in einiger Entfernung gefolgt; als er die Großbäuerin erkannte, packte ihn ein kaltes Entsetzen.

„Wir sind verloren!“ winselte er mit einer Gebärde, als wollte er auf die Knie sinken und um Gnade flehen.

Bei all seinem Stumpfsinn brauchte der Schiffer seinen Genossen nicht erst fragen, ob und wie weit derselbe für die Anwesenheit dieser Frau hier an diesem Orte verantwortlich zu machen wäre.

„Haltet Euren Mund, Weib — Fardohmi!“ brummte er. „Spart Euren Wind, hier hört doch keiner, was Ihr zu sagen habt.“

Damit zwang er ihr die Hände hinter dem Rücken zusammen und hielt dieselben mit der Linken fest, während er sich mit der Rechten den Shawl vom Halse löste.

„Da,“ rief er dem Reeder zu, „bindet ihr das um den Mund, damit der Lärm aufhört. Oha, die kann kreischen!“

Quense gehorchte; mit bebenden Händen schlang er den Shawl zweimal um Berthas Mund und band ihn dann hinter ihrem Nacken zu einem Knoten. Dabei stieß er fortwährend allerlei Jammertöne aus.

Jetzt zog Karrach ein Messer aus der Tasche und klappte es auf. Es war eine lange, spitze Klinge. Er reichte es dem Reeder, der davor zurückwich, als sei es schon auf seine Brust gerichtet.

„Was — was soll damit?“ stotterte er ächzend.

Bertha aber, die sich noch immer vergeblich sträubte, fühlte eine eisige Kälte ihr Blut durchrieseln, als sei nun ihr letzter Augenblick gekommen.

„Was damit soll? Was dachtet Ihr denn?“ sagte der Schiffer grob. „Lauft und schneidet die Ankerleine vom Boot, das soll's.“

„Was habt' Ihr vor?“

„Bringt mir die Leine, dann werdet Ihr sehen.“

„Ich will aber keine Gewalttat mehr haben!“ rief Quense heftig. „Nur Eure Schuld ist's, daß ich heute nacht so voll Angst und Schrecken bin. — Ein Narr bin ich gewesen, zu glauben, daß Ihr mit Eurem stiermäßigen Dickkopf

jemals etwas Vernünftiges zuwege bringen würdet! Jetzt aber will ich keine Gewalttat mehr haben, ich protestiere dagegen in Gegenwart dieser Zeugin!“

Diese selbstsüchtige Angst des alten Sünders, die sogar an diesem Ort alle Schuld auf einen anderen abzuwälzen bemüht war, übte auf Karrach die Wirkung aus, daß derselbe wieder ganz kühl wurde.

„Gut,“ sagte er in dem alten, schleppenden Ton. „Wir können ihr ja den Shawl abnehmen und sie nach Hause gehen lassen. Ja, das wollen wir machen. Mir kann sie nicht schaden, ich gehe unter Segel; Euch aber werden alle Eure guten Freunde, die Gendarmen, die Polizisten, der Staatsanwalt und der Richter morgen früh besuchen und sehen, wie's Euch geht. Oha, ja, wollen sie laufen lassen, mir ist's recht, und sie wehrt sich ja auch, daß ich sie kaum noch halten kann. — Fardohmi!“

„Wartet, ich hole die Leine.“

In nervöser Eile hinkte er mit dem Messer zum Boot und schnitt die Leine dicht am Ringe ab. Karrach band damit Berthas Hände und Füße und trug dann die junge Frau ins Boot, so sorgsam, als habe er ein Faß Branntwein zu transportieren. Höher konnte sich sein Respekt nicht versteigen.

„So,“ murmelte er, „da sitzt sie gut.“

Er setzte sich unweit von ihr auf den Rand des Fahrzeuges.

„Jetzt kommt unser Geschäft an die Reihe, Reeder Quense,“ fuhr er fort. „Gebt das Papier her, ich setze mein Zeichen darunter und die hier unterschreibt sich als Zeugin.“

„Die? Was habt Ihr mit ihr vor?“

„Ich nehme sie mit — wolltet Ihr denn das nicht?“

„Ich soll das gewollt haben? Das ist mir nicht in den Sinn gekommen — ich will damit nichts zu schaffen haben!“

„Gut; gebt mir das Geld und dann lassen wir sie laufen.“

„Ihr sollt das Geld haben. — Mit der aber tut meinetwegen, was Euch gut dünkt.“

Der Reeder zog ein gefaltetes Blatt Papier aus der Manteltasche, dazu auch eine Feder, eine Flasche mit Tinte und ein flaches Buch, das als Schreibunterlage dienen sollte.

Darauf enthüllte er wieder seine Laterne und Karrach malte mit Ernst und Gewissenhaftigkeit seine Kreuze unter

das Schriftstück. Der Reeder fragte Bertha, ob sie unterzeichnen wolle, was sie mit einer Neigung des Kopfes bejahte; sie ergriff die Gelegenheit, wieder den freien Gebrauch ihrer Hände zu erlangen, mit Eifer, dann aber war in ihr auch die Hoffnung erwacht, auf irgend eine Weise, was ihr vorläufig auch geschehen möge, in den Besitz dieses Schriftstückes zu kommen, das dann der beste Beweis für die seltsamen Begebenheiten dieser Nacht sein würde.

Der Schiffer löste jedoch nur ihre rechte Hand aus der Fessel, schob das Papier vor sie hin auf die Bootsducht und legte seine beiden Hände auf ihre Schultern, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen.

Sie unterschrieb; er fesselte ihre Hand auf's neue und griff nach dem Papier. Der Reeder reichte ihm einen kleinen Beutel hin und erhielt darauf die Quittung.

„Ihr werdet hoffentlich richtig gezählt haben,“ sagte der Schiffer grinsend, indem er die Goldstücke klingeln ließ.

„Verlaßt Euch drauf,“ brummte Quense unwirsch.

„Wenn etwas dran fehlt, dann komme ich zurück und hole es — Fardohmi!“

„Untersteht Euch und laßt Euch niemals wieder hier sehen!“ rief der Reeder, indem all das in seinem Innern aufgespeicherte Gift sich Luft machte. „Ich bringe Euch auf's Schafott, so wahr ich hier lebendig vor Euch stehe! Ich schwör's Euch, und sollte ich auch selber dabei zu Schaden kommen!“

Ein heiseres, höhnisches Gelächter ausstoßend schob Kar-rad das Boot vom Strande ab, lief bis ans Knie ins Wasser, schwang sich hinein, legte die Riemen aus und ruderte, lang ausgreifend, davon.

Während der ganzen Fahrt richtete er kein Wort an die hilflos im Hinterteil liegende junge Frau, er tat vielmehr, als sei er sich des Vorhandenseins derselben gar nicht mehr bewußt.

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Verlust eines Sieges, der beinahe schon gewonnen war, ist bitterer als hundert Mißerfolge, bei denen die Strömung schon von vornherein eine ungünstige gewesen ist.

Bertha hatte sich dem Erfolge bereits so nahe gesehen, es hatte nur so wenig an der Enthüllung des Geheimnisses gefehlt, welches so dunkel über dem unzeitigen Tode des armen Radbod lagerte, daß die Vereitelung ihr schlimmere Qualen verursachte als die Furcht vor dem Geschick, welches ihr vorbehalten sein mochte.

So viel hatte sie jedoch aus allem ersehen, daß Quense und Karrach die Urheber des ganzen Unglücks waren. Hatte der erstere doch seinem Spießgesellen mit dem Schafott gedroht, auch ihm gesagt, daß der Advokat Fortkamp nach ihm geforscht hätte. Was konnte ihn dazu bewogen haben, wenn nicht die Gemeinschaft, die Verbrecher aneinander bindet? Eine innere Stimme sagte ihr ferner, daß das Schriftstück, welches Quense den Schiffer hatte unterzeichnen lassen, um eine Waffe gegen denselben in der Hand zu haben, alles enthielt, was zur Befreiung ihres Gatten hinreichend sein mußte.

Und nun befand sie sich draußen auf offener See, eine wehrlose Gefangene in der Gewalt eines Menschen, der sein Leben verwirkt hatte! Weder Hand noch Fuß konnte sie rühren, und mit jedem Atemzuge erweiterte sich die Kluft zwischen ihr und der Aussicht auf Errettung. Das kleine Boot wurde von den Wogen mit gefährlicher Gewalt gestoßen und herumgeworfen, das aber ängstigte sie nicht weiter, war sie doch seit frühester Kinderzeit an die See und die Beschwerlichkeiten derselben gewöhnt.

Was würde sie von der Gnade oder Ungnade Karrachs, dieses stumpfen, brutalen Gesellen, zu erwarten haben? Er hatte geäußert, daß er sie mit sich nehmen wolle. War das wirklich seine Absicht, oder schleppte er sie nur auf das nächtliche Meer hinaus, damit dieses seinen stummen Mund über einem neuen Verbrechen schließe? Der Ozean konnte Geheimnisse bewahren, auch die schrecklichsten. Sie schüttelte sich vor bangem Entsetzen, und dennoch empfand sie jetzt nicht

mehr jene intensive Furcht, die sich vorhin ihrer bemächtigt hatte, als sie am Lande um ihre Freiheit rang. Ihre Lage war eine verzweifelte, trotzdem machte sie zu ihrem Erstaunen die Wahrnehmung, daß sie von Minute zu Minute immer ruhiger und gefaßter wurde.

Karrach redete kein Wort, und sie lag still und rührte sich nicht. Sie zählte mechanisch die Ruderschläge, als müsse sie die Entfernung berechnen, die sie von allem trennte, was sie Liebes und Teures auf Erden besaß.

Eine dunkle Masse wuchs jetzt aus dem Wasser heraus; dieselbe glich zuerst einer Wolke, dann aber nahm sie die Umrisse eines Schiffes an.

Karrach zog die Riemen ein und warf dieselben polternd ins Boot; dann beugte er sich zu ihr hinüber. Sie zog sich in sich selbst zusammen, als er sie berührte. Anstatt sie jedoch über Bord zu werfen, wie sie in diesem Moment mit Bestimmtheit erwartet hatte, löste er ihre Fesseln und nahm ihr den Shawl vom Munde.

„Ihr werdet Euch nichts draus machen, ins Wasser zu springen,“ grunzte er; „tut Ihr's aber doch, dann mache ich mir nichts draus. So, nun könnt Ihr Euch wieder bewegen.“ — Er legte die Riemen wieder aus und fuhr ans Schiff heran.

„Friesland ahoi!“ rief er.

„Hallo!“ antwortete eine Stimme. „Wer kommt da?“

„Wir sind's, Hovers,“ antwortete Karrach. „Ich und meine Frau. Häng' die Fallreepstrep' über.“

Mit Hilfe des Matrosen Hovers schaffte der Schiffer die Großbäuerin an Deck. Sie folgte ohne Widerrede und gehorchte den ihr erteilten Weisungen schweigend und willig. Sie sah ein, daß sowohl Worte wie Geschrei fortan nutzlos sein würden. Es blieb ihr nichts übrig, als sich zu fügen und jede Bewegung ihrer Wächter zu beobachten, um günstige Momente für sich auszunützen.

Zunächst bemerkte sie — und das war ein erster Hoffnungsschimmer — daß die Jolle nicht aufgeholt wurde; man machte sie einfach hinten am Heck fest. Der Schiffer bot ihr an, in die Kajüte zu gehen und sich dort in eine Koje zu legen, sofern ihr dies beliebe. Sie bat ihn jedoch, sie an Deck bleiben zu lassen. Er zuckte die Achseln; ihm wär's ganz gleich, sagte er. Ob sie vielleicht einen Schnaps trinken wolle.

„Nein, ich danke.“

„Auch gut,“ meinte er; er aber würde einen zu sich nehmen, auch seine Leute sollten einen Schluck haben, damit sie auf der hübschen Frau Gesundheit und auf eine glückliche Reise trinken könnten.

Damit ging er in die Kajüte hinunter. Inzwischen kam der Kamerad des Matrosen Hovers aus dem Logis hervorgekrochen, wo er geschlafen zu haben schien. Bertha konnte sich über diese beiden Leute vorläufig noch keine Meinung bilden, da sie bei der herrschenden Finsternis die Züge derselben nicht zu erkennen vermochte. Sie gewahrte nur zwei dunkle Gestalten, die bald hier, bald da herumlungerten und sich um sie wenig oder gar nicht zu kümmern schienen.

Karrach erschien mit einer Flasche wieder an Deck; er schenkte jedem Matrosen ein Glas ein, er selber gestattete sich zwei.

Berthas schnellem Blick entging nichts, weder dieses zweite Glas, noch auch die Tatsache, daß er den Beutel mit dem Gelde in der Kajüte gelassen hatte. Ob dieses Geld sich irgendwie nützlich erweisen könnte? Es war dies nur ein unbestimmter Gedanke. — Sie achtete eben auf alles und suchte jegliches in ihre Berechnung zu ziehen.

Mit vereinten Kräften lichteten die drei Männer jetzt den Anker, dann wurden die Segel gesetzt, und das Fahrzeug begann sich langsam seewärts zu bewegen.

Der armen, jungen Frau krampfte sich bei dieser Wahrnehmung das Herz zusammen und unwillkürlich schaute sie nach der Richtung, wo in der Finsternis das Land liegen mußte. Sie sah sich fortgeführt von einem Manne, der jegliche Veranlassung dazu hatte, sie nicht wieder seiner Gewalt entschlüpfen zu lassen. Vielleicht sah sie jene Küste nun niemals wieder, oder aber zu spät, wenn sie ihrem Gatten, für den sie alles gewagt hatte, keine Hilfe mehr bringen konnte.

Sie mußte sich an die Keling anklammern, um nicht, von diesen Gedanken überwältigt, niederzusenken. Die dröhnende Stimme des Schiffers rüttelte sie wieder auf. Derselbe erteilte dem aus dem Logis gekommenen Mann einige Weisungen und redete ihn dabei mit dem Namen Backhaus an.

Der Matrose murrte; er brummte allerlei in den Bart, von ungenügender Besatzung, daß er für die elende Heuer die Arbeit von drei Mann an Bord dieses verfl. . . Kastens tun

müsse und so weiter. Dann schlenderte er verdrossen nach hinten und stellte sich an das Ruder.

Wieder ein Strohhalbm, nach dem sie begierig griff: die Besatzung des Schoners bestand nur aus dem Schiffer und den beiden Matrosen; sie entsann sich jetzt auch, diese Tatsache vorhin am Lande aus Karrachs Munde gehört zu haben. Die Leute mußten doch auch schlafen, dann würde sich nur einer an Deck befinden können. Dem aber konnte sie vielleicht ausweichen und so das hinten nachschleppende Boot gewinnen. Sie war eines Fischers Tochter und wußte die Riemen zu handhaben; saß sie erst im Boot, dann sollte man sie nicht wieder einfangen.

Hoffnung schwellte ihr Herz — da trat Karrach an sie heran, um sie noch einmal aufzufordern, in die Kajüte zu gehen.

„Warum wollt Ihr mich nicht hier oben bleiben lassen?“ entgegnete sie ruhig. „Auf dem Wasser laufen kann ich ja doch nicht, darum braucht Ihr nicht zu fürchten, daß ich Euch entfliehe.“

„Oha, deswegen ist mir nicht bange. Und ertränken werdet Ihr Euch auch nicht. Meinetwegen bleibt hier, es ist mir auch lieber, wenn Ihr bei Tage schlaft, dann sieht Euch niemand an Deck.“

Es war ihm augenscheinlich darum zu tun, ihr gefällig zu sein; auch entging ihr nicht, daß er sie mit so viel Wohlgefallen betrachtete, als seine Ochsenaugen auszudrücken vermochten.

Sie unterdrückte den Abscheu, mit dem seine Persönlichkeit und sein Verbrechen sie erfüllten; wenn sie ihm die Ueberzeugung beibringen konnte, daß sie an Flucht nicht mehr dachte und sich in ihre Lage gefunden hatte, dann war schon viel gewonnen.

Sie lehnte noch immer an der Reeling, das Gesicht der See zugewendet; dabei aber ließ sie den Schiffer nicht aus den Augen.

Er stand auf Armeslänge von ihr entfernt und musterte sie rollenden Auges vom Kopf bis zu den Füßen.

„Wohin wollt Ihr mich bringen?“ fragte sie nach einem großen Aufwand von Selbstüberwindung.

„O, wohin wir gerade gehen.“

„Wohin geht Ihr aber?“

„Weiß ich noch nicht — nach dem ersten Hasen, den wir anlaufen können.“

„Gebt Ihr mir dort die Freiheit wieder?“

„Können wir nicht. Ihr müßt bei uns an Bord bleiben.“

„Warum? Was hättet Ihr denn von mir zu befürchten, wenn Ihr mich an Land brächtet?“

„Weiß ich nicht, und darum eben müßt Ihr bei mir bleiben. Darum habe ich Euch mitgenommen. So lange ich Euch hier an Bord sehe, weiß ich, daß alles gut geht; seid Ihr mir aber aus den Augen, dann geht alles verkehrt und schlecht, das weiß ich auch.“

„Dann soll ich also für immer auf dem Schoner bleiben?“

„So ist's.“

„O Mann, was kann's Euch nützen, wenn Ihr mich von meinem Gatten fern haltet, der meines Beistandes doch so sehr bedarf, und von meiner Mutter, die aus Angst um mich sterben wird. Wollt Ihr denn das auf Euer Gewissen nehmen?“

Es war ein Glück, daß sie in der Dunkelheit das abscheuliche Grinsen nicht wahrte, das seine tierischen Züge verzerrte, gleichwohl blieb sie nicht im Zweifel darüber, daß sie die erhoffte Wirkung nicht erzielt hatte. Er sollte die Ansicht gewinnen, daß sie von seinem Verbrechen keine Ahnung habe. Sehr bald sah sie jedoch ein, daß er sich jetzt gar nichts mehr daraus machte, ob und wieviel sie von seinen Schandtaten wußte; nur soviel stand bei ihm fest: sie hatte seine Verhandlung mit dem Reeder belauscht, und nun mußte man sie hindern, das Gehörte zu seinem Schaden auszubeuten.

„Wißt Ihr auch,“ sagte er noch schleppender als sonst und während die glühenden Augen ihm fast aus dem schwammigen Gesichte quollen, „ich meine, Ihr seid ein sehr hübsches Mädel, und ich will Euer Mann sein, und Euer Vater, und Eure Mutter, und auch noch Bruder und Schwester. — Fardohmi!“

So wacker sie sich bisher auch bezwungen hatte, jetzt wich sie schauernd zurück.

„Oha, ist Euch kalt?“ fragte er, indem er sie anzurühren versuchte. „Ja, der Wind weht eisig — Ihr müßt einen Schnaps trinken, das wärmt.“

Er zog die Flasche aus der Tasche und hielt ihr dieselbe

hin. Sie nahm sie und setzte sie an die Lippen, als täte sie einen herzhaften Zug, dann reichte sie ihm die Flasche zurück.

„So,“ sagte er befriedigt. Ihr werdet bald wissen, was gut ist. Auf Euer Wohl!“

Er trank tüchtig und behielt dann die Flasche in der Hand, um derselben auch ferner fleißig zuzusprechen.

„Oha, Ihr sollt's gut bei mir haben, fein zu essen und zu trinken und feines Zeug auf dem Leibe. Der Schöner hier läuft, daß kein Fahrzeug ihn einholen kann, und er gehört mir, mir ganz allein — ich bin der Schiffer, und Ihr sollt meine Frau Schifferin sein. — Auf Euer Wohl! — Und Geld habe ich auch. Wir segeln nach Afrika und handeln dort mit schwarzen Negern. Das bringt noch mehr Geld. Seidene Kleider sollt Ihr haben, und Goldschmuck, und alles. — Fardohmi! Auf Euer Wohl!“

Er hatte die Flasche geleert, in seinem Wesen aber zeigte sich keinerlei Veränderung. Sie war enttäuscht, seine nächsten Worte aber gaben ihr wieder Hoffnung.

„Wollt Ihr noch einen Schnaps haben? Ist Euch wieder kalt?“

Sie bejahte.

„So kommt mit mir in die Kajüte, da habe ich das Faß.“

„Laßt mich noch ein wenig an Deck.“

„Aber hier ist's windig, und Ihr habt Euren Mantel an Land vergessen.“

„Der Wind tut mir nichts, mein Tuch schützt mich — und wenn Ihr hinunter geht, dann ist ja auch nur ein Mann an Deck, das genügt doch nicht.“

„O, daran dachte ich nicht. Hovers ist zur Koje und ich habe die Wache für ihn übernommen. Der andere, der Backhaus, ist ein saules Tier, der rührt keinen Finger, wenn er's nicht nötig hat.“

„Kennt Ihr den schon länger?“

Karrach schüttelte den Kopf.

„Habe ihn erst heute früh in Altensiel angemustert; wäre ein anderer dagewesen, hätte ich ihn sicher nicht genommen, den Annosel — Fardohmi! Auf Euer — o, ich habe den Schnaps vergessen.“

Er ging in die Kajüte.

Kaum war er verschwunden, da huschte Bertha eilfertig auf das Achterdeck und lugte über das Heck.

Die Jolle war nicht mehr da.

Sie spähte in die Finsternis hinaus, allein nirgends gewahrte sie einen dunkleren Fleck auf dem Wasser. Von Backbord lief sie nach Steuerbord. Umsonst — ihre Hoffnung war zu Schanden geworden. Die Fangleine des Bootes mußte nur schlecht befestigt gewesen sein, sie hatte sich losgelöst, und das kleine Fahrzeug war verloren gegangen.

Sie stand verzweifelt, betäubt. Aber nur einen Augenblick.

Mit desperatem Entschluß trat sie an Backhaus heran.

Der Matrose hatte sie bis jetzt noch gar nicht beachtet. Er schien ein mürrischer Gesell zu sein.

„Seid Ihr verheiratet, Backhaus?“ fragte sie ihn hastig und erregt.

„Ja,“ versetzte der Mann brummend. „Geht Euch das was an?“

„Habt Ihr Kinder?“

„Ja — was soll's damit?“

„Liegt Euch daran, sie wieder zu sehen?“

Der Matrose starrte sie verwundert an.

„Ist ihnen was passiert, seit ich von Hause ging?“ fragte er dann.

„Nicht daß ich wüßte; aber wenn Ihr Frau und Kinder wiedersehen wollt, dann dürft Ihr nicht an Bord dieses Schoners bleiben.“

„Was hat denn der Schoner mit meiner Frau und meinen Kindern zu schaffen?“

„Fardohmi! — wo steckt Ihr?“ ertönte des Schiffers dröhnende Stimme.

Sie schreckte zusammen.

„Hört auf das, was ich mit ihm reden werde,“ flüsterte sie. „Sagt und tut aber nichts, wenn ich Euch nicht rufe.“

Sie schlüpfte wieder nach vorn und setzte sich auf das niedrige, hinter dem Großmast stehende Faß, in welchem an Bord derartiger Fahrzeuge der tägliche Bedarf an Salzfleisch aufbewahrt wird.

„Hier bin ich ja,“ rief sie dem herumsuchenden Schiffer zu.

„O, da!“ antwortete er, arglos herankommend. „Na,

irgendwo mußtet Ihr ja auch stecken. Hier, ich habe Euch einen Rock mitgebracht; hängt ihn um, der wärmt. Ich aber wärme mich an den beiden Flaschen hier.“

Sie hüllte sich in den schweren Rock und gestattete ihm auch, ihr dabei behilflich zu sein. Sie wich auch nicht zurück, als er sich dicht neben ihr niederließ. In ihrer verzweifeltsten Lage hatte sie einen verzweifeltsten Plan gefaßt.

Dierzigstes Kapitel.

Der Kapitän des Friesland war trotz seiner phlegmatischen Stumpfheit nicht ganz unempfindlich gegen weibliche Reize, wengleich dieselben auch niemals imstande gewesen waren, ihn in Sklavenfesseln zu schlagen. Gar manchmal hatten seine Glogaugen eine hübsche Dirne wohlgefällig bei ihrem Gange über die Straße verfolgt, aber der Gedanke, sich um die Gunst einer solchen zu bewerben, war ihm noch nicht gekommen; er hing zu sehr an seiner Flasche, um dieselbe um eines weiblichen Wesens willen im Stich zu lassen.

Hier aber hatte ihm das Geschick ein schönes Weib direkt in die Hände geführt, und überdies sah er sich durch die Verhältnisse gezwungen, dieselbe auch bei sich zu behalten; ihretwegen brauchte er weder die Flasche aufzugeben, noch sonstwie von seinen Gewohnheiten abzuweichen. Er war's daher wohl zufrieden, auch einmal in seinem Leben den Liebhaber zu spielen.

Bertha unterdrückte ihren Ekel und Widerwillen und machte eine leidlich gute Miene zum bösen Spiel. Sie antwortete mit Ruhe auf seine Fragen und freute sich im stillen über die Unersättlichkeit, mit der er den Branntwein in sich hineingieß. Diese Freude aber verwandelte sich in Besorgnis, als sie wahrnahm, wie wirkungslos das Feuerwasser auf ihren ungeschlachteten Anbeter blieb. Er trank und trank, blieb aber in Redeweise und Benehmen stets derselbe.

Sie begann zu fürchten, daß der Matrose Hovers an Deck kommen könnte, ehe sie noch einen erfolgreichen Schachzug

auszuführen imstande wäre. Dorn im Logis blieb alles dunkel und still. Außer Karrachs Stimme vernahm sie nur das Plätschern und Rauschen der Wogen und das gelegentliche Klappern eines Segels.

Plötzlich legte der Schiffer seine großen, schmutzigen Hände auf die ihren. Erschrocken fuhr sie zurück.

„Was?“ sagte er. „Seid Ihr bange?“

„O nein — ich mußte nur eben an meine Angehörigen daheim denken.“

„So laßt das; ich will nicht, daß Ihr Euch bangt. Wenn Ihr an jemand denken müßt, dann denkt an mich.“

„Das tue ich auch.“

„Na, was wollt Ihr also mehr? Seht mich an. Ich will Euch was sagen. Ihr seid das erste Weibsen, dem ich was gesagt habe. — Ja — Fardohmi!“

„Wann kommt der andere Matrose an Deck?“

„Wenn's Zeit ist. Von dem wollte ich nicht sprechen — von Euch. Ja — Ihr seid die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen habe, und —“

„Sagtet Ihr nicht, der Schoner ginge nach Westindien auf den Sklavenhandel?“

„Ja; aber hört nun —“

„Wann kommt Ihr wieder zurück nach Abbehauserfletch oder Altenfiel?“

„Gar nicht — oder höchstens, wenn ich mein Geld und meinen Schoner verloren habe, denn dann muß mir Reeder Quense mehr Geld und auch ein anderes Fahrzeug geben.“

„Wenn er das nur tut. Er sagte doch, er wollte Euch auf's Schafott bringen, wenn Ihr ihm jemals wieder in den Weg kämet.“

„Meinetwegen, aber dann soll er mit auf's Schafott. Vorläufig aber ist das alles noch nicht nötig.“

„Was hat er denn begangen, daß Ihr ihm so drohen könnt?“

„Ach was, das laßt nur. Ich weiß, was ich weiß. Der Quense hat viel zu große Furcht, um mir auch nur ein Haar zu krümmen. Ich wollte Euch aber was sagen —“

„Handelt es sich etwa um die Ermordung des Radbod Falk?“

„Fardohmi!“ stieß der Schiffer hervor, als habe ihn eine Wespe gestochen. „Der Falk war ein braver Kerl, jetzt

aber ist er tot, und ich will kein Wort mehr über ihn hören.“

„Ihr mochtet den Falk wohl nicht?“

„O doch, aber er steckte seine Nase immer in anderer Leute Angelegenheiten, und das war nicht richtig. — Oha, jetzt wird er seine Nase für sich behalten. — Auf sein Wohl!“

Er tat einen tiefen Zug aus der zweiten Flasche und schmagte dann voll Wohlbehagen mit den Lippen.

Bertha betrachtete ihn mit einem Gemisch von Entsetzen und Erstaunen. Nur bei der ersten Erwähnung von Falks Namen hatte er eine Art von Gefühl gezeigt, dann hatte er sich benommen, als sei die Unterhaltung nur auf eine ihm nicht sonderlich angenehme Persönlichkeit gebracht worden, keineswegs aber wie einer, der eine Blutschuld auf dem Gewissen hat.

„Der Reeder scheint dem armen Falk nicht wohlgesinnt gewesen zu sein“ fuhr sie fort, indem sie einen Blick hinter sich warf, um sich zu überzeugen, daß Backhaus auch aufmerkte.

„Der Reeder ist ein feiger Lump, der sich vor dem Jungen gefürchtet hat.“

„Aber weswegen?“

Die stierenden Gloßaugen richteten sich auf ihr Antlitz; dem Schiffer mochte der schattenhafte Gedanke kommen, daß man ihm hier seine Geheimnisse schlau entlocken wolle.

„O, just deswegen und darum.“

Er nahm einen langen Schluck.

Bertha hatte seinen Blick richtig gedeutet und hielt es für geraten, auf etwas anderes zu kommen.

„Der alte Quense soll ein filziger Geizkragen sein — ist das so?“

„Ja, das ist so.“

„Gegen Euch hat er sich doch aber nicht knauserig gezeigt — Euch hat er einen Beutel voll Geld gegeben, nicht wahr?“

„Ja, fünfhundert Taler in lauter goldenen Dukaten. Das tat er aber nur, weil er ein feiger Lump ist, wie ich schon sagte; er fürchtete sich, nein zu sagen.“

„Und all dies Geld habt Ihr bei Euch, hier an Bord von diesem Schoner?“ fragte sie mit erkünstelter Verwunderung.

„Ja, unten in meinem Schrank. Das war's auch, weswegen ich Euch mit mir genommen habe; ich dachte, Ihr

könntet mir sonst jemand nachschicken, der mir die Dukaten wieder abjagte. Jetzt aber soll nur einer kommen — Fardohmi!“

Und wieder brachte er die Flasche an den Mund.

Der Branntwein begann endlich eine Wirkung zu zeigen. Die phlegmatische Schwerfälligkeit im Wesen des Mannes erhielt einen Anflug von vergnügter Erregtheit. Im allgemeinen aber blieb er so ruhig und stetig wie zuvor.

Bertha blickte verstohlen über ihre Schulter. Backhaus hatte das Ruder verlassen, und zuerst konnte sie ihn nirgends gewahren; dann aber erspähte sie ihn — er kam auf Händen und Knien hinter Karrach herangekrochen. Ihr Herz begann laut zu pochen.

Ihre Voraussetzung war richtig gewesen. Die Angaben des Schiffers über das Ziel und den Zweck der Reise und seine Absicht, nicht wieder in die Heimat zurückzukehren, so lange er noch im Besitz des Schoners sein würde, und dann vielleicht auch die Erwähnung des Schatzes, der unten in der Kajüte lag, mochten in dem Matrosen neuterische Gedanken erweckt haben, die sie sich nach Kräften zu nütze machen wollte — wenn nur der Hovers noch lange genug schlief.

„All das viele Geld liegt also in Eurem Schrank?“ fragte sie wieder. „Meint Ihr, daß es dort sicher ist?“

„Oha, deswegen macht Euch keine Sorgen. Hier ist keiner, der's stehlen will, und wenn's einer wollte, der Schrank ist fest — und die Kajütentür ist noch fester. Aber nun will ich von Euch reden — Fardohmi!“

Er machte eine Bewegung, sie in die Arme zu schließen. Das aber war ihr zu viel, trotz ihrer Selbstbeherrschung. Einen leichten Schrei ausstoßend, sprang sie auf und stand ihm nun zitternd gegenüber.

Ganz verwundert saß er da und starrte sie an.

„Was habt Ihr denn?“ fragte er. „Fürchtet Ihr Euch denn vor mir?“

„O nein,“ versetzte sie, noch immer außer Fassung, und dabei irrte ihr Auge über ihre Umgebung, um eine Waffe ausfindig zu machen, mit der sie sich verteidigen könnte. Plötzlich zuckte sie zusammen, und ihr Blick blieb gebannt in der Richtung über Karrachs Kopf.

„Dann kommt wieder her und setzt Euch neben mich. Ich tue Euch nichts zu leide.“

„Ich — ich kann nicht,“ antwortete sie stockend und unverwandt über ihn hinweggehend.

Sie beobachtete den Matrosen Backhaus, und sie schwankte zwischen dem Entsetzen vor dem, was sich vor ihren Augen ereignen zu wollen schien, und dem Zweifel, ob sie es abwenden und die Gelegenheit, sich retten zu können, verlieren, oder aber den vom Branntwein benebelten Schiffer seinem Fatum überlassen sollte.

Backhaus war aufgestanden und hielt einen eisernen Koffeynagel zum Schlage erhoben über des Schiffers Kopfe.

Ein Wort von ihr konnte den Mann retten — ihr Schweigen konnte sein Todesurteil sein.

Noch schlug Backhaus nicht zu — wollte er sicherer zielen, oder erwartete er ihre Einsprache?

Ihr Atem stockte, ihre Blicke starrten, von Entsetzen gehannt. Sie vermochte weder einen Laut hervorzubringen, noch sich zu rühren. Der Schiffer aber ahnte nichts von der Gefahr, die ihn so furchtbar bedrohte.

Jetzt — Backhaus ruckte die Waffe höher — dann aber schleuderte er den Koffeynagel von sich drehte sich um und ging verdrossen und mürrisch wieder ans Ruder.

Eine erdrückende Last fiel von Berthas Brust; aber sie fürchtete nicht länger des Schiffers Zudringlichkeiten, wußte sie doch nun, eines wie kleinen Anstoßes es bedurfte, den Rudersmann in einen gewalttätigen Meuterer und in ihren energischen Beschützer zu verwandeln.

Der Lärm, den der schwere Koffeynagel auf den Decksplanken verursachte, machte den Schiffer aufmerksam. Er schaute sich um.

„Was gebt Ihr da an, Backhaus?“ rief er.

Keine Antwort.

„Könnt Ihr nicht hören, wenn ich zu Euch rede?“ wiederholte Karrach aufgebracht.

„Ja, ja, ich höre. Was soll ich hier angeben? Ich steuere,“ grollte der Matrose.

„Ich werde Euch schon noch antworten lehren, wartet nur — Fardohmi!“

Damit wendete er sich wieder zu Bertha, indem er sie noch einmal einlud, neben ihm Platz zu nehmen — diesmal aber schon gebieterischer.

„Was war das? Hörtet Ihr nichts?“ sagte sie und

machte eine Gebärde, als lausche sie gespannt und aufmerksam.

„Nein — wo?“

„Mir war's, als hörte ich die Thür Eurer Kajüte gehen — steckt der Schlüssel im Schloß?“

„Ja. Warum?“

„Lauft und seht zu — ich glaube ganz bestimmt, es ist einer unten!“

„Dann kann's nur der Hovers sein. Ich habe ihn aber nicht gehen sehen. Aber ich will hinunter und die Flaschen wieder füllen.“

Er stand langsam auf, ohne im mindesten zu schwanken, und schob gespreizten Ganges der Kajüte zu. Kaum hatte er den Fuß auf die Treppenstufe gesetzt, da huschte Bertha pfeilgeschwind zu Backhaus.

„Habt Ihr gehört, was er sagte?“ flüsterte sie in höchster Erregung. „O, helft mir, um Eurer Frau und Eurer Kinder willen!“

„Wobei soll ich Euch helfen?“ brummte er, so mürrisch wie immer.

„Helft mir wieder an Land zu kommen!“

„Warum?“

„Versteht Ihr denn nicht? Der Mann hat einen Mord begangen, und ich muß nach Hause, um den zu retten, der so fälschlich beschuldigt wird, Radbod Falk umgebracht zu haben. Ihr wollt mir helfen, nicht wahr? Um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt Ja!“

„Radbod Falk soll ermordet worden sein? Das kann ich nicht glauben.“

Sie fuhr einen Schritt zurück. Sollte er die Hoffnung, die er in ihr erweckt hatte, wieder zu Schanden machen wollen?

„Kanntet Ihr ihn?“ fragte sie bebend.

Er schwieg eine Weile.

„Ja,“ brummte er endlich. Wir sind Schiffsmaaten miteinander gewesen.“

„Er war also Euer Freund?“

Wieder eine Pause.

„Ja, so was Aehnliches.“

„Nun, dieser Euer Freund liegt jetzt erschlagen, kalt und Meister, Marschland

tot, und in seinem Namen beschwöre ich Euch: helft mir! Er war so lieb und treu und gut, was Ihr ja wissen müßt, da er doch Euer Freund gewesen ist. Wenn zu ihm jemand in solcher Not gekommen wäre, er hätte geholfen, soviel nur in seinen Kräften stand — drum werdet auch Ihr mir beistehen, wenn ich Euch recht innig in Radbods Namen ansehe!“

„Es ist noch gar nicht so lange her, da sah ich ihn heil und gesund.“

Der schroffe Ton seiner Stimme begann sich etwas zu mildern.

„Aber ich sage Euch ja — jetzt ist er tot, ermordet! Er, der stets bereit gewesen ist, jedermann beizuspringen, er ist in finsterner Nacht meuchlings überfallen und umgebracht worden, und der Schiffer Karrach ist der feige Mörder! Glaubt Ihr mir auch dann nicht, wenn ich Euch sage, daß mein eigener Mann im Gefängnis liegt, weil man ihn dieser Mordtat beschuldigt?“

„Ich weiß aber nicht, wie ich Euch helfen könnte.“

„Ich werde Euch sagen, was Ihr tun sollt — denkt doch auch an das Gold, das da unten im Schranke liegt!“

„Ja so — das Gold.“

„Ich sage niemand ein Wort davon — und er wagt's nicht — Ihr könnt es daher ganz allein für Euch behalten.“

„Ich werde Euch helfen, so gut ich kann.“

„Gott segne Euch tausendfach dafür!“

In der Fülle ihrer Dankbarkeit legte sie ihre Hand auf seinen Arm. Es war ihr, als fühle sie ihn erbeben; allein jetzt war keine Zeit, darüber nachzudenken.

Sie lief zur Kajütentreppe. Unter der Thür zu des Schiffers Kammer drang ein Lichtschein hervor. Sie hörte, wie er zwischen Flaschen herumklapperte — schon wollte sie hinabsteigen — da kam er heraus.

Sollte ihr Plan mißglücken? Mit einer raschen Geistesgegenwart, die sie unter anderen Umständen selbst in Erstaunen gesetzt hätte, verfiel sie auf einen Ausweg.

„Habt Ihr Euch überzeugt, ob das Gold auch noch sicher im Schrank liegt?“ rief sie hinab.

„Damit hat's keine Not,“ erwiderte er emporsehend. Er hatte die Hand an dem Schlüssel, der zum Gebrauch bereit von außen im Türschloß stak.

„Geht und seht zu, sage ich Euch!“ drängte sie.

Grunzend, aber gehorsam ging er wieder in die Kammer zurück. Ihre Absicht war, ihn einzusperrern und dann Backhaus zu bewegen, dem Schoner nach dem nächsten Hafen zu steuern. Hovers konnte im Schlaf leicht überwältigt werden.

Geräuschlos, wie ein Schatten, glitt sie die Treppe hinunter. Sie schob die Tür zu und versuchte, den Schlüssel zu drehen; der aber war aus der rechten Lage gekommen, und in dem Augenblick, den sie brauchte, ihn schließrecht zu rücken, riß Karrach die Tür wieder auf und packte sie am Handgelenk.

„Oha,“ sagte er, nicht ohne einen Anflug von selbstzufriedenem Humor. „Warum wolltet Ihr mich denn einsperrern? Na, da kommt nur und seht, wie Euch selber das gefällt.“

Sie war so überwältigt vor Schreck und Enttäuschung, daß sie im ersten Augenblick keinen Laut hervorbringen konnte. Als er sie aber in die Kammer hereinzog, stieß sie ein schrilles Hilfesgeschrei aus.

„Das war nichts,“ sagte er höhnisch, indem er sie zurückstieß. „Dachtet Ihr, ich hätte nicht gesehen, wie Ihr zu Backhaus sprachtet? Oha, Ivan Karrach ist kein Dummkopf! Da, setzt Euch ruhig hin. — Ich will Hovers wecken, und dann komme ich wieder zu Euch. — Fardohmi!“

Er ließ ein krächzendes Lachen hören, dann verschloß er die Tür und stieg schwerfällig die Treppe hinan.

Sie schrie aus Leibeskräften um Hilfe — Backhaus mußte sie hören! Dann warf sie sich gegen die Tür — die aber war so fest, daß sie selbst den vereinten Kräften zweier Männer kaum gewichen wäre. Sie zerschlug sich die Hände daran, aber sie erreichte dadurch nicht mehr als ein Kind, welches gegen eine Felswand schlägt.

Dann war's ihr, als hörte sie über sich einen dumpfen Lärm, wie das Gestampfe zweier Kämpfenden. Sie verhielt sich ganz still und lauschte. Hatte wirklich ein Handgemenge an Deck stattgefunden, dann mußte es sehr kurz gewesen sein, denn kaum hatte sie sich recht zum Lauschen gesammelt, da war alles schon wieder ruhig.

Nichts vernahm sie mehr, als das eintönige Geplätscher der Wogen längs der Schiffsseiten und das dumpfe Brausen eines gelegentlich durch das Takelwerk streichenden Windstoßes.

Einundvierzigstes Kapitel.

Eine halbe Stunde verging in quälender, angstvoller Erwartung, und noch immer erschien der Matrose nicht, sie zu erlösen. Aber auch Karrack kam nicht zurück, wie er gedroht hatte.

Bei dem Schein der unter den Decksbalken schwingenden Laterne durchsuchte sie alle Ecken und Winkel der Kajüte nach einem Instrument, mit dessen Hilfe sie die Tür aufzwingen könnte, allein sie fand keins. Endlich kauerte sie sich völlig entmutigt und aufgerieben von der entsetzlichen Ungewißheit, an der Tür auf den Boden nieder; sie war in dieser Nacht schon so oft dem Erfolge so nahe gewesen und so oft wieder zurückgeworfen worden, daß Hoffnung und Zuversicht sie gänzlich verlassen hatten.

Sie mühte sich ab, über ihre gegenwärtige Lage nachzuginneln. Hätte Backhaus den Schiffer überwältigt, so wäre er sicherlich längst heruntergekommen, um sich vor allem in den Besitz des Geldes zu setzen. Wie gefügig war er plötzlich geworden, als sie ihm sagte, der Mammon sollte ganz allein nur ihm gehören! Welch eine dämonische Macht war doch dies Gold, daß es Männer, die keinen Finger gerührt hätten, einem verzweifelten Herzen beizustehen, plötzlich zu allen Wagnissen antreiben konnte! Sie haßte es, und doch war sie vor geringerer Zeit noch dankbar gewesen, da sie durch seine Hilfe den mürrischen und unzugänglichen Matrosen gewonnen hatte. Der Sündensold schien ein Werkzeug der Vergeltung werden zu wollen, um sich noch im letzten Moment als trügerisch herauszustellen. Oder sollte er ihr doch noch zum Erfolge verhelfen?

Das Blut begann wieder rascher in ihren Adern zu pulsen. Sie wußte nicht, wie lange sie hier am Boden gekauert hatte. Es war eisig kalt hier unten, da schon längst kein Feuer in dem kleinen eisernen Ofen mehr gebrannt hatte.

Steif und verklammert erhob sie sich; die Laterne brannte dunkler, es schien ihr an Öl zu gebrechen. Sie lauschte nach einer Stimme oder sonst einem Laut oder Geräusch, woraus

sie erkennen könnte, wer jetzt Herr des Schöners war . . .

Wieder verließ sie die Hoffnung. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Jedenfalls hatte Karrach den Hovers geweckt und mit dessen Beistand Backhaus übermannt und gefesselt. Er war noch nicht wieder in der Kajüte erschienen, weil er erst weiter in die offene See hinaus wollte, ehe er sich ihr mit seinen brutalen Liebesbezeigungen wieder näherte — eine Seite seines Charakters, die ihr fürchterlicher war, als seine mörderischste Wut oder sein Haß . . .

Was war das?

Sie stürzte zurück von der Tür. Ein schwerer Schritt bewegte sich die Treppe herab!

Er kam!

Wild blickte sie um sich . . . Da war kein Gegenstand, mit dem sie sich hätte wehren, nichts, womit sie die Tür hätte verbarrikadieren können!

Sie biß die Zähne aufeinander. Die Kraft der wahnsinnigsten Verzweiflung schwellte ihre Adern und Muskeln. Ihr war's, als sei sie ihm jetzt völlig gewachsen — sie war fest entschlossen, ihn zu erwürgen, sowie er sie auch nur anrührte.

Der Schlüssel rasselte im Schloß.

Sie stand wie eine Tigerin, bereit, sich auf ihn zu werfen und dann das Deck zu gewinnen. Dort würde sie schon eine Waffe finden, und gab's auch nur den Kampf einer Frau gegen zwei Männer, so wußte diese Frau doch zu sterben.

Die Tür schob sich vorsichtig zurück.

„Seid Ihr da?“

Das war Backhaus' Stimme.

Es war sein Glück, daß er sprach, sein Glück, daß sie seine Stimme deutlich erkennen konnte, denn sonst wäre sie im nächsten Moment über ihn hergestürzt.

Jetzt war's, als schnappten ihre aufs äußerste angespannt gewesenen Nerven plötzlich zurück — mit leisem Aufschrei sank sie zu Boden, schluchzend und zitternd, überwältigt von dem Uebermaß ihres Glückes.

„Seid Ihr da?“ wiederholte der Matrose.

Da gewahrte er sie am Boden; schnell trat er herzu und hob sie auf.

„Ist Euch etwas geschehen? Seid Ihr verletzt? Hat er Euch angerührt?“

Er stellte diese Fragen in so respektvollem Tone und zu-

gleich mit solcher Besorgnis, daß sie sogar in diesem Augenblick darüber erstaunte.

„Nein,“ antwortete sie. „Nein, ich fürchtete nur, daß er wiederkäme. — Ich hätte ihn getötet! Als ich Euch erkannte, brach ich unter der Freude zusammen. O, warum seid Ihr nicht früher gekommen? Warum habt Ihr mich nicht wenigstens wissen lassen, daß Ihr ihm nicht unterlegen wart?“

Als er gewahrte, daß ihr kein Leid zugefügt worden war, führte er sie zu einem Sitz und zog sich dann einige Schritte zurück, den Kopf senkend — ganz wieder der mürrische, verdrossene Mann wie zuvor.

„Ich meinte, ein wenig Ruhe würde Euch gut tun. An Deck ist's kalt und Ihr hättet da oben auch nichts nützen können,“ antwortete er.

„Glaubt Ihr, ich würde mich fürchten?“

„Ihr waret hier unten besser aufgehoben, wie oben.“

„Wo ist Karrach? Wie seid Ihr mit ihm fertig geworden?“

„Leicht genug. Ich lauerte mit 'ner Leine oben an der Kajütskappe, und als er die Treppe heraufkam, hatte er die Schlinge über Arme und Leib, ehe er sich noch besinnen konnte.“

„Aber wo ist er denn jetzt?“

„Ich habe ihn in den Raum hinunter geworfen, da liegt er und beißt vor Wut in den Ballast. Ich hätte ihn totschiagen können, auch vorhin schon, als er neben Euch saß — und ich hätt's auch getan, wenn er Euch nur mit einem Finger anrührte. So ist's aber besser, der Strafrichter soll ihn mit heilen Knochen in Empfang nehmen.“

„Und Hovers?“

„Den habe ich im Logis eingeschlossen. Da flucht und tobt er nun auch schon seit 'ner Stunde, mit dem Schiffer im Raum um die Wette.“

„Wie konntet Ihr mich aber nur so lange warten lassen! Ich bin hier unten vor Angst fast gestorben, da ich glaubte, sie hätten Euch überwältigt oder gar erschlagen! Dachtet Ihr denn nicht an das Geld?“

Der Matrose wendete sich halb ab, als sähe er sich in der Kammer um, oder als wolle er eine flüchtige Veränderung in seinen Zügen vor ihr verbergen.

„O ja — das Geld — ja, daran dachte ich auch,“ brummte er kaum verständlich in seinen großen, zottigen Bart.

„Im Schrank soll's liegen. Der dort mit dem Vorhängeschloß wird's sein.“

„Möglich — ja — aber wir wollen's nur da liegen lassen; die Polizei oder das Gericht werden's schon an sich nehmen.“

„Wie? Ihr wollt es nicht?“

„Vielleicht könnt Ihr selber es auch gebrauchen — das Erbringen von Beweisen und all der andere gerichtliche Kram, was Euch doch bevorsteht, kostet viel Geld, sollt' ich meinen. Ich bin schon zufrieden, daß ich von diesem verwünschten Kasten wieder herunterkomme; dafür habe ich Euch ohnehin zu danken.“

Diese Weigerung des Matrosen, den Schatz anzurühren, der ihm hier von selber in die Hände fallen sollte, erfüllte sie mit Freude und Bewunderung. Sie streckte ihm ihre Hände entgegen, als er jedoch keine Miene machte, einzuschlagen, legte sie ihm dieselben sanft auf den Arm. Und wieder war's ihr, als erzitterte er unter dieser Berührung.

„Jetzt erkenne ich klar, daß Radbod Falk Euch freundschaftlich zugetan gewesen sein muß,“ sagte sie mit bewegter Stimme. „Und nun weiß ich auch, daß Ihr mir um seinetwegen beigestanden habt. Ich kann Euch jetzt nicht so danken, wie ich Euch wohl möchte, aber vielleicht gewährt es Euch eine Genugthuung, wenn ich Euch gestehe, daß Radbod mir einst das Liebste und Teuerste auf der ganzen Welt gewesen ist, und daß ich heute sein glückliches Weib wäre, wenn Karrach unseren schönen Traum nicht so grausam und fürchterlich zunichte gemacht hätte! O, wenn Ihr wüßtet, in welches Elend uns jener Teufel gestürzt hat! Möge der gnädige Gott Euch vor solchem Leid bewahren, denn sonst würdet Ihr wünschen, niemals das Licht der Welt erblickt zu haben, wie ich so oft, o so oft getan!“

Sie trocknete ihre Augen; das waren die ersten Tränen, die sie seit jener schrecklichen Nacht auf dem Huderhof geweint.

Der Mann gab keine Antwort. Sein Kopf senkte sich noch tiefer und er bewegte sich rückwärts der Tür zu, als wolle er vermeiden, Zeuge ihres Schmerzes zu sein.

Sie bemerkte dies und faßte sich schnell.

„Wo befinden wir uns jetzt mit dem Schoner?“ fragte

sie, um ihre Gedanken wieder auf das Nächstliegende zu richten.

„Kommt an Deck und seht selber,“ versetzte Backhaus kurz.

Mit zwei Sätzen sprang er die Treppe hinauf.

Sie folgte ihm. Der Himmel zeigte im Osten ein bleiches Nebelgrau und der Wind war noch frostiger geworden — beides Anzeichen des nahenden Tagesanbruchs. Der Schoner lief mit nur mäßiger Schnelligkeit und so stetig, daß Backhaus sehr wohl imstande gewesen war, ihn mit festgelegtem Ruder auf einige Minuten ab und zu sich selbst zu überlassen.

Bertha gewahrte in der Richtung der Fahrt zwei Hafengefeuer.

„Was sind das dort für Feuer?“ fragte sie.

„Die Blickfeuer von Abbehauserfletth; wenn der Wind so bleibt, können wir dort in einer Stunde zu Anker gehen.“

„Abbehauserfletth!“ rief sie in heller Freude. „Woher wußtet Ihr, daß ich gerade dorthin wollte?“

„Ich hielt auf den nächsten Hafen zu, der mit diesem Winde zu erreichen war,“ antwortete der Matrose, indem er ans Ruder ging und sie stehen ließ.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Der Wind blieb günstig. Noch hingen die grauen Morgennebel schwer über dem Städtchen, da ließ der Schoner bereits im Hafen den Anker fallen.

Backhaus hatte einige auslaufende Fischerboote angerufen und auf diese Weise die Hilfe erlangt, die er bei der Handhabung des Ankers und beim Festmachen der Segel nicht hätte entbehren können.

Ehe die Fischer an Bord kamen, war Bertha ihm wacker zur Hand gegangen. Wie alle Frauen jener Küste, wußte sie sich an Deck eines Schiffes sehr wohl zurechtzufinden.

Ihr Gefährte aber hatte während der ganzen Zeit kaum zwei Worte zu ihr geredet, sich auch immer möglichst fern von

ihr gehalten. Jetzt schickte er sich an, den Schoner in einem der Fischerboote zu verlassen.

„Ihr tut gut, wenn Ihr noch so lange an Bord bleibt, bis ich Leute schicke, die den Schiffer und den anderen in Gewahrsam nehmen,“ sagte er vom Fallreep aus. „Ihr seht dann gleich, ob sie auch in die rechten Hände kommen.“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, kletterte er hinab, mürrisch und unfreundlich bis zuletzt.

Sie hatte nicht lange Zeit, über den seltsamen Menschen nachzudenken, denn bald nach dessen Abgang erschien der Gendarm Rasselmann an Bord, begleitet von sechs handfesten jungen Fischern. Er hatte augenscheinlich bereits volle Instruktion erhalten, denn er schritt mit kurzem Gruß an Bertha vorüber und machte sich sogleich ans Werk. Zuerst bemächtigte er sich des Matrosen Hovers, der sich wutschäumend zur Wehr setzte und sich auch noch nicht beruhigen wollte, als er längst gefesselt an Deck lag. Er protestierte unter lauten Schmähungen und Schimpfreden gegen seine Verhaftung, da er kein Verbrechen begangen habe; Rasselmann aber achtete gar nicht darauf, er riet ihm nur, sich ruhig zu verhalten, was der andere jedoch völlig in den Wind schlug.

Auch der Schiffer widersetzte sich anfänglich mit aller Macht, als er jedoch gewahrte, wo und in wessen Händen er sich befand, da gab er alle Gegenwehr auf und versank in seine gewöhnliche schweigsame Stumpfheit und Gleichgültigkeit.

Nachdem der Gendarm einen Wächter für den Schoner bestimmt hatte, wurden die Gefangenen an Land transportiert.

Bertha wartete bis zuletzt, weil sie immer noch meinte, der Matrose Backhaus werde zurückkommen. Als dies jedoch nicht geschah, sagte sie dem Schiffswächter, daß sie sich zu dem Advokaten Forkkamp begäbe; wenn Backhaus sich an Bord einstellen sollte, ließe sie ihn bitten, sie daselbst aufzusuchen.

In Herrn Peter Forkkamps enger Schreibstube herrschte an diesem nebeligen Dezembermorgen noch eine so dicke Finsternis, daß der geschäftige kleine Mann eine brennende Lampe auf den Tisch setzen mußte, an dem er eifrig mit der Abfassung eines Schriftstückes beschäftigt war.

Ihm gegenüber stand ein seemännisch aussehender Mann, der ernst und gemessen die Fragen beantwortete, die der Ad-

vokat in Zwischenräumen mit unterdrückter, hastiger Stimme an ihn richtete. Als Bertha in die Thür trat, wendete der Mann den Kopf und sah sie an. Der Advokat schrieb seinen angefangenen Satz zu Ende und dann blickte auch er sie an.

„Sie sind schon früh bei Wege, Frau Brumund,“ sagte er, „aber ich freue mich, Sie zu sehen. Haben Sie etwas entdeckt?“

Sie berichtete die außerordentlichen Begebenheiten, die sie seit ihrem Besuch auf dem Reederhof erlebt hatte.

Bei der ersten Erwähnung des Schiffers Karrach und des Schoners horchte der Seemann hoch auf, sagte aber kein Wort. Der Advokat saß, die Feder quer im Munde, die Ellenbogen auf den Tisch und die Stirn in die Hände gestützt, unbeweglich da und hörte ihr zu, ohne sie auch nur mit einem Worte zu unterbrechen.

„Sie können wahrlich Gott danken, so davongekommen zu sein!“ rief er endlich, als sie ihre Erzählung schloß. „Das sind ja ganz unerhörte Sachen! Im Grunde aber bin ich nicht sonderlich erstaunt — wahrhaftig, ich glaube, daß ich fortan über nichts in der Welt mehr in Erstaunen geraten werde. Aber ich freue mich Ihres Erfolges und Ihres glücklichen Entrinnens, nicht zum wenigsten aber auch darüber, das Sie uns den Karrach erwischt haben. Und nun gedenken Sie ihn ohne Zweifel des Mordes zu beschuldigen, begangen an dem Seefahrer Radbod Falk — nicht wahr?“

„Was sonst?“

„Haben Sie Beweise dafür? In dem, was Sie mir soeben erzählten, fehlte es ja nicht an Verdachtsmomenten, allein ich finde nicht das geringste, was ihn mit der Mordtat in direkte Verbindung brächte. Also — haben Sie Beweise für eine solche Beschuldigung?“

Die junge Frau stand einen Augenblick ratlos, dann aber entgegnete sie mit Entschiedenheit:

„Die muß der Reeder Quense uns liefern.“

„Der wird sich hüten,“ versetzte der Advokat ruhig. „Aber selbst wenn er dazu bereit wäre, so sollte es ihm doch schwer werden, Ihnen solche Beweise zu schaffen, vorausgesetzt, daß das, was ich soeben von diesem Manne hier gehört habe, auf Wahrheit beruht.“

Hestig wendete Bertha sich um, den Seemann zu mustern.

„Und was haben Sie von dem gehört?“ fragte sie dann

in erwachendem Zorn, denn sie argwöhnte, der Mann sei erschienen, um gegen Cornelius auszusagen.

„Das Allererstaunlichste, was man überhaupt hören kann,“ antwortete der Advokat, indem er die Feder niederlegte und mit den Knöcheln seiner Rechten laut auf die Tischplatte schlug, als sei er unwillig darüber, vor einem Rätsel zu stehen, das er nicht sofort durchschauen und lösen konnte. „Er behauptete nämlich, daß dieser Falk uns zum zweitenmal genasführt hat und überhaupt gar nicht tot ist!“

Ratlos und verwirrt blickte Bertha von dem einen zum anderen.

„Wie ist das zu verstehen?“ stammelte sie endlich.

„Da sitzt's eben!“ rief Peter Fortkamp ärgerlich, denn es war ihm, als wolle man ihn persönlich zum besten haben. „Erinnern Sie sich, diesen Mann schon einmal gesehen zu haben?“

„Nein.“

„Na, der Mann heißt Wittmarsch und war Steuermann an Bord der Brigg Graf Peter von Oldenburg. Er hat sich hier eingefunden, um zu Protokoll zu geben, daß er während der beiden letzten Tage mit Falk in Altenziel zusammengesessen ist, daß er denselben erst gestern nachmittag verlassen hat, um, auf Falks besonderen Wunsch, mich aufzusuchen, und daß dieser selbige Falk, anstatt auf dem Reederhof im Sarge zu liegen, sich gesund und frisch auf die Jagd nach dem Schiffer Karrach gemacht hat.“

„Wer aber soll denn jener Tote sein?“

„Das bin ich außer Stande, auch nur zu ahnen. Bisher hat noch jeder denselben für Falk gehalten. Haben Sie denn die Leiche nicht gesehen?“

„Nein,“ versetzte Bertha sich schüttelnd.

„Wären Sie nicht imstande, dies zu tun?“

Sie schwieg einen Augenblick.

„Wenn der Tote nicht Radbod Falk sein sollte, würde mein Mann dann auf freien Fuß gesetzt werden?“

„Das kann ich noch nicht beurteilen; jedenfalls aber würde die Sache sich viel günstiger für ihn gestalten, wenn der Erschlagene sich als eine Persönlichkeit herausstellte, die ihm niemals Ursache zu Haß und Eifersucht gegeben hatte.“

„Dann will ich mir die Leiche ansehen und den Reeder zwingen, alles aufzuklären.“

„Ich hoffe inständigst, daß Ihnen das gelingen möge. Ich werde Sie übrigens begleiten. Zuvor muß ich jedoch noch Karrachs wegen einige Anordnungen treffen.“

„Der soll doch nicht etwa wieder losgelassen werden?“

„Das nicht; denn obgleich wir ihn nicht des Mordes beschuldigen können, so bleibt er dennoch wegen einer anderen Sache in Haft. Der Steuermann Wittmarsch hat nämlich folgendes hier ausgesagt: Er hielt bis vor kurzem Radbod Falk für tot, und da er aus diesem Grunde meinte, mit seinem vereinzelt stehenden Zeugnis über die Art und Weise, wie der Graf Peter beseitigt worden ist, gegen die übereinstimmenden Aussagen des Schiffers und der Mannschaft nichts ausrichten zu können, so musterte er in Emden auf einem nach China segelnden Schiffe an. Von dort zurückgekehrt erfuhr er, daß Falk noch am Leben war, und von diesem selber bewogen, kam er heute zu mir, um mir mitzuteilen, was ihm über den Untergang der Brigg bekannt ist. Einen schwerwiegenden Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptungen habe ich bereits in Händen: das Schriftstück nämlich, welches Karrach mir als die Aussage Wittmarschs seinerzeit eingehändigt hat, und welches auch Wittmarschs Namensunterschrift trägt, ist eine Fälschung, da Wittmarsch davon nichts weiß, dasselbe daher auch nicht unterzeichnen konnte. Das allein genügt schon, ihm den Prozeß zu machen.“

„Aber wo ist Radbod Falk, und warum kommt er nicht her?“ fragte Bertha, noch immer zweifelnd.

Zum erstenmal seit ihrem Eintritt nahm jetzt der Steuermann Wittmarsch das Wort.

„Sie brauchen ihn hier nicht zu erwarten,“ sagte er, „denn er will einfach nicht kommen. Er sagte mir, ich sollte, sowie ich mit dem Herrn Advokaten hier fertig wäre, sogleich wieder nach Altensiel zurückkehren und in dem Gasthof warten, bis er sich wieder sehen oder von sich hören lassen würde. Sogar Herr Fortkamp sollte ihn dort auffuchen, wenn er ihn sprechen wollte, denn er hat sich gelobt, niemals wieder seinen Fuß nach Abbehauserfleth zu setzen.“

Berthas Antlitz wurde purpurrot.

„Wissen Sie, wo er sich jetzt aufhält?“

„Das kann ich nicht sagen,“ lautete die zögernde Antwort. „Aber wenn Sie wünschen, will ich mich nach ihm umschauen.“

„Ja, tun Sie das, und bestellen Sie ihm, ich ließe ihn bitten und beschwören bei der Liebe, die wir für einander gehegt, sobald als möglich hierher zu eilen und meinen Mann zu retten, der seinetwegen im Gefängnis liegt!“

„Das soll geschehen.“

„Und dann bringen Sie ihn zu Herrn Fortkamp. Wenn er wirklich noch am Leben ist, dann wird er kommen, sobald er erfährt, daß ich ihn rufen lasse.“

„Unterschreiben Sie dies gefälligst, Steuermann Wittmarsch,“ sagte der Advokat, „und schaffen Sie uns den Falk so schnell als möglich zur Stelle. Wir müssen ihn haben, verstehen Sie wohl? Das ist das allererste, was Ihnen jetzt obliegt; uns aber, Frau Brumund, liegt jetzt vor allem ob, zu erfahren, wer der Ermordete eigentlich ist, und wie ein solcher Irrtum bezüglich seiner Identität entstehen konnte. Wo nur der Mann, der Backhaus, bleiben mag! Den müssen wir auch hier behalten, bis der Untersuchungsrichter wieder da ist.“

Bertha wußte diese Frage nicht zu beantworten, der Advokat sendete daher einen Boten auf die Suche nach dem Matrosen.

Wittmarsch entfernte sich; er versprach baldige Rückkehr, entweder mit Falk oder mit Nachrichten über ihn.

Bertha brannte vor Ungeduld, die Nachforschungen fortzusetzen, die sie bisher schon so seltsam verschlungene Pfade geführt, und deren Ende noch in so tiefem Dunkel lag. Der Advokat aber vergaß auch die materiellen Lebens Elemente nicht; er schob seine Papiere zusammen, legte die Feder beiseite und lud die Großbäuerin zum Frühstück ein.

„Bester Herr Fortkamp,“ rief diese, „ich kann weder essen noch trinken, noch ruhen, ehe ich nicht Gewißheit erlangt habe, daß Cornelius außer Gefahr ist.“

„Ich vermag Sie sehr wohl zu verstehen, muß Ihnen aber raten, dennoch beides zu versuchen. Wir haben eine ernste Arbeit vor uns, und die darf nicht mit erschöpftem Körper in Angriff genommen werden. Hunger, auch wenn Sie ihn nicht direkt fühlen, wirkt störend auf das Temperament sowohl, als auch auf das Urtheil, Sie aber brauchen jetzt vor allem Geduld und klare Gedanken. Ein tüchtiges Frühstück gibt das Fundament dazu her.“

Er geleitete sie ins Wohnzimmer, wo der Tisch bereits gedeckt war, und ihres Gastfreundes Schuld war's nicht,

wenn sie ungestärkt von diesem Mahle wieder aufgestanden wäre.

„Und nun, Frau Brumund,“ sagte der kleine Mann freundlich, als er sich vom Tische erhob, „werden Sie ein wenig ruhen, bis ich wiederkomme. Ich will den Kerl, den Karrach, einmal ins Gebet nehmen. Ich muß offen gegen Sie sein und Sie bitten, von dem, was wir bis jetzt erkundet haben, nicht zuviel zu erwarten. Was dieser Wittmarsch uns erzählte, legt den Fall mit dem Graf Peter ja klar genug, soweit Karrach in Betracht kommt, allein Quense wird dadurch keineswegs belastet, denn es fehlt uns jeder Anhalt dafür, daß er mit dem Schiffer unter einer Decke gesteckt hat, denn die Tatsache, daß er aus dem Untergang den größeren Gewinn zog, kann doch nicht als Beweis seiner Mitschuld gelten.“

„Karrach wird alles gestehen.“

„Wollen's hoffen. Was aber Ihren Mann anlangt so schafft Wittmarschs Aussage nur neue Verwicklungen in dieser Sache, und wir haben doch schon gerade genug gehabt. Ich muß ehrlich gestehen, daß ich mich in all dieser Verwirrung vorläufig noch nicht zurechtzufinden weiß, was mir in meiner Praxis auch in den schwierigsten Tagen bisher noch nicht passiert ist.“

„Mein Gott, Herr Fortkamp, wenn der Falk noch am Leben ist, dann fehlt doch jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß mein Mann einem andern Menschen nach dem Leben getrachtet haben sollte!“

„Meine liebe Frau Brumund, ob nun ein Motiv zu der Tat nachgewiesen werden kann oder nicht, wir brauchen vollgültigere Beweise, als ihres Mannes Beteuerungen, daß er's nicht gewesen, der jenen Menschen erwürgt und dann den Abhang hinunter ins Wasser warf, ehe die gegen ihn vorliegenden Verdachtsmomente entkräftet werden. Außer Robert Spanhake war er nachweislich der einzige Mann, der um jene Zeit auf dem Huderhof gewesen ist, und gegen Spanhake richtet sich auch nicht der Schatten eines Verdachtes. So ungefähr würde auch der Staatsanwalt denken.“

Bertha seufzte.

„Gut denn, Herr Fortkamp; dann müssen wir die nötigen Beweise finden.“

Doll Bewunderung, aber auch zugleich voll Mitleid sah der Advokat sie an.

„Ihre Zuversicht beugt also nichts?“

„Nichts! Es sei denn, daß ich ihn schon verurteilt sähe und mir sagen müßte, daß er unschuldig ins Verderben ginge, und daß ich, seine Frau, nicht vermocht hätte ihn zu retten.“

Es lag bei diesen Worten ein solch strahlender Ausdruck von Liebe und felsenfestem Vertrauen auf ihrem emporgerichteten Antlitz, daß der kleine alte Herr sie ganz entzückt und begeistert anblicken mußte.

„Meiner Treu!“ sagte er. „So viel Ausdauer hätte ich einem Weibe nun und nimmermehr zugetraut! Jetzt müssen wir gewinnen! Ruhen Sie nur ein Weilschen, ich bin mit Windeseile wieder da, bringe auch gleich ein Fuhrwerk mit, damit wir uns gar nicht weiter aufzuhalten brauchen. Eins steht fest: ehe wir auch nur das geringste unternehmen, müssen wir wissen, wer der Tote ist.“

„Noch ein Wort, Herr Fortkamp. Nehmen wir an, der Steuermann habe sich irgendwo geirrt und der Ermordete wäre tatsächlich Radbod Falk und kein anderer — würde das, was wir nun über den Untergang des Graf Peter wissen, den Verdacht gegen meinen Mann nicht doch etwas mildern?“

„Ganz gewiß würde es das —“

Es dauerte eine Stunde, ehe er zurückkam. Er fand sie in großer Aufregung im Zimmer hin und her gehend. Mit einem Freudenruf trat sie ihm entgegen.

„Ich hab's!“ rief sie. „Jetzt weiß ich alles!“

„Nun? Lassen Sie hören.“

„Karrach ist heimlich nach dem Huderhof gegangen, um Radbod umzubringen, hat aber in der Dunkelheit sein Opfer mit diesem Menschen verwechselt, den die Leute gefunden haben.“

Blitzenden Auges schaute sie ihn an, in der festen Erwartung, daß ihre Ueberzeugung auch ihn mit fortreißen müsse.

Fortkamp dachte lange nach.

„Unmöglich ist das nicht,“ murmelte er dann. „Im Gegenteil. Aber lassen Sie davon vorläufig noch nichts ver-

lauten. Diese neue Auffassung ist zweischneidig und könnte sehr wirksam auch gegen Brumund ausgenutzt werden.“

„Haben Sie aus Karrach etwas herausgebracht?“

„Kein Wort. Er ist einer von den halsstarrigsten Stockfriesen, mit dem ebenso wenig anzufangen ist, wie mit einem störrischen Ochsen.“

„Wir werden schon noch Mittel finden, ihn zum Sprechen zu bringen,“ rief Bertha in zuversichtlicher Entschlossenheit.

Darauf hüllte sie sich in den Mantel, den sie auf dem Wege vom Hasen herauf von einer Bekannten geliehen hatte, und folgte dem Advokaten zum Wagen.

Die Pferde wollten soeben anziehen, da kam der jugendliche Schreiber, den Fortkamp nach dem Matrosen Backhaus ausgeschickt hatte, von seiner Suche zurück und meldete, daß der Mann in der ganzen Stadt nirgends zu finden wäre.

„Merkwürdig!“ brummte der Advokat und gab den Pferden die Peitsche.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

In der Nähe des Reederhofes angelangt, bemerkten sie bald, daß daselbst etwas Ungewöhnliches vorging. Eine Anzahl von Männern, deren dunkle Feiertagsröcke deutlich bekundeten, daß sie gekommen waren, sich an dem Leichenbegängnis zu beteiligen, stand in Gruppen umher, in lebhafter und erregter Unterhaltung über einen Gegenstand, der unzweifelhaft den Reeder oder sein Haus betraf, was aus den gegen das letztere gerichteten Gebärden und Blicken zur Genüge hervorging.

Die Versammlung war bereits eine recht zahlreiche, und immer noch mehr Leute kamen herbei; denn Radbod Falk hatte sich die Zuneigung und Sympathie sämtlicher Anwohner der ganzen Gegend zu erwerben gewußt, und deshalb hielt jedermann es für seine Pflicht — geladen oder ungeladen zu erscheinen und ihm die letzte Ehre dadurch zu erweisen, daß man seine Leiche zu Grabe geleitete.

Dem langsam heranfahrenden Advokaten wurden vielfache Grüße zu teil, wengleich niemand es für gut befand, ihm die Ursache der eifrigen Verhandlungen mitzuteilen.

An dem weit geöffneten Torweg hielt er still; einer der herumstehenden Männer nahm ihm die Zügel ab und redete ihn an.

„Gehen Sie nur immer hinein, Herr Fortkamp,“ sagte er. „Sonst könnten Sie lange warten, ehe jemand kommt und Sie einladet.“

Fortkamp und seine Begleiterin folgten der Weisung. Im Hausflur trafen sie Frau Siefken; die Haushälterin kam die Treppe herab, und zwar laut schluchzend und unter strömenden Tränen.

„Allmächtiger! Frau Brumund!“ rief sie, als sie die Großbäuerin erblickte. „Wie konnten Sie mich nur so ängstigen! Warum sind Sie denn in der Nacht davon gelaufen, ohne mir ein Wort davon zu sagen?“

„Das sage ich Ihnen ein andermal. — Haben sie den Sarg schon zugenagelt? Ich muß die Leiche sehen.“

„Um Gottes willen, gehen Sie jetzt da nicht hinauf! Sie ertragen's nicht — Sie überwinden's Zeit Ihres Lebens nicht wieder! Mine Pophusen ist oben und hat die ganze Welt auf den Kopf gestellt! Kein Mensch kann wissen, was noch alles geschehen wird — Gott wolle uns gnädig sein — und vergebe uns alle unsere Sünden! — Aber wo das hinaus soll — o, es ist zu schrecklich —“

„Kommen Sie!“ sagte der Advokat hastig.

Und ohne weiter auf Frau Siefkens unzusammenhängende Samentationen zu hören, eilte er, von Bertha gefolgt, die Stufen hinauf.

Oben angelangt, vernahmen sie aus dem zunächst liegenden Zimmer dumpfe, herzbrechende Klagetöne. Er öffnete die Thür und sie traten ein. Hier aber wartete ihrer ein Anblick, der sie bei der Schwelle festbannte.

Am äußersten Ende des Zimmers stand der Reeder hinter einem Stuhl, dessen Lehne ihm in Ermangelung seines Stockes als Stütze diente. Seine Wieselaugen blinzelten die Eintretenden aufgeregt an, dabei machte er mit der Hand ein heftiges Zeichen, eine Aufforderung, schleunigst wieder hinauszugehen. Kaum aber hatte er in der verhüllten Frauengestalt Bertha Brumund erkannt, da erbleichte er und die er-

hobene Hand sank schlaff herab. Ueber seine Lippen aber kam kein Wort.

In der Mitte des Zimmers, auf zwei Stühlen, stand der Sarg, noch offen. Ueber denselben, darauf liegend, lehnte eine Frau stöhnend und weinend, die Arme um den Leichnam geschlungen. Das Haar der Aermsten war aufgelöst und lag wirr auf dem weißen Sterbehemde des Toten, die Kleidung war vernachlässigt und in Unordnung und zeugte von der großen Verzweiflung ihrer Trägerin.

„O, o!“ klagte sie in wildem Schmerz und markerstürternden Tönen. „Was galt denen der schwachsinnige Junge des armen Fischweibes? Was wußten die denn davon, daß Du meine Sonne, mein Leben, mein alles gewesen bist? — O, mein Lamm, mein Kind! mein Kind! Kannst Du mich denn nicht mehr hören? Weißt Du nicht, daß Deine Mutter hier um Dich weint? Willst Du mir kein Wort, kein Wort mehr sagen? Der Peter grämt sich um Dich und vermißt Dich beim Abendbrot. — Gertje, mein Kind, o mein Kind! In Jammer und Schande kamst Du zur Welt, und in Jammer und Schande schleppt man Dich nun wieder hinaus, und niemand grämt sich darum, daß Du nun tot bist — nur ich, nur Deine verlassene Mutter!“

Schluchzen erstickte ihre Stimme. Eine Weile lag sie ganz still. Dann fuhr sie auf und ihre Augen schossen Blitze beim Anblick des so gräßlich verstümmelten Leichnams, dessen Verhüllung sie herabgerissen hatte.

„Tot!“ schrie sie. „Und solch ein Tod! Mein hübscher, harmloser Junge so entstellt, daß Deine eigene Mutter Dich kaum ansehen, Dich kaum noch erkennen kann! Aber so wahr ein Gott im hohen Himmel ist, der Verfluchte, der Dich umgebracht hat, soll noch hundertmal elender sein Leben verlieren als Du!“

„Schweig Weib! Schweig um Gottes willen!“ rief der Reeder bebend und mit ängstlicher, unterdrückter Stimme, da er fürchtete, sie könne noch etwas hervorbringen, das für dritte Ohren nicht geeignet wäre.

„Was? Schweigen soll ich, während dies vor mir liegt?“ rief sie, auf den Sarg deutend und zugleich dem Reeder einen Blick unsäglichster Verachtung zuwerfend. „Das wagst Du mir zu sagen, Du, dessen Kind hier so elend gemordet liegt? Ich will nicht schweigen, nicht eher, bis der verfluchte Mörder

seinen Sohn hat und sein Name in den Kot getreten worden ist!“

Während sie bei diesen Worten zornig auf den Boden stampfte, berührte ihr Fuß einen dort liegenden Haufen alter zerlumpter Kleidungsstücke. Kaum hatte sie dieselben wahrgenommen, da verwandelte sich ihre Wut in bitteres Wehklagen; sie kauerte neben den Kleidungsstücken nieder und besühlte und betastete und streichelte dieselben, als hätten sie Leben und Verständnis. Noch hatte sie die Anwesenheit des Advokaten und der jungen Großbäuerin nicht bemerkt.

Der erstere trat jetzt an sie heran und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Mine,“ sagte er sanft und freundlich, „ich habe gehört, was Ihr soeben gesagt habt —“

„Das Weib ist geistesgestört, der Schmerz hat sie verrückt gemacht!“ schrie der alte Quense. „Sie dürfen kein Wort davon glauben —“

„Warum soll er mir nicht glauben?“ fuhr Mine ihn wild an. „Fürchtest Du etwa, daß ich etwas von Dir verlangen werde? Oder sollen die Leute auch jetzt noch nicht erfahren, daß mein armer Gertje Dein Sohn gewesen ist? Durch die ganze Stadt würde ich's ausschreien, wenn ich mich nicht seines Vaters mehr zu schämen hätte, als ich mich jemals seinetwegen geschämt habe!“

„Das Weib ist toll!“ kreischte der alte Sünder.

„Toll? Ja, das bin ich gewesen, und blind und dumm obendrein, damals, als ich Dich für einen ehrlichen Menschen hielt. Das ist aber schon an die zwanzig Jahre her, und in all der langen Zeit habe ich von Dir noch keinen Bissen Brot für mich oder mein Kind verlangt, und habe auch keinem Menschen erzählt, was für ein falscher, verlogener, heuchlerischer Schurke Du bist, Reeder Quense! Du wolltest mir Geld geben, wenn ich aus der Gegend fortzöge, ich habe Dir aber den Gefallen nicht getan. Lieber steckte ich meine Hände zwischen zwei Mühlsteine, ehe ich etwas anrührte, was von Dir kommt!“

„Laßt den Reeder jetzt und auch die vergangenen Zeiten, Mine,“ unterbrach der Advokat. „Versucht einmal, mir in Ruhe ein paar Fragen zu beantworten.“

„O, ich bin ruhig genug, aber ist es wohl zu glauben,

Herr Fortkamp, daß eine Weibsperson mit gesunden Sinnen jemals nach solch einer elenden Kreatur gesehen haben kann, wie der da, der sich nicht einmal gerührt hat, als er sah, daß sein eigen Fleisch und Blut so grausam umgebracht worden ist? Und doch ist es so —“ sie stieß ein bitteres Gelächter aus — „ich habe ihm vertraut und seinen Worten geglaubt, bis ich den Lohn für meine Einfältigkeit hatte.

Als er der reiche Hofbesitzer wurde, da konnte er nicht mehr eine arme Dienstmagd heiraten, die arme Fischertochter, und wenn sie auch die Mutter seines Kindes war. Er wollte mich reich beschenken und mich fortschicken, damit keine Seele etwas erfuhr, und damit er ein Fräulein heiraten konnte, vielleicht gar eine vornehme Dame.

Aber ich ging nicht, ich blieb hier und sagte nichts, um ihm durch meine Gegenwart das Leben zu verbittern. Ich weiß, daß er fortwährend in Angst und Furcht gelebt hat, weil er immer meinte, ich würde alles an den Tag bringen, und darum hat er auch nicht geheiratet. Aber niemals wäre ein Wort über meine Lippen gekommen, weil ich mich schämte, daß solch ein Wicht der Vater meines armen Gertje sein mußte, meines Jungen, der hier kalt und entstellt im Sarge liegt!

„O mein Gott, wie ist er so schwer heimgesucht worden für die Sünde, an der er doch schuldlos gewesen ist! Wie straffst Du mich so hart, o mein Gott, und durch mich und ihn vielleicht auch jenen Mann, der all diesen Jammer über uns gebracht hat!“

Die Erinnerung an ihr Unglück und ihre Schmach, die sie so lange Jahre vor aller Welt verborgen gehalten hatte, schien ihren gegenwärtigen Schmerz in den Hintergrund zu drängen. Ihre Sprache war gefaßter und klarer geworden, und sie hatte sich von dem Advokaten auch nicht unterbrechen lassen. Ihre unerwarteten Enthüllungen überraschten ihn, und zu jeder anderen Zeit hätte er eingehendere Informationen zu gewinnen gesucht, handelte es sich doch um einen Mann der stets für einen Ausbund von Moralität und Sittenstrenge gegolten hatte; heute aber hatte er einen wichtigeren Zweck im Auge.

„Wenn Ihr den Mörder Eures Sohnes bestraft sehen wollt, Mine,“ sagte er ungeduldig, „dann müßt Ihr mir jetzt einen Augenblick ruhig zuhören.“

„Ich höre.“

Damit warf sie sich wieder über den Toten und verbarg ihr Gesicht.

Der alte Quense atmete auf und setzte sich zitterbeinig auf den Stuhl, hinter welchem er so lange gestanden hatte, wie hinter einer Verschanzung, die ihm gegen einen etwaigen Angriff von seiten des wütenden Weibes Schutz gewähren sollte. Er zog die Dose aus der Tasche und suchte durch mehrere kräftige Prisen sich zu beruhigen, wobei er jedoch jegliches Geräusch vermied, um die Fischhändlerin nicht unnötig an seine Gegenwart zu erinnern. Dabei arbeiteten seine Gedanken auf das angestrengteste, einen Weg zu finden, auf welchem er den Folgen ihrer Enthüllungen wirksam begegnen und dieselben abschwächen könnte. Zugleich lauschte er aufmerksam auf das Zwiesgespräch des Advokaten mit dem armen Weibe, da jedes Wort desselben von Wichtigkeit für ihn war.

„Ich kam hierher,“ nahm der Advokat die Rede wieder auf, um zu erfahren, ob bei der Feststellung der Identität dieses unglücklichen jungen Menschen ein Irrtum stattgefunden hat oder nicht. Wollt Ihr mir nun angeben, wie Ihr erkannt habt, daß hier Euer Sohn Gertje und nicht Radbod Falk vor Euch liegt?“

„O Mann, ich würde mein armes Kind erkannt haben, und hätten sie mir's auch in Stücke gehackt!“

„Das glaub ich Euch gern, aber woran hättet Ihr's erkannt? Trägt er irgend ein Merkmal an sich, das Euch genügt, obgleich seine Züge nicht mehr erkenntlich sind?“

„Er war mein Sohn, Ihr hört's ja! Ist das nicht genug?“

„Für Euch, Mine, gewiß, mehr als genug; aber nicht für das Gericht, namentlich nicht gegenüber den Aussagen verschiedene Personen, die alle behaupten, dieser Tote hier sei Radbod Falk.“

„Die haben nur das Zeug angesehen, das er auf dem Leibe trug, nicht ihn selber.“

„Ihr gebt also zu, das Zeug, in welchem man ihn gefunden hat, habe dem Falk gehört?“

„Ja.“

„Wie mag es aber zugegangen sein, daß er in eines anderen Mannes Kleidern umhergelaufen ist?“

„Das weiß ich nicht und das geht mich auch nichts an. Heute früh habe ich auf dem Huderhof dieses Bündel Kleider gefunden, das hier am Boden liegt, und das sind Gertjes Kleider. Trug er andere, so konnten das nicht seine eigenen gewesen sein.“

„Nun antwortet mir einmal recht klar und genau, Mine, um Eures Gertje willen, und erzählt mir, wie Ihr diese Kleider entdeckt habt. Vor einigen Tagen habt Ihr Euch auf den Weg gemacht, den armen Jungen zu suchen; damals war die Leiche noch nicht gefunden. Wann geht Ihr also fort und wohin zuerst?“

„Am Mittwoch abend ging ich nach Altensiel, weil ich wußte, daß Radbod Falk von dort aus wieder zur See gehen wollte, und weil ich glaubte, daß Gertje mit ihm gegangen wäre. Am Donnerstag früh hörte ich aber, daß schon am Dienstag ein Schiff ausgelaufen wäre, und daß das nächstfolgende erst heute in See gehen würde.“

„Seht Ihr, so ist's recht, so kommen wir zum Ziel. Ich würde Euch damit verschonen, Mine, wenn es nicht absolut notwendig wäre, jetzt im letzten Augenblick noch die Identität der Leiche ein für allemal festzustellen.“

Mine nickte düster.

„Ich bin dann in der Stadt überall herumgewandert und habe nach ihm und meinem Jungen gesucht und gefragt, aber erst gestern abend konnte ich etwas erfahren.“

„Nun?“

„Ein Mann, Namens Wittmarsch, der auf dem verbrannten Graf Peter Steuermann gewesen war, sagte mir, er wäre soeben noch mit Falk zusammen gewesen, mit dem er auch schon am Tage zuvor das Quartier geteilt hätte. Er wollte heute hierher kommen und dann seinen Schiffsmaat Falk wieder in Altensiel auffuchen. Da habe ich mich auf den Heimweg gemacht, weil ich hoffte, meinen armen Jungen hier zu finden.“

„Gestern noch am späten Abend?“

„Ja. Ich konnte mich kaum noch fortschleppen. Heute früh kam ich auf dem Huderhof an. Ich meinte, dort vielleicht eine Spur zu finden. Robert Spanhake erzählte mir von der Mordtat, und daß Radbod Falk so grausam hätte umkommen müssen. Ich wußte aber doch, daß Falk lebte, und da ahnte mir Schlimmes. Robert zeigte mir auch ein

Bündel Kleider, das er unter den Trümmern eines im Sturm niedergebroschenen Schuppens gefunden hatte — Gertjes Kleider, ich erkannte die armseligen Lumpen sogleich. — O mein Sohn, mein Sohn!“

„Was tatet Ihr dann?“

„Ich wollte sehen, wen sie gefunden hatten; so kam ich hierher. — Und da liegt er, mein armer Junge, der niemals einem lebendigen Geschöpf etwas zuleide getan hat! Da ist seine liebe Hand mit der Narbe am Daumen, da ist auch noch etwas von seinem Haar — Falks Haar ist dunkler, das hätten die Leute wohl wissen können.“

„Das genügt uns; wir haben jetzt die Beweise, die uns noch fehlten. Frau Brumund, können Sie sich entsinnen, welche Kleider der arme Gertje trug, als Sie ihn auf dem Huderhof zum letztenmal sahen?“

Bertha hatte während der ganzen Zeit an der Thür gestanden; ihr war kein Wort entgangen, auch hatte sie unausgesetzt den Reeder beobachtet, aber näher herzu wagte sie nicht zu gehen, weil sie den herzerreißenden Anblick der traurigen Reste dort in dem offenen Sarge fürchtete.

Hinter ihr stand Frau Siefken, die vorhin von ihrem Herrn aus dem Zimmer gewiesen war, weil derselbe schon voraussah, was Mine hervorbringen würde. Sie war jedoch den Angekommenen sofort wieder auf dem Fuße gefolgt und hatte Minens Enthüllungen Wort für Wort mit angehört, teils mit Empörung und Abscheu, teils aber auch froh darüber, der ehemals so sehr erstrebten Vereinigung mit solch einem Schurken so glücklich entgangen zu sein.

Bertha trat jetzt einige Schritte vor, die Blicke ängstlich zur Seite gewendet. Dadurch kam sie der armen Mine vor die Augen, von der sie bisher noch nicht bemerkt worden war.

„O, Ihr seid also auch da, Großbäuerin!“ rief die Beklagenswerte. „Kommt her Frau, kommt nur her, und seht Euch das schöne Stück Arbeit an, das Euer Mann getan hat! Aber er soll dem Henker nicht entgehen, und dann könnt Ihr ja Euren Radbod noch heiraten — die Kosten der Hochzeit hat mein Gertje schon im voraus getragen!“

Im ersten Augenblick fühlte Bertha sich durch diese grausamen Worte tief und schmerzlich getroffen; dann aber gewann ein heller Zorn in ihr die Oberhand.

„Wer hat Euch gesagt, daß mein Mann an dem Tode Eures Sohnes Schuld ist? Habt Ihr denn vergessen, wie freundlich gesinnt er gerade Euch beiden stets war? Wie? Wie sollte er dazu gekommen sein, die Hand an Euren Gertje zu legen?“

„O, ich weiß wohl, ich weiß! Er hat auch nicht geglaubt, daß es mein Junge war, den er über die Kante warf — aber aufs Schafott soll er deswegen doch! Darum hatte er's so eilig, darum konnte er gar nicht schnell genug fortkommen — haha, nun wird er eine längere Reise machen, als er sich gedacht hat!“

„Schweig, Mine!“ sagte der Advokat streng. „Was habt Ihr hier so leichtfertig zu richten, wenn die Sache klügeren Leuten, als Ihr seid, noch Kopfzerbrechen genug macht? Hören Sie nicht auf sie, Frau Brumund, sie schwätzt in ihrer Aufregung mehr, als sie später wird verantworten wollen. Wie war's also mit dem Anzuge, den Gertje an jenem Abend trug?“

„Es ist mir unmöglich, mich darauf noch zu besinnen. Ich glaube auch nicht, daß ich überhaupt darauf geachtet habe. — Ihr aber verlaßt Euch darauf, Mine, mein Mann hat mit dieser schändlichen Tat so wenig zu schaffen gehabt wie Ihr selber.“

Mine ließ ein hartes, höhnisches Lachen hören.

„Dann sagt mir doch, wer es sonst getan haben kann?“

„Das will ich. Seht Euch einmal den Reeder Quense dort an — seht nur, wie sein böses Gewissen ihm in allen Gliedern zittert! Der kennt den Mörder, der weiß wie alles geschehen ist.“

„Ha!“ schrie Mine „Er?“

„Ja, er! Steht das Verbrechen nicht auf seinem Gesicht geschrieben? Schaut ihn doch an!“

Quense hatte sich bei dieser Beschuldigung bebend und schwankend erhoben; sein Gesicht war aschgrau geworden, seine blauen Lippen zuckten und schnappten, als wolle er reden, allein er brachte keinen Laut aus der Kehle.

Mine Pophusen eilte auf ihn zu, packte ihn beim Arm und starrte ihm ins Gesicht. Dann zerrte sie ihn bis dicht heran an den Sarg.

„Ist das Dein Werk?“ fragte sie mit heiserer, keuchender Stimme.

Der Moment war kritisch für ihn; Bertha und der Advokat beobachteten ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, und die arme Mutter heftete ihre Blicke auf das leiseste Zucken seiner Gesichtsmuskeln. Die furchtbare Beschuldigung schien jedoch plötzlich seine Verschlagenheit wieder wach zu rufen, er wurde ganz ruhig, sein Zittern verlor sich und nach wenigen Momenten war er der Gefaßteste von allen.

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Fortkamp,“ begann er kühl, aber freundlich, „einige meiner Knechte heraufzurufen; wir müssen unbedingt dieses Weib hier in Gewahrsam bringen lassen, da sie gegenwärtig nicht bei Sinnen ist und daher gemeingefährlich werden könnte. Auch die Frau Brumund scheint durch die Aufregung der letzten Tage von ihrer Zurechnungsfähigkeit eingebüßt zu haben, oder aber ihre argwöhnische Natur hat sie auf Abwege geführt.“

„Ist das Dein Werk?“ wiederholte Mine, ihn heftig schüttelnd. „Liegt der Sohn hier erschlagen von der Hand seines eigenen Vaters? Rächt sich unsere Sünde so spät noch, und so schrecklich?“

„Du tust mir aufrichtig leid, Mine; ich habe Dir einst ein schweres Unrecht zugefügt und weiß daher Dein jetziges Benehmen sehr wohl zu entschuldigen. Laß doch nun aber das Vergangene ruhen; ich hätte gern alles nach Kräften wieder gut gemacht, allein Du wolltest Dich ja zu nichts verstehen. Ich will auch Deine Frage beantworten, da mir alles daran gelegen ist, Dich zu beruhigen. Nein, ich habe keinen Teil an dieser schrecklichen That.“

Er sagte dies so demütig und mild, dabei aber auch zugleich mit solcher Festigkeit und herzlichen Bekümmernis, daß es schier unmöglich war, an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Sogar Bertha wurde in ihrer Ueberzeugung wankend.

Mine ließ seinen Arm los.

„Lege Deine rechte Hand auf Gertjes Brust,“ sagte sie finster, „und schwöre bei dem allwissenden Gott, daß Du weder in Gedanken, noch mit Worten, noch mit der That meines Sohnes Tod verschuldet hast.“

Ein kaum bemerkbarer Schauer durchrieselte ihn, aber er zögerte keinen Augenblick.

„Zu Deiner Beruhigung bin ich auch dazu bereit — da,

meine Hand liegt auf ihm, und so schwöre ich, daß ich an seinem Tode keine Schuld habe, so wahr mir Gott helfe.“

Tiefe Stille hatte sich im Zimmer verbreitet, nur unterbrochen durch Mines stöhnendes Atmen. Sie hielt ihre Blicke unverwandt und durchbohrend auf Quenses Gesicht gefest, unschlüssig, ob und wie weit sie ihm Glauben schenken sollte.

„Das mag wahr sein, soweit es sich um Gertje Pophusen handelt,“ brach Bertha jetzt leidenschaftlich aus; „wenn aber Radbod Falk dort vor Ihnen läge, Sie hätten's nicht gewagt, den Eidschwur zu tun!“

„Aber warum nicht, beste Frau Brumund? Warum sollte ich diese abgeschmackte Beschuldigung nicht genau so gut zurückweisen können, wenn Falk hier an Stelle des armen Gertje läge? Falk, mein Radbod, den ich als Waise zu mir genommen, den ich auf meine Kosten erzogen habe, und der noch einmal mein Erbe werden sollte, wie Ihr Freund, Herr Fortkamp, Ihnen bezeugen kann!“

„Das verhält sich so,“ bestätigte der Advokat und dabei blickte er auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, an das er bisher nicht gedacht hatte. „Am Dienstag, ehe noch diese Untat ruchbar geworden war, setzte der Reeder Quense mich von seiner Absicht in Kenntnis, zu Gunsten Radbod Falks testieren zu wollen.“

„Ja,“ nickte Quense selbstzufrieden, „das ist eine Tatsache, die hoffentlich deutlich dafür zeugen wird, daß es mir fern gelegen hat, dem armen Jungen ein Leid zuzufügen.“

Wieder wußte Bertha nicht, was sie davon denken sollte. Sie hatte gehofft, ihn zu überrumpeln, ihn zu einer unüberlegten Aeußerung zu veranlassen, durch die man eine Handhabe gewinnen könnte; statt dessen aber schien sie ihm nur Gelegenheit gegeben zu haben, ihre Beschuldigung noch nachdrücklicher zu widerlegen. Es entging ihr nicht, daß die letzte Aeußerung des Reeders weder auf Mine noch auf Fortkamp ihren Eindruck verfehlt hatte. Dennoch fand sie auch jetzt noch instinktiv die angreifbare Stelle dieser Beweisführung.

„Mit nichten!“ rief sie, ihres Triumphes sich nun schon sicher wähnend, „diese Tatsache spricht gerade dafür, daß Sie schon früher als alle anderen gewußt haben, was geschehen war, und daß Sie nur recht geflissentlich Ihre Absicht verkün-

deten, zu Radbods Gunsten ein Testament zu machen, damit auf Sie kein Verdacht fiel —“

„Frau Brumund!“

Sie aber ließ sich nicht unterbrechen.

„Ja, strecken Sie nur Ihre Hände aus und sehen Sie entsetzt drein — Sie wissen recht gut, daß ich die Wahrheit spreche! Sie haben Radbod Falk nach dem Leben getrachtet, weil er wußte, wie der Graf Peter zum Untergang gebracht worden war, und weil Sie und Karrach fürchten mußten, er würde Sie dafür ins Zuchthaus liefern! Wenn Sie das bestreiten — warum haben Sie sich gestern abend heimlich wie ein Dieb hier aus Ihrem Haus geschlichen und Karrach unten bei den Dünen aufgesucht? Warum haben Sie ihm fünfhundert Taler in goldenen Dukaten ausgezahlt und ihm gedroht, Sie würden ihn aufs Schafott bringen, wenn er sich jemals wieder hier sehen ließe? Was war das für ein Papier, das er mit seinen Kreuzen unterzeichnen mußte, und das er auch mich zu unterzeichnen zwang? Und warum hat er mich mit fortgeschleppt an Bord seines Schoners, mit Ihrem Einverständnis, als Sie beide merkten, daß ich Ihre Verhandlungen belauscht hatte? Warum? Weil Sie sich schuldig wußten und weil Sie auch weitere Verbrechen nicht scheuten, wenn dadurch die alten verheimlicht werden konnten!“

Mine Pophusen hatte mit düsterem Gesicht zugehört und bald den Reeder, bald die junge Großbäuerin angeschaut. Als der Name Karrachs erwähnt wurde, war sie aufgeschreckt und eine dunkle Röthe hatte sich auf ihren Wangen gezeigt.

„Ivan Karrach ist mein Bruder!“ stieß sie jetzt hervor. „Wo ist er?“

In der Erregung hatte Bertha die Wirkung übersehen, die ihre Worte auf die Frau hervorgebracht; sie hielt ihre Augen auf den Reeder gerichtet und antwortete:

„In der Amtsschreiberei ist er, gefangen und unter Obhut des Gendarmen Kasselmann.“

Einen Augenblick stand Mine Pophusen wie betäubt; dann raffte sie sich zusammen und ging, ohne nach rechts und links zu sehen, ohne noch einen Blick auf den Toten zu werfen, zur Thür und zum Hause hinaus.

Dierundvierzigstes Kapitel.

Herr Peter Fortkamp und Bertha Brumund glaubten ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als sie den alten Quense langsam und bedächtig die silberne Dose aus der Tasche ziehen und gelassen eine Prise nehmen sahen.

Mine Pophusens Unterbrechung hatte ihm Zeit gewährt, sich zu sammeln. Die Nachricht von Karrachs Festnahme war ihm nicht ganz unerwartet gekommen; gleich bei Berthas Erscheinen hatte er sich gesagt, daß dem Schiffer etwas zugestoßen sein mußte. Jeder Leibesgefahr gegenüber war er ein Feigling; kam es aber darauf an, sich durch Schlaubeit und ränkevolle Verschmitztheit aus der Schlinge zu ziehen, dann fühlte er sich jeder Lage gewachsen.

Der alte Fuchs seufzte mit der Resignation eines Märtyrers, der lange und geduldig alles ertragen hat, sich nun aber endlich gezwungen sieht, zur Steuer der Wahrheit aus seiner Zurückhaltung herauszutreten.

„O, o, es ist doch wirklich wunderbar!“ begann er mit melancholischem Kopfschütteln, „daß selbst die harmlosesten und unschuldigsten Handlungen unseres Lebens so schlimm ausgelegt und sogar als Waffen, als Geißeln gegen uns gekehrt werden können! Ich weiß kaum noch, was ich von Ihnen denken soll, meine liebe Frau Brumund. Wollen Sie die große Güte haben, mit mir hinab zu kommen in mein Arbeitszimmer? Dort will ich Ihnen jede Aufklärung geben, die in meiner Macht steht. Es widerstrebt mir, die Ruhe dieses Toten noch länger unnötig zu stören. Nicht wahr, ich bitte Sie nicht vergebens?“

Es ist eine alte Erfahrung, daß ein Zorniger sehr bald abgekühlt wird, wenn derjenige, der den Zorn erregte, sich plötzlich ausgesucht höflich und demütig zeigt. Obgleich Berthas Abscheu vor dem alten Heuchler durch diese Unterwürfigkeit nur noch vermehrt wurde, so war sie dennoch nicht imstande, der bescheidenen Bitte desselben Widerstand entgegen zu setzen. Ohne zu antworten schloß sie sich daher dem Advokaten an, der dem Reeder die Treppe hinunter folgte.

In dem Arbeitszimmer angelangt, beeilte Quense sich,

einen Sessel für die junge Frau herbei zu holen, indem er dieselbe fürsorglich fragte, ob er ihr mit einer Erfrischung dienen könne, da sie recht angegriffen aussehe.

Mit einer ablehnenden Gebärde verschmähte sie sowohl dieses Anerbieten, als auch den schon bereitgestellten Sitz.

Er drängte sie nicht weiter, nötigte den Advokaten, Platz zu nehmen und brachte eine Flasche Genever und Gläser zum Vorschein. Fortkamp, zu dessen Erstaunen sich eine gewisse unbehagliche Verlegenheit gesellt hatte, schlug die dargebotene Herzstärkung nicht aus; es war für ihn eine ganz neue Erfahrung, daß ein so schwer beschuldigter Mensch eine solche freundliche Gleichmütigkeit gegen seine Angreifer an den Tag legen konnte.

„Nun, meine liebe Frau Brumund,“ nahm Nikolas Quense wieder das Wort, indem er sich seinen Gästen gegenüber setzte und Daumen und Zeigefinger in die Dose brachte, „an mir soll's nicht liegen, wenn Sie auch nur den leisesten Verdacht gegen mich aus diesem Zimmer mit fortnehmen werden. Ihre Beschuldigungen können mich nicht verletzen. Ich glaube genug innere Stärke zu besitzen, um noch viel mehr zu ertragen, wenn der Herrgott dies für gut befindet, denn meine Sünden schreien nach Sühnung. Aber mein Herz tut mir weh, um Thretwillen, denn in welcher Verfassung muß sich Ihr Gemüt befinden, da Sie solch schrecklichen Verdacht nicht nur hegen, nein, auch äußern konnten! Ich würde wahrhaft glücklich sein, wenn ich dazu beitragen könnte, Ihnen das innere Gleichgewicht und den unbefangenen Blick wieder zu verschaffen, denn sicherlich leiden Sie selber am meisten in Ihrer jetzigen Stimmung.“

Er schwieg und schaute sie wohlwollend und mitleidig an. Auch sie blickte ihm in die Augen, stumm vor Verwunderung.

„Weiter verlangen wir auch nichts, Reeder Quense,“ sagte Fortkamp, um wenigstens etwas zu erwidern.

Quense klappte die Dose zu.

„Sie werden zugeben,“ fuhr er fort, „daß ich infolge Ihrer Beschuldigung auf einer genauen Untersuchung meiner Handlungsweise und Aufführung bestehen muß. Sollte die Untersuchung dann aber dazu beitragen, daß Cornelius Brumund noch weiter belastet wird, meine liebe Großbäuerin,

dann ist Herr Fortkamp mein Zeuge, daß die Schuld daran lediglich auf Sie zurückfällt.“

Wieder hielt er inne, Bertha aber sagte kein Wort.

„Frau Brumund mag in ihrer sehr entschuldbaren Aufregung vielleicht mehr gesagt haben, als sie eigentlich sagen wollte,“ bemerkte der Advokat, der immer mehr von seiner Sicherheit verlor; „wir müssen —“

„O,“ rief der Reeder, ihn unterbrechend, „fürchten Sie nichts, ich ziehe alles in Betracht, was nur irgend zu ihrer Entschuldigung dienen könnte, und ich kann Ihnen versichern, daß ich keine Spur von Groll gegen dieselbe empfinde, weiß ich doch, wie schweres Unglück die Arme betroffen und ihr Gemüt in Verwirrung gebracht hat. Deswegen also seien Sie unbesorgt. Ich sagte ja gleich, daß ich sie herzlich bemitleide.“

„Auf Ihr Mitleid verzichte ich,“ entgegnete Bertha. „Sie wollten uns Aufklärung geben.“

„Sollen Sie haben, beste Frau, sollen Sie haben. Was Ihre Beschuldigung in Betreff meiner Brigg Graf Peter von Oldenburg anlangt, so ist mir dieselbe einfach unverständlich. Ich habe das Fahrzeug durch Herrn Fortkamp versichern lassen, seine Sache also war's, zu erforschen, ob bei dem Untergang desselben etwas Unrechtes im Spiel gewesen ist oder nicht. Ich bestehe darauf, daß eine strenge und gewissenhafte Untersuchung des Falles eingeleitet wird und werde selber bei Gericht die nötigen Schritte dazu tun. Stellt sich dann heraus, daß etwas nicht in Ordnung ist, so bin ich bereit, die Versicherungssumme mit Zinsen zurückzuerstatten.“

„Es könnte sein, daß die Sache damit allein nicht abgetan wäre,“ sagte Bertha.

„Das werden wir ja sehen. Nun zu meinem Ausgange gestern abend. Spät war's ja, aber da ich kein verheirateter Mann bin, so hat sich doch wohl niemand darüber aufzuhalten, wann ich mein Haus verlasse, und wann ich wieder heim komme.“

„Sie schlichen aber davon, als fürchteten Sie, gesehen zu werden.“

Der Reeder lächelte wohlwollend und klopfte leise auf seine Dose.

„Sie haben mich belauert und zwar mit argwöhnischen Augen, da kann man sich über diese Auffassung nicht wun-

dern. Ich will mich mit Ihnen darüber nicht streiten, sondern einfach und der Wahrheit gemäß erzählen, was ich getan, und zu welchem Zweck ich's getan habe.“

„Reden Sie nur, ich weiß doch, was ich gesehen und gehört habe.“

„Aber mit befangenen Sinnen; eines Tages werden Sie zugestehen, daß Sie mir unrecht taten. Ich ging also nach den Dünen, um Karrach dort zu treffen. Ich könnte dies ja leugnen, dann stünde meine Aussage gegen die Ihre, die Ihre aber wäre die einer sehr stark interessierten Persönlichkeit und daher ohne Wert. Aber ich gebe alles zu, wie Sie sehen, ausgenommen Ihre Schlußfolgerungen.“

„Das hat den Anschein der Ehrlichkeit, gewiß, aber auch nur den Anschein.“

„Das ist aber doch wunderbar und höchst merkwürdig!“ rief der Reeder, wieder in die Dose greifend und dem Advokaten einen appellierenden Blick zuwerfend. „Wie der Argwohn doch die geringfügigsten Dinge zu verdrehen und zu verzerren vermag! Wahrlich, Frau Brumund, wenn ich nicht als Mensch und Christ langmütig und geduldig sein müßte, so würde ich mich jetzt versucht fühlen, kein Wort mehr zu äußern und Sie Ihrer Wege gehen zu heißen! Aber ich will's nicht tun. Ich traf also Karrach bei den Dünen —“

„Wo Sie ihm fünfhundert Taler in Gold gaben —“

„Gewiß, die ich gestern für ihn von der Bank geholt hatte. Sie sollen auch hören, warum. Karrach hatte mir Bescheid sagen lassen, daß er nicht vor Abend aus Altensiel auslaufen könnte, daß er aber gegen Mitternacht gegenüber den Dünen bei dem Robbensand ankern würde. Ich sollte mich mit dem Gelde am Strande einfinden und ihm dasselbe gegen Quittung übergeben, wodurch ihm unnützer Aufenthalt erspart würde. Ich konnte darin nichts Absonderliches finden und tat ihm den Gefallen. Erscheint Ihnen das auffällig, Herr Fortkamp?“

„Soweit nicht.“

„Gut. Jetzt wollen Sie jedenfalls auch wissen, wie ich dazu kam, ihm eine solche Summe Geldes einzuhändigen. Das ist ganz einfach. Das Geld gehörte ihm. Karrach ist zwar ein Mensch, der dem Trunk nicht recht aus dem Wege gehen kann, aber er hat sich in meinen Diensten etwas gespart, da

ich ihm, außer gutem Gehalt, auch noch manchen anderen Vorteil gewährte, um seiner Schwester willen.“

Er hielt inne und schnob heftig an seiner Nase herum, als ob die Erinnerung an seine Sündhaftigkeit ihn überwältigte. Dann breitete er das Taschentuch über sein Knie aus und fuhr fort:

Ja, um seiner Schwester willen. Sie wollte nie etwas von mir annehmen, deshalb suchte ich's an dem Bruder gut zu machen. Gott allein weiß, wie ich bereut und gelitten habe. . . . Das Geld, das er zurücklegte, hob ich ihm auf. Mit dem Besitz erwachte seine Habsucht, die sich unter solchen Umständen nur zu häufig bei Leuten einstellt, die nicht von dem wahren, christlichen Geiste beseelt sind. Sein Verlangen richtete sich auf den Sklavenhandel, der an der afrikanischen Küste immer noch im Gange ist. Er wollte mich veranlassen, mich daran zu beteiligen, da ich ihn aber entrüstet zurückwies, beschloß er auf eigene Faust dorthin zu gehen. Er kaufte den Schöner Friesland, den ich für seine Rechnung bezahlte, und forderte den Rest seines Guthabens von mir. Das sind jene fünfhundert Taler gewesen. Sein gottloser Beschluß hatte mich betrübt und entrüstet, und so sagte ich ihm, daß er sich nie wieder hier blicken lassen solle, sonst würde ich ihn zur Bestrafung ziehen lassen.“

„Und mit Recht,“ murmelte Fortkamp.

„Dielleicht habe ich ihm auch mit dem Schafott gedroht; das war dann ein starker Ausdruck, den mein augenblicklicher Zorn mir eingab. Nun wissen Sie, weswegen ich ihn gestern abend bei den Dünen aufgesucht und ihm das Geld gegeben habe. Genügt Ihnen diese Aufklärung oder verlangen Sie noch mehr? Ich stehe zu Diensten.“

Das alles klang so ehrlich und wahrscheinlich und stimmte auch zum Teil mit dem überein, was Karrach ihr erzählt und was sie von Mine gehört hatte, daß Bertha, trotz ihrer innersten Ueberzeugung, ihre Hoffnung schwinden sah. Dennoch aber stand der Glaube an ihren Gatten felsenfest.

„Wo ist das Papier, das er unterzeichnen mußte und das Sie durchaus durch einen Zeugen beglaubigt haben wollten?“ fragte sie.

Quense drehte sich herum und legte die Hand auf das Pult, wie um das Dokument hervorzuholen; er unterließ dies aber und schaute sie wieder an.

„Nein,“ sagte er gedehnt und steif, „wenn Ihr Argwohn so weit geht, dann sehe ich mich nicht veranlaßt, Ihnen auch hierin entgegen zu kommen. Ich werde es heute dem Untersuchungsrichter übergeben und der mag's Ihnen zeigen, wenn er's für passend hält. Wünschen Sie sonst noch etwas?“

Er drückte die Augen halb zu, faltete die Hände über seinem Taschentuch und wartete.

„Wenn alles mit rechten Dingen zwischen Ihnen und Karrach zugegangen war, weshalb gaben Sie dann zu, daß er mich mit sich fortschleppte?“

„Wollen Sie sich freundlichst erinnern, daß ich ernstlichst Einsprache dagegen erhoben habe. Sollte ich mich vielleicht mit ihm in einen Kampf Thretwegen einlassen? Das hätte Ihnen nichts geholfen, mir aber wär's teuer zu stehen gekommen. Außerdem muß ich offen gestehen, daß Sie gar keine übertriebenen Anstrengungen machten, ihm wieder zu entrinnen.“

Diese nichtswürdige Bemerkung gab ihr eine Handhabe, die erste, mit deren Hilfe sie seine anscheinend so stichhaltigen Erklärungen zu Falle zu bringen hoffte.

„Sie haben gesehen, wie ich mich wehrte, Sie haben mich um Hilfe rufen hören, und dennoch taten Sie keinen Schritt, um meine Freunde und Angehörigen von meiner Entführung in Kenntnis zu setzen!“

„Das war eine Nachlässigkeit meinerseits, ich gebe es zu,“ antwortete er, wieder zur Dose greifend, „aber keine absichtliche. Gleich heut in aller Frühe wollte ich Ihren Vater auffuchen, da aber kam mir die Mine Pophusen über den Hals — nun, Sie haben's ja gehört ... Sonst noch etwas?“

Der alte Fuchs hielt sich so dicht an der Wahrheit, daß ihm nicht beizukommen war.

„Herr Fortkamp,“ sagte Bertha ganz ruhig, „ich bitte Sie, mich auf ein paar Minuten mit dem Reeder allein zu lassen.“

Der Advokat sah sie zweifelnd und fragend an, als er jedoch den entschlossenen, zielbewußten Ausdruck auf ihrem Antlitz wahrte, erfüllte er ihre Bitte ohne Zögern. Draußen stolperte er beinahe über Frau Siefken, die dort mit dem Ohr an der Türspalte gestanden hatte.

Blinzelnd und neugierig wartete Quense auf das, was er nun vernehmen würde.

Bertha trat dicht vor ihn hin und sah ihm fest ins Auge. Dann begann sie mit leiser, gemessener Stimme:

„Was Sie da sagten, klingt so wahrscheinlich, daß Sie dadurch vielleicht andere hinters Licht führen könnten; bei mir gelingt Ihnen dies nicht.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Frau Brumund,“ versetzte er.

„Hören Sie zu. Der Graf Peter ist auf Ihre Anordnung verbrannt worden. Karrach hat eine Mordtat begangen, wenn nicht auf Ihre Anordnung, so doch in Ausführung Ihrer Pläne, und nun wollen Sie ihn schützen auf Kosten eines Unglücklichen, damit er durch sein Bekenntnis nicht auch Sie dem Richter in die Hände liefert.“

Seine dünnen Lippen bebten, sein Auge wich dem ihren aus. Dennoch entgegnete er im Tone tiefsten Unwillens:

„Wahrhaftig, Ihre Verwegenheit ist groß, Frau Brumund!“

„Sie wird noch größer werden! Von dieser Stunde an will ich mich Tag und Nacht an Ihre Ferse heften, bis es Gott gefallen wird, meines Mannes Schuldlosigkeit darzutun, mag er dann noch leben oder nicht!“

„Ich werde mich vor Ihnen zu schützen wissen. Es gibt noch Mittel, verrückte Leute zu hindern, das Leben respektabler und friedliebender Bürger nach Belieben zu stören und zu beunruhigen.“

„Noch ein letztes Wort, Reeder Quense. Ich weiß, daß Sie selber den Mord nicht begangen haben — das liegt nicht in Ihrer Natur. Sie können wohl einen wehrlosen Unglücklichen martern, indem Sie Lügen und Schmach und Verleumdung auf ihn häufen — Sie können seine Qualen lächelnd mit ansehen und wohl gar noch heuchlerisch Gebete für ihn sprechen — aber Ihre Hand zu erheben und gewaltsam ein Ende mit ihm machen, dazu fehlt Ihnen der Mut. Trotzdem liegt die Mordschuld auf Ihrer Seele, mehr und schwerer, als auf der Ihres stumpfen, vertierten Schiffers. Sie zittern auch vor der Entdeckung. Sehen Sie mich in den Stand, meinen Mann zu retten, und ich verspreche Ihnen, nichts gegen Sie zu unternehmen, bis Sie Zeit gewonnen haben, das Land zu verlassen.“

Eine schwüle, atemlose Stille lagerte sich über das Gemach.

„Mein Gewissen ist rein, Frau Brumund,“ sagte Quense nach einer langen Pause, „darum habe ich nicht nötig, mich mit Ihnen auf dergleichen Verträge einzulassen.“

Sie wendete sich ab, verzweifelnd, aber nicht entmutigt. Er geleitete sie zur Thür und verabschiedete sich hier von dem Advokaten, nicht ohne demselben durch eine bezeichnende Kopfbewegung sein mitleidiges Bedauern für die junge Frau auszudrücken.

Herr Peter Fortkamp half seiner Begleiterin in den Wagen, dann nahm er die Zügel und trieb die Pferde an. Er war verstimmt und schaute starr vor sich hin auf den Weg, und erst als die Stadt bereits in Sicht war, brachte er ein Wort über seine Lippen.

„Ich fürchte, Sie haben sich von Ihrem Argwohn etwas zu weit fortreißen lassen,“ bemerkte er, den Pferden einen ganz unnötigen Peitschenhieb versetzend. „Ein gewisser Verdacht lag ja allerdings vor, sonst hätte ich Sie nicht begleitet, aber ein Verdacht ist noch lange kein Beweis. Er hat die Sache so dargestellt, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein wird, Beweise gegen ihn zu finden, hoffentlich haben wir mit Kar-rach mehr Glück.“

Bertha hatte die niederdrückende Empfindung, als fehle nun nicht mehr viel, den Advokaten zu veranlassen, ihrer Sache den Rücken zu kehren. Gleichwohl antwortete sie ruhig: „Wir werden ja sehen.“

Der Advokat war ein rechtschaffener und wohlmeinender Herr, allein der drohende Verlust der Kundschaft des reichen Schiffsreeders und Großgrundbesizers, aus der ihm bereits manch schöner Verdienst erwachsen war, ließ ihn nicht gleichgültig. Er zweifelte doch sehr daran, ob er auch den klügsten Weg eingeschlagen hatte, obgleich er andererseits auch den aufrichtigsten Wunsch hegte, dem Großbauern und dessen Frau nach besten Kräften beizustehen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Wagen hielt vor des Advokaten Thür. In der Nähe derselben lungerte ein Mann in Seemannskleidern herum.

„Sie sind zeitig zurück, Steuermann Wittmarsch,“ sagte der Advokat im Herabsteigen.

„Haben Sie ihn gesprochen?“ rief Bertha.

„Er kam mir eher in den Weg, als ich erwartete, darum konnte ich auch so früh wieder hier sein.“

„Haben Sie ihn denn gesprochen?“ wiederholte sie.

„Ja, Madame; und er muß auch jede Minute hier sein.“

„Wo ist er jetzt?“

„Das weiß ich nicht. Ich sollte bestellen, er würde sich einfinden, sobald er seine bestimmte Sache besorgt hätte.“

„Sind Sie sicher, daß er kommt?“

„Warum sollte er nicht kommen? Sowie ich ihm gesagt hatte, daß Sie ihn rufen ließen, da hieß er mich zurückgehen und hier auf ihn warten.“

Fortkamp führte Bertha in das kleine Wohnzimmer, wo sie vorher gefrühstückt hatten; hier ließ er sie allein, um allerlei Geschäfte in seiner Schreibstube zu erledigen, er versprach jedoch, zu erscheinen, sobald Falk eingetroffen sein würde.

Lange hatte sie nicht zu warten, ihre fieberhafte Ungeduld aber ließ ihr die Minuten zu Stunden werden. Vor wenigen Tagen erst war sie von Radbod geschieden, inständigst hoffend, ihm niemals wieder zu begegnen — und nun brannte sie vor Verlangen, ihn eintreten zu sehen. Wie viel und wie schrecklich hatte sie während dieser fünf Tage gelitten, wie lange schien es her zu sein, seit sie ihn zuletzt gesehen, in jener furchtbaren Nacht auf dem Huderhof! Mit dem Maßstab der ausgestandenen Angst gemessen, dehnten sich diese Tage zu Jahren. Die Zeit des Glückes schlüpft geschwind vorüber, sie hinterläßt, in freundlichen Erinnerungen, nur eine leise Spur; das Elend aber schneidet auf seinem langen, vielfach gewundenen Zuge tiefe Furchen in unsere Herzen.

Draußen ging eine Thür. Fortkamps Stimme tönte auf einen Augenblick klar und laut — dann ging wieder eine

Tür. Schritte nahen sich auf dem Flur und ein Mann trat ein.

Backhaus! — Nein, Radbod Falk!

Des Eintretenden Gesicht war glatt, Backhaus aber hatte einen dichten, zottigen Bart getragen — das war der ganze Unterschied zwischen den beiden.

Sie war aufgesprungen und starrte ihn nun erstaunt und schweigend an. Konnte es denn möglich sein, daß sie stundenlang in seiner Gegenwart gewesen war, ohne ihn zu erkennen? Im Grunde genommen aber war das keineswegs so verwunderlich. Sie war an Bord des Schoners nur sehr wenig in seiner Nähe gewesen; er hatte sich immer nur kurz, mürrisch und wenig gesprächig gegen sie gezeigt, und außerdem war all ihr Sinnen nur auf eins gerichtet gewesen — auf die Flucht. Auch hatte sie ja gemeint, daß Radbod tot sei.

Er war an der Tür stehen geblieben, als erwarte er ihre Anrede. Da sie aber noch immer schwieg, nahm er selber das Wort.

„Sie haben mich rufen lassen, Frau Brumund,“ sagte er. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Seine Stimme war leise und traurig, aber fest. Es war das erste Mal, daß er sie mit ihrem Frauennamen anredete und die Worte klangen ihr seltsam und fremdartig ins Ohr. Sie bekundeten seinen strengen Vorsatz, die Schranke, die sich zwischen ihnen erhoben hatte, anzuerkennen, sie erinnerten sie aber auch an die ernste Aufgabe, die vor ihr lag.

„Ich habe nach Ihnen geschickt, um Sie zu bitten, mir beizustehen. Helfen Sie mir, meinen Mann zu erretten aus dem Gefängnis, vielleicht von einem schmachvollen Tode!“

Er gab keine Antwort; seine Lippen blieben fest geschlossen, seine Züge unbeweglich.

Langsam ging sie auf ihn zu.

„Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, Radbod,“ flehte sie. „Beweisen Sie Cornelius, wie sehr er Ihnen und mir unrecht getan hat; seien Sie ihm ein edelmütiger Freund in der Zeit der Not und der schrecklichen Gefahr!“

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, aber er schwieg noch immer.

„Um meinetwillen,“ flehte sie dringender, „um all das Leid, das ich um Sie getragen, und Sie um mich — verweigern Sie mir nicht diesen letzten Dienst!“

Er drückte die Hand auf die Augen.

„Ich soll ihn retten helfen!“ stieß er heiser hervor. „Das ist viel verlangt, mehr, als Sie glauben. All Ihr Mitleid, all Ihre Liebe gilt nur ihm; für mich haben Sie nichts übrig, nichts — und doch verlor ich alles, alles — und er gewann, was ich verlor! Und jetzt soll ich ihm wieder das Glück verschaffen, das mir durch ihn für immer geraubt wurde — das Glück, dessen er so unwürdig ist — das geht gegen die Natur!“

„O Radbod, reden Sie nicht so, ich beschwöre Sie! Er war getäuscht worden durch falsche Zungen und geblendet durch seine Leidenschaftlichkeit. Vergessen Sie das, denken Sie nur daran, daß er schuldlos im Gefängnis schmachtet, daß der Tod durch Henkershand ihm droht, und helfen Sie mir ihn retten! Ich weiß, daß es Ihnen hart ankommt; ich fühle für Sie, wie für ihn. Ich hätte mich auch nicht an Sie gewendet — aber ich habe ja niemand, der mir so viel Beistand gewähren kann, wie Sie, wenn Sie nur wollten!“

Er war tief bewegt.

„Vergeben Sie mir,“ sagte er, sich gewaltsam beherrschend. „Ich kam, um zu hören, was Sie von mir verlangten, und um Ihnen zu dienen, soweit meine Kräfte reichen. Dabei soll's bleiben. Sie werden aus meinem Munde kein Wort mehr über das vernehmen, was vergangen ist und hinter uns liegt. Das Mädchen, das einst mein Leben mit Hoffnung und Sonnenschein erfüllte, ist für mich tot; um ihretwillen aber will ich Ihnen beistehen, mag es nun Cornelius Brumund gelten oder nicht.“

Der bebende, fast gebrochene Ton seiner Stimme schnitt ihr tief ins Herz, und doch hatte der brave, junge Mann alles aufgeboten, um einige Festigkeit zu erringen.

Sie führte ihr Tuch an die Augen. Dann blickte sie ihn frei und offen an.

„Ich danke Ihnen, Herr Falk,“ sagte sie.

Mit dieser Anrede war der letzte Faden, der den Mann und die Frau, die hier in dem Gemach bei einander standen, mit dem Jüngling und dem Mädchen, die sich vor der Thür der Fischerhütte Treue gelobt, noch verknüpft hatte, — welche eine Zeit war seitdem vergangen — ein für allemal zerrissen. Er schreckte zusammen, als wäre ein Schuß vor seinem Ohr abgefeuert worden.

Jetzt erst war die Trennung vollständig, jetzt erst war die Vergangenheit wirklich tot, und ruhiger konnten sie nun an die Arbeit und an die Pflichten herangehen, die ihrer warteten. Von dieser Stunde an gab es keine Tränen, kein Bedauern mehr, auch kein eitles Beklagen dessen, was hätte sein können, wenn das Geschick es anders gefügt hätte. Jene Tränen aber und jene Seufzer, von denen nur ihre innersten Herzen etwas wußten, gleichen den verschwiegenen Opfern, die man den Abgeschiedenen weihet, die kalt und still in ihren Gräbern ruhen.

„Wollen Sie nun in meine Schreibstube eintreten?“ sagte der Advokat, der jetzt in der Thür erschien. „Ich habe Sorge getroffen, daß wir nicht gestört werden, außerdem muß ich mir auch Notizen machen von dem, was Freund Falk uns mitzuteilen hat.“

Bertha und Radbod folgten seiner Aufforderung. Sie nahm auf einem Stuhl Platz, er aber blieb neben dem Pulte stehen, vor dem der Advokat sich niederließ. Der Steuermann Wittmarsch saß in der Nähe des Fensters auf einer Tischdecke.

„Zunächst liegt uns daran,“ begann der Advokat, „zu erfahren, auf welche Weise der arme junge Mensch, der Gertje Pophusen — denn ich nehme an, daß an der Identität der Leiche nun nicht mehr zu zweifeln ist — wie?“

„Nach dem, was ich gehört habe, nein,“ antwortete Falk.

„Nun also, wir möchten nunmehr erfahren, wie es gekommen ist, daß Gertje in den Kleidern aufgefunden werden konnte, die Sie wenige Tage zuvor getragen haben sollen.“

„Wenn Sie gestatten, erzähle ich den Hergang im Zusammenhang,“ versetzte Falk. „Am Montag ließ der Reeder mir sagen, daß er mich bei dem zweiten Meilenstein auf der Landstraße nach Altensiel erwarte. Es war noch früh am Morgen, ich machte mich aber sogleich auf und mußte selber noch fast eine Stunde warten, ehe er in seinem Wagen bei dem Meilenstein anlangte. Er sagte mir, er fahre nach Altensiel, wo er wahrscheinlich Karrach treffen würde. Ich hatte mich nur auf dem Huderhof aufgehalten, weil ich auf Karrach warten und von ihm erfahren wollte, in welchem Schiffe Wittmarsch von Emden ausgesegelt war. Der Reeder sollte ihn darum befragen, so hatte er es mit mir verabredet, auch sollte ich mich vorläufig noch nicht an Sie wenden, damit

Karrach meine Absicht gegen ihn nicht merkte und dann mich beschuldigte, den Graf Peter in Brand gesteckt zu haben. Davor fürchtete ich mich zwar nicht, um den Schiffer aber nicht scheu zu machen, ging ich auf Quenses Plan ein.“

Der Advokat hielt mit dem Schreiben inne, runzelte die Brauen und biß vergnügt in die Feder.

„Ich fuhr mit ihm nach Altensiel. Wir blieben den ganzen Tag dort. Quense verließ mich auf einige Stunden, um ein Geschäft mit der Schiffswerft Ketelsen und Söhne abzuschließen. Es handelte sich um den Ankauf des Schoners Friesland, wie ich seitdem erfahren habe. Ich suchte das Gasthaus auf, wo ich schon früher eingekehrt und ein Bündel mit einem Anzug zurückgelassen hatte.“

„Hatten Sie denn nichts von Karrach gehört?“

„Nein. Der Reeder meinte, wir müßten uns noch einige Tage gedulden. Wir fuhren wieder zurück. Heute glaube ich, daß er Karrach in Altensiel gar nicht erwartete, und daß er mich nur vom Huderhof weggelockt hatte, damit ich nicht mit Brumund zusammentraf, der in meiner Abwesenheit sprach.“

Wieder biß der Advokat in das Ende seines Federkiels und ließ dabei ein kurzes „hm!“ hören.

„Am nächsten Morgen — am Dienstag also — zog ich den aus Altensiel mitgebrachten Anzug an. Gegen zehn Uhr kam Gertje aus der Stadt herauf. Der arme Junge hatte eine Zuneigung zu mir gefaßt und besuchte mich täglich. Wir machten, wie immer, einen weiten Spaziergang über die Felder, trotz des Regens. Ich bemerkte das schlechte Wetter gar nicht, und Gertje klagte nicht. Als wir zurückkehrten, zitterte er vor Nässe und Kälte. Da holte ich ihm den Anzug, den ich am Tage zuvor getragen hatte, und hieß ihn den anlegen, damit er sich wieder erwärmte. Auch ich war bis auf die Haut durchnäßt, aber in meiner Stimmung achtete ich nicht darauf.“

„Er gehorchte mir nur zögernd, dann aber hing er sein nasses Zeug draußen im Schuppen zum Trocknen auf. Ich ging mit ihm hinaus; der Schuppen war halb mit Heu angefüllt, wir wühlten uns hinein und lagen dort weich und warm, und nun mußte ich ihm, wie immer, allerlei von meinen Erlebnissen erzählen.“

Nach dem Mittagessen krochen wir wieder ins Heu. Robert Spanhake schwakte mir zuviel, deshalb ging ich ihm gern

aus dem Wege. Das Unwetter nahm zu, der Regen wurde immer heftiger und wir konnten das angeschwollene Wasser im Flusse rauschen hören. Als das Gewitter begann, wurde Gertje ängstlich; wir kehrten daher ins Haus zurück. Hier fand ich Frau Brumund.“

Er schwieg im Zweifel darüber, wie weit er der zwischen ihnen stattgefundenen Szene in Gegenwart Fremder erwähnen durfte. Sie aber kam ihm zu Hilfe.

„Ich beschuldigte Sie, Unfrieden zwischen meinem Manne und mir gestiftet zu haben,“ sagte Bertha. „Seither habe ich meinen Irrtum eingesehen. Was sich von da ab ereignet hat, ist Herrn Fortkamp bekannt. Es wäre aber gut, wenn Sie es noch einmal wiederholten, damit Cornelius später aus der Niederschrift die unzweifelhafte Wahrheit erkennen kann.“

Falk entsprach ihrem Wunsche.

„Von dem Moment an, wo ich das Haus verließ, habe ich Gertje nicht wiedergesehen,“ schloß er. „Ich hörte ihn noch rufen, der Sturm aber brauste so laut, daß ich nichts verstand. Am nächsten Morgen entdeckte ich, daß ich in der Hast seinen Hut anstatt des meinigen ergriffen hatte.“

„Ich danke Ihnen. Jetzt ist es völlig erklärlich, daß man Sie für den umgekommenen Gertje halten konnte,“ sagte der Advokat.

„Noch eine Frage,“ warf Bertha ein. „Wie kamen Sie an Bord des Friesland und weswegen legten Sie sich den Namen Backhaus bei?“

„Oho!“ rief Fortkamp, „haben wir nicht nur unseren Freund Falk, sondern auch den braven Backhaus gefunden?“

„So ist's,“ versetzte Radbod. „Dem Huderhof lief ich, ohne auch nur anzuhalten, und trotz Sturm und Regen, bis nach Altensiel. Hier waren noch alle Wirtshäuser geschlossen und ich mußte einige Stunden umherwandern, ehe ich erfahren konnte, was ich wollte. Das Schiff, auf das ich gerechnet hatte, war am Tage zuvor in See gegangen, das nächste sollte erst am Ende der Woche auslaufen.“

Schon wollte ich zu Fuß nach Emden wandern, da traf ich zufällig den Steuermann Wittmarsch am Hasen.“

Der auf der Tischkante Sitzende nickte und baumelte außerdem noch zu vermehrter Bekräftigung mit den Beinen.

„Wir suchten miteinander mein altes Wirtshaus auf, und hier erzählte mir Wittmarsch, wie man jene Aussage über

den Untergang des Graf Peter aus ihm herausgekriegt hatte.“

„O,“ fiel der Steuermann ein, „viel Arbeit hat's nicht gekostet. Karrach sagte mir, er wolle mit mir nichts zu tun haben, und ich brauche nicht erst mit ihm zurück zu reisen. Ich wußte, meine Aussage würde gegen die der anderen nicht aufkommen, und da er mir auch sogleich ein gutes Schiff verschaffte, so unterschrieb ich den Zettel, den so ein schnuppelnder Landhai, so ein Rechtsverdreher, aufgesetzt hatte, und ging an Bord. — Das sollte keine Beleidigung für Sie sein, Herr Fortkamp, aber Sie wissen ja auch, was es für Kerle unter den Advokatschreibern gibt.“

„Bitte, bitte. Was Sie übrigens da anführen, habe ich von Ihnen heute morgen bereits erfahren,“ lächelte der würdige Herr.

„Dann brauche ich nicht weiter darauf einzugehen,“ fuhr Radbod fort. „Als Wittmarsch wußte, daß ich auf Karrach wartete, teilte er mir mit, daß er auch den Hovers, einen Matrosen des Graf Peter, schon an Land gesehen habe, den besondern Freund des Schiffers. Auch der wartete auf Karrach, der, wie er erzählte, die Führung des Friesland übernehmen sollte, den der Reeder angekauft hatte.“

Bis dahin war ich nur darauf bedacht gewesen, so schnell als möglich weit fort zu gehen; der Gedanke, Karrach zur Rechenschaft zu ziehen, war mir ganz aus dem Sinn gekommen. Jetzt aber fiel mir ein, daß die Vorsehung sich vielleicht doch meiner Hand bedienen wollte, den Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern. Ich zog Wittmarsch ins Vertrauen, und der sagte bereitwilligst alle Hilfe zu.

Gestern früh entdeckten wir Karrach und seinen Freund Hovers in der Hasenbörse. Ich machte mich, von beiden ungesehen, herzu und hörte, daß sie mit dem Schoner nach Abbehauserfleth gehen und in der Nacht vor den Dünen zu Anker sein wollten, wo der Reeder Quense sich ebenfalls einfinden und ihnen signalisieren sollte. Die Sache war geheim, deshalb beabsichtigte der Schiffer vor der Hand nur die notdürftigste Mannschaft anzumustern. Jetzt wurde mir manches klar; Quense hatte mich nur hingehalten, um dem Schiffer davonzuhelfen, ehe ich ihm über den Hals kam.

Ich ließ mir von Wittmarsch einen Anzug hier, ließ mir von einem Barbier einen falschen Bart ansetzen, und so gelang es mir, mich von Hovers unerkannt anwerben zu lassen. Stel-

Ienlose Matrosen gab's nur spärlich am Orte, und so war ich tatsächlich der einzige, der zunächst angemustert werden konnte.

Am nächsten Tage wollte man sich nach mehr Leuten umtun, bis dahin aber hoffte ich, alles erfahren zu haben, was mir nötig schien. Ich gab Wittmarsch die Aufträge, die er auch ausgeführt hat, und ging an Bord des Friesland. Weder Karrach noch Hovers ahnten, wer hinter dem struppigen Barte, der mir fast bis an die Augen reichte, steckte. Außerdem stellte ich mich mürrisch und redefaul, damit mich meine Stimme nicht etwa verriet. Vor den Dünen angekommen, hieß Karrach mich zur Koje gehen, um frisch und munter zu sein, wenn ich hernach Hovers abzulösen hätte.

Ich ging ins Logis, schlich mich aber bald darauf wieder an Deck. Karrach und Hovers brachten die Jolle zu Wasser, und etwa eine Stunde später, auf ein Laternensignal vom Lande, fuhr der Schiffer nach dem Strande.

Als er wiederkam, brachte er Frau Brumund mit. Ich erschrak, sowohl ihretwegen, als auch um meiner willen. Ich fürchtete, daß sie mich erkennen und durch einen Ausruf alles vereiteln könnte. Ich merkte bald genug, daß Karrach sie gewaltsam entführt hatte, wunderte mich nun aber über ihre anscheinende Ruhe. Um ihr zu zeigen, daß wenigstens einer an Bord nicht ganz unter des Banditen Botmäßigkeit stand, murrte ich laut und geflissentlich gegen ihn; ich meinte, daß sie dadurch ermutigt werden würde.“

„Und diesen Zweck erreichten Sie,“ sagte Bertha dankbar.

„Zugleich aber war mir darum zu tun, auch Frau Brumund über meine Persönlichkeit zu täuschen, weil ich versprochen hatte, ihr nie wieder in den Weg zu kommen. Als Sie,“ hier wendete er sich direkt an Bertha, „zu mir ans Ruder traten und mich anredeten, da wurde mir klar, weswegen Sie so ruhig erschienen, auch gewährte ich Ihnen Schreck, als Sie die Jolle nicht mehr erblickten. Sie glaubten, ich wäre widerwillig und abgeneigt, Ihnen beizustehen, aber ich tat nur so, weil — doch das gehört nicht hierher.“

Er schwieg. Sie blickte ihm fest in die Augen, und das dankbare, unbedingte Vertrauen, welches aus ihren Blicken sprach, verlieh ihm neuen Mut.

„Mit dem Augenblick Ihres Erscheinens an Bord des

Friesland änderte sich meine Aufgabe daselbst. Ich hatte mich unerkannt anmustern lassen, um Beweise für die Verbrechergenossenschaft des Reeders mit dem Schiffer aufzuspüren. Jetzt aber dachte ich nur daran, Sie zu befreien. Ich würde Kar-rach niedergeschlagen haben, wenn er Sie gegen Ihren Willen angerührt hätte; einmal war ich nahe daran, wie Sie sich erinnern werden. Wie ich später Hovers im Logis und Kar-rach im Raum einsperrete, ist Ihnen bekannt; Sie selber aber ließ ich nur deshalb so lange in der Kajüte eingeschlossen, um so lange als möglich unerkannt zu bleiben; aus demselben Grunde ging ich auch so eilig an Land.“

Bertha stand auf. „Herr Fortkamp,“ sagte sie, „haben Sie Ihre Ansicht, die Sie mir vorhin während der Fahrt zu erkennen gaben, nunmehr vielleicht etwas geändert?“

Der Advokat kratzte sich hinterm Ohr und kaute an der Feder.

„Ansichten — sind eben nur Ansichten, Frau Brumund,“ antwortete er hüstelnd; „wir aber brauchen Tatsachen. Nach dem, was wir hörten, lassen sich ja Ansichten genug bilden, allein ich habe noch kein Körnchen von positiven Beweisen dafür entdeckt, daß der Reeder mit einem der vorliegenden Verbrechen in direkter Verbindung steht. Da ist ja allerdings die Zahlung der fünfhundert Taler, für die aber hat er uns eine ganz glaubwürdige Erklärung gegeben.“

Sie zog ruhig den Mantel um ihre Schultern und wendete sich zu Rabbod.

„Jetzt beginnt unsere Arbeit,“ sagte sie. „Während Ihrer Erzählung ist mir ein Gedanke gekommen.“

Der junge Mann schaute sie fragend an.

„Wir müssen den Menschen auffinden, der mich in des Reeders Fuhrwerk nach dem Huderhose gebracht hat.“

„Den haben wir, das Gericht und ich, bereits zwei Tage lang gesucht, sind ihm aber nicht auf die Spur gekommen,“ bemerkte der Advokat in etwas gereiztem Tone, da die kühle Art, mit der sie ihm die Sache aus den Händen nahm, ihn beleidigte.

„Ich denke aber, daß wir ihn jetzt finden werden.“

„So? Haben Sie einen Verdacht?“

Sie blickte Wittmarsch scharf an.

„Sagten Sie nicht, Sie hätten den Matrosen Hovers zuerst am Mittwoch morgen in Altensiel getroffen?“

„Ja,“ nickte der Steuermann.

„Irrren Sie sich auch nicht?“

„Das ist nicht möglich; ich selber kam am Dienstag an, und schon am Morgen darauf sah ich ihn.“

„Dann glaube ich, daß Hovers der Mann gewesen ist,“ sagte sie, den Blick auf Fortkamp richtend. „Wenn Sie mich nach der Amtsschließerei begleiten wollen, Herr Falk, dann können wir ihn dort befragen.“

„Ich weiß, was der Hovers für ein Kunde ist,“ fiel Wittmarsch ein. „Ich komme mit.“

„Seien Sie vorstichtig mit Ihrer Fragestellung,“ warnte Fortkamp. „Sie finden mich hier, wenn Sie mit ihm fertig sind.“

Sechshundvierzigstes Kapitel.

Die Amtsschließerei von Abbehauserfleth befand sich im Erdgeschoß eines in einer Seitenstraße gelegenen einstöckigen Hauses. Im oberen Stockwerk wohnte der Gendarm Kasselmann mit seiner Familie.

Von der Gasse aus gelangte man zunächst in einen engen, mit Steinen gepflasterten Hausflur; rechts führte eine Steintreppe in die Etage hinauf, eine Thür geradezu aber ins Amtszimmer. Dasselbe war ein kahler, weißgetünchter Raum, mit Steinfliesen ausgelegt, die allenthalben Risse und Löcher zeigten. Vor dem vergitterten Fenster stand ein altes, von langem Gebrauch geschwärztes Schreibpult nebst Stuhl, woselbst der Gendarm seine dienstlichen Meldungen abfaßte, und von wo aus er zugleich die beiden schmalen Thüren im Auge behalten konnte, die in die Zellen führten.

Diese Thüren bestanden aus starken Eichenbohlen und hatten unerschüttert schon ungezählten Angriffen der wüthigen Trunkenbolde Widerstand geleistet, die man hier in Gewahrsam zu nehmen pflegte, um sie wieder zu Verstande zu bringen.

Die Zellen dahinter trugen ihre Bezeichnung mit Recht;

sie waren sechs Fuß lang, fünf Fuß breit und so hoch, daß ein Mann darin aufrecht stehen konnte. Als einzige Ausstattung enthielten sie ein Bund Stroh. Ihre Erleuchtung und Lüftung wurde durch eine vergitterte Oeffnung in der Thür bewirkt, welche auch zugleich dem Wächter und Wärter als Beobachtungsluke diente.

Als Bertha mit ihren beiden Begleitern in den Flur der Amtsschließerei eintrat, schallte ihr von drinnen die dröhnende Bassstimme des alten Rasselmann entgegen.

„Ich habe Euch schon einmal gesagt, Frau, Ihr sollt mich jetzt in Ruhe lassen!“ herrschte er gebieterisch. „Ich habe meinen Rapport zu schreiben; wißt Ihr denn nicht, was das heißt? Ich darf Euch nicht in seine Zelle lassen, und wenn er Euch durch das Loch nicht antworten will, dann müßt Ihr warten, bis der Untersuchungsrichter kommt. Ich kenne meine Instruktion, und damit Punktum!“

„Wann kommt denn der Untersuchungsrichter? Ich warte doch nun schon stundenlang!“

„Er wollte schon früher hier sein, aber solche Herren können selten im voraus genau über ihre Zeit verfügen. Aber er kommt, verlaßt Euch darauf!“

Die Frau war Mine Pophusen; das Gesicht der Aermsten aber hatte sich so verändert, daß selbst Bertha Mühe hatte, sie zu erkennen. Sie war geradenwegs vom Reederhof nach der Schließerei geeilt, und obgleich der Gendarm ihr den Eintritt in die Zelle ihres Bruders energisch verwehrt hatte, so verwehrt er ihr dennoch nicht, durch das vergitterte Lustloch nach Belieben mit dem Gefangenen zu reden.

Und dies hatte sie auch während der ganzen Zeit redlich getan, um zu erfahren, was an der gegen ihn erhobenen Beschuldigung Wahres oder Falsches sei. Sie sagte ihm, wer das unschuldige Opfer gewesen und daß sie überzeugt sei, ein ganz anderer habe den ruchlosen Mord begangen. Karrach aber hatte ihr keinerlei Antwort gegeben, nur einmal hatte er den Mund geöffnet und ihr zugegrunzt, sie möge zum Teufel gehen und sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

Beim Eintritt Berthas und der beiden Seeleute wendete sie sich um.

„O,“ rief sie bitter und höhniisch, „seid Ihr da? Und auch Du, Rabbod Falk? Schöne Zeiten haben wir hier durchgemacht! Mein Gertje hat daran glauben müssen, und alles

nur Deinetwegen! Wollt Ihr meinen Bruder Juan Karrach sehen? Versucht's, ob der Gendarm Euch das Loch aufmacht; mir hat er's verweigert, als ob ich nicht das größte Recht hätte, zu hören, ob mein Bruder schuldig ist oder nicht!"

"Lassen Sie sie immerhin ein, Rasselmann," sagte Radbod mit einem bezeichnenden Blick, den der brave Beamte sogleich verstand, denn er langte sofort eifrig nach dem Schlüssel.

"Auf Ihre Verantwortung aber," sagte er, sich noch einmal besinnend.

"Gewiß."

"Gut. Kommt, Mine."

Die arme Frau schlüpfte hastig in die dunkle Zelle, deren Tür hinter ihr wieder geschlossen wurde. Falk und Bertha näherten sich lauschend dem Guckloch, auch Rasselmann blieb in der Nähe stehen.

Karrach, der, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, auf seinem Strohhäufen saß, hatte sich beim Eintritt seiner Schwester nicht gerührt. Sie kniete neben ihm nieder und beschwor ihn bei dem Bande der Natur, das sie aneinander knüpfte, bei alle den Liebesdiensten, die sie ihm geleistet, bei allem, was er noch hoffte oder fürchtete, ihr zu sagen, auf welche Weise ihr Kind den Tod gefunden.

Allein, das verzweifelte Flehen der armen Mutter bewegte ihn jetzt ebenso wenig als vorhin, wo sie noch durch das Türloch zu ihm geredet hatte.

Sie versprach ihm hoch und heilig, sein Bekenntnis in ihrem Herzen unverbrüchlich zu verschließen — vergebens.

"Oha, also der Falk lebt noch? Und Du glaubst, ich wollte Deinen Jungen umbringen? Das ist nicht wahr. — Fardohmi!"

Noch immer gab sie's nicht auf, ohne jedoch mehr zu erlangen als die grollende Rede:

"Spare Deinen Wind und verschaff mir einen Schluck Schnaps; man sitzt hier trocken in dem verfluchten Loch."

Jetzt sah sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen ein. Sie stand auf und klopfte an die Tür. Der Gendarm öffnete. Gebeugt und wankend kam sie heraus, hinfällig und so gealtert, als habe sie während der letzten halben Stunde Jahre durchlebt. Sie ging still dem Ausgang zu; Falk aber holte sie ein und faßte sie sanft an den Arm.

"Mine!"

Langsam wendete sie den Kopf, langsam erhob sie ihre eingesunkenen Augen zu den seinen.

„Euer Gertje ist der einzige Freund gewesen, den ich in meiner Not gehabt,“ sagte er, während weder seine Stimme noch seine Blicke so klar waren wie sonst. „Gott weiß es, wie gern und willig ich auf der Stelle mit ihm tauschen würde, wenn es möglich wäre. Nächst Euch, seiner Mutter, hing er am meisten an mir; Ihr wißt nicht und glaubt's wohl auch nicht, wie tief ich seinen Verlust fühle, und wie mir der Gedanke das Herz zerreißt, daß ich, wenn auch unbewußt, zu seinem frühen Tode beigetragen habe. Legt mir es nicht zu sehr zur Last, wenn Ihr des Abgeschiedenen gedenkt.“

Sie schaute ihn lange an, ungewiß, als erreichten seine Worte sie aus weiter, weiter Ferne.

„Ich kenne Dich, Radbod,“ versetzte sie mit schwacher Stimme. „Ich habe auch meine Gedanken beisammen, und ich leg's keinem zur Last, nur denen, die es heimtückisch vollbracht und mein armes Kind hingeschlachtet haben.“

„Die sollen es auch büßen, verlaßt Euch darauf — die sollen es büßen.“

Einen kurzen Moment blitzte es in ihren Augen auf, dann aber starrte sie wieder matt vor sich hin.

„Ja, sie werden es büßen,“ sagte sie in dumpfer Klage. „Sie werden es büßen — aber der eine ist mein Bruder, und der andere meines Kindes Vater! O wehe, wehe uns allen! Von seiner Geburt an hat der Fluch auf ihm gelastet, die Sünden seiner Eltern haben ihn heimgesucht, und nun trifft uns die Strafe wieder durch ihn!“

„Ich will Euch nach Hause geleiten, Mine,“ suchte Falk, der ihre Rede nicht ganz verstanden hatte, sie zu beruhigen. „Ihr müßt Euch erholen, dann wird Euch auch wieder besser zumute werden.“

„Vielleicht ist Gottes Ratschluß auch der richtige gewesen,“ fuhr sie fort. „Mein Gertje war ja doch nur ein armes, schwachsinniges Geschöpf, das von allen verhöhnt und verlacht wurde, und das ein Jammerleben hätte führen müssen, wenn ich gestorben war. — Aber — o, wenn ich wüßte — wenn ich wüßte,“ sie biß die Zähne zusammen und der Zorn ließ ihren ganzen Körper erheben — „sie sollten es büßen!“ —

Sie traten in die Gasse hinaus und wendeten sich dem Hafen zu.

„Geduldet Euch noch eine kleine Weile, dann sollt Ihr alles erfahren,“ sagte Radbod, vor dem Hause der Fischhändlerin stehen bleibend.

„Ist das auch ganz gewiß?“ fragte sie mit glitzernden Augen.

„Das ist ganz gewiß; ich habe jetzt nur nicht die Zeit, Euch nähere Auskunft zu geben.“

„Kommt mit mir herein, Radbod; nur auf einen Augenblick — um Gertjes willen.“

Er gehorchte, so sehr ihn auch verlangte, nach der Amtsschließerei zurückzueilen.

„Mein Kind soll nicht auf Nikolas Quenses Kosten begraben werden,“ fuhr sie mit stolzer, harter Stimme fort.

„Du sollst das Geld haben, das Geld, das ich für Gertje gespart habe — dafür wirst Du ihn beerdigen lassen und ihm ein anständiges Grab besorgen. Ich kann mich mit den Vorbereitungen nicht einlassen, da ich wieder zu ihm muß, um bei ihm zu wachen und ihm nahe zu sein bis zuletzt.“

Damit löste sie den Stein, den sie Cornelius Brumund gezeigt hatte, aus der Kaminwand und zog aus dem dahinter befindlichen Loche einen wollenen Strumpf hervor, der mit Segelgarn zugebunden war. Sie öffnete ihn und schüttete ein Häufchen Gold und Silber auf den Tisch.

„Da,“ sagte sie, „nimm davon, was Du brauchst — verbrauche alles für ihn, wenn's nötig ist. Es gehört ihm, ich habe es für ihn gesammelt — ich kann's nicht verwenden und er nun auch nicht. Er muß einen schönen, neuen Sarg haben, nicht den Kasten, in den Quense ihn legen ließ — es soll alles von seinem eigenen Gelde bezahlt werden. Lang' zu; wenn es nicht reicht, ist noch mehr da.“

Sie hatte den Strumpf gänzlich ausgeleert; aber mit dem Gelde, welches mehrere hundert Taler betrug, war auch ein kleines Bündel Papiere auf den Tisch gerollt.

„Ja, ja,“ rief sie, „die Toten stehen wieder auf! Das gehört Dir, Radbod“ — sie schob ihm das Papierbündel zu — „das sind Briefe von Deiner Mutter.“

„Von meiner Mutter?“

„Ja. Ich habe diese arme Frau vor ihrem Tode gepflegt. Sie gab mir diese Papiere ganz heimlich und sagte mir, ich

Sollte sie durchlesen, aber keinem Menschen etwas davon sagen. Aber wenn die rechte Zeit käme, sollte ich sie Dir aus-händigen.“

„Warum habt Ihr mir die Briefe nicht schon früher gegeben?“ fragte er, das kostbare Vermächtnis ehrfürchtig an seine Brust drückend.

„Ich konnte sie nicht lesen, und da versteckte ich sie an einem sicheren Ort. Jetzt hast Du sie ja; ich hoffe, es wird noch nicht zu spät sein.“

Radhod barg das kleine Bündel sorgfältig in einer inneren Tasche, um von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen, sobald er allein sein würde.

„Steckt nur das Geld wieder fort, Mine; ich habe nach Gutdünken davon genommen; reicht's nicht, dann hole ich mir mehr. Ich muß nun wieder zurück nach der Schließerei. Für den Nachlaß meiner Mutter danke ich Euch später.“

Er eilte hinaus.

Mine blieb vor dem Tische sitzen, den Kopf auf die Brust gesenkt, und die Arme lang ausgestreckt zu beiden Seiten des Schatzes, den sie unter Hunger und harten Entbehrungen aufgespeichert hatte. Stumpfen, leeren Blickes starrte sie auf das Geld. Welche Opfer kostete sie dieser Mammon, und wie wertlos erschien er ihr jetzt! Sie hatte den guten Pastor Stührenberg nie verstanden, wenn der die Schätze dieser Welt eitel und nichtig gescholten hatte — jetzt kam ihr dieses Verständnis, denn all das funkelnde Gold und Silber, das da vor ihr lag, gewährte ihr kein Körnchen Trost in ihrem Jammer.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Bertha, Wittmarsch und der Gendarm warteten auf Falks Rückkehr; sobald dieser wieder in der Amtsstube erschien, forderte er von dem Beamten eine Laterne und begab sich damit in die Zelle des Matrosen Hovers. Die Thür ließ er halb offen, so daß die anderen seine Unterredung mit dem Verhafteten hören konnten.

Bei Falks Eintritt sprang der Matrose auf.

„Weswegen hat man mich hier eingesperrt?“ rief er zornig. „Ich habe nichts verbrochen! Ich verlange vorgeführt zu werden —“

Er unterbrach sich und der Ausdruck wütenden Zornes auf seinem Gesicht wich einem blassen Entsetzen. Falk hatte die Laterne erhoben, so daß deren Licht auf sein Antlitz fiel.

„Ihr kennt mich, Hovers,“ sagte er ruhig.

Der Mann bewegte die Lippen, brachte aber kein Wort hervor.

„Wir sind die besten Freunde nicht gewesen,“ fuhr Radbod fort, „aber das kann sich ja möglicherweise ändern. Ich bin hergekommen, um Euch aus dem Loch herauszuhelfen, wenn Ihr vernünftig sein und Euch helfen lassen wollt.“

Hovers gewann nach und nach seine Selbstbeherrschung wieder; diese Stimme war die eines lebenden Menschen, und so verlor er die Furcht, die ihn beim ersten Anblick des Totgeglaubten überfallen hatte.

„Ich habe nichts begangen und ich will wissen, warum man mich hier eingebuchtet hat,“ antwortete er finster. „Auf wessen Veranlassung bin ich verhaftet worden?“

„Auf die meine — wenn Euch das ein Trost ist.“

„Also Ihr! Dann seid Ihr ein Schurke! Laßt mich nur erst die Fesseln wieder los sein, dann will ich es Euch eintränken, daß Ihr zeitlebens an mich denken sollt!“

„Ruhig, Mann, ruhig, sonst könnt Ihr noch eine lange Weile warten, ehe man Euch die Armbänder wieder abnimmt.“

„Was ich verbrochen habe, will ich wissen!“ schrie der Matrose, mit den Füßen stampfend.

„Vielleicht habt Ihr Euch in Eurer Dummheit nicht viel Arges dabei gedacht, als Ihr am Dienstag mit Quensjes Fuhrwerk nach Neuenkoop kamt und der Frau Brumund vorlogt, ihr Mann wäre auf dem Huderhof und verlangte nach ihr — wie?“

Der Matrose wendete sich ab.

„Ich weiß nicht, wovon Ihre redet,“ grollte er.

„O doch, Ihr wißt es recht gut.“

„Und wenn, so geht's Euch nichts an.“

„So? Nun, es könnte sich herausstellen, daß es gerade-

mich mehr angeht, als Ihr Euch träumen laßt. Kommt einmal mit heraus.“

Falk stieß die Thür ganz auf und trat hinaus.

Der Gefangene wollte ihm folgen, als er aber gewahrte, daß noch mehr Leute draußen standen, wich er in die hinterste Ecke zurück, obgleich ihm ein Atemzug besserer Luft sehr willkommen gewesen wäre.

Auf ein Zeichen Falks marschierte jetzt der Gendarm in die Zelle hinein, packte den Arrestanten mit geübter Faust am Kragen und schleppte ihn ans Tageslicht.

„Das ist der Mann!“ rief sie, und sie fragte sich im stillen, wo sie ihre Augen gehabt habe, als sie demselben an Bord des „Friesland“ so nahe gewesen war.

Der Troß des Matrosen war gewichen, er sah ein, daß ferneres Leugnen nutzlos sein würde.

„Ich habe nur getan, was mir geheißen war,“ brummte er. „Wenn es schief abgelaufen ist, ist es nicht meine Schuld.“

„Wir können Euch nur raten, alles von der Leber herunter zu reden, was Ihr wißt,“ sagte Falk sehr kühl. „Ein Verschweigen nützt Eurem Freund Karrach nichts mehr, Euch aber könnt's schaden. Also heraus mit der Sprache, Hovers.“

„Was wollt Ihr denn wissen?“

Bertha machte Miene, zu reden, auf einen Wink Falks unterließ sie es jedoch.

„Wo stecktet Ihr am Montag Abend?“ fragte dieser.

„Auf dem Reederhof, mit dem Schiffer. Quense hatte uns sagen lassen, wir sollten spät kommen und bei ihm ans Fenster klopfen.“

„Bleibt Ihr auch die Nacht dort?“

„Ja; ich schlief auf dem Fußboden und Karrach in einem großen Stuhl. Am anderen Morgen ganz früh gingen wir fort und trieben uns in der Nähe des Huderhofes herum.“

„Hörtet Ihr, was der Reeder mit Karrach verhandelte?“

„Nein.“

„Wer sagte Euch, was Ihr tun solltet?“

„Der Reeder.“

„Gut. Weiter.“

„Wir drückten uns herum bis zum Nachmittag, dann kam der Knecht mit dem Wagen an die Furt, wie verabredet

war. Der Schiffer fragte ihn, ob er zu Falk wollte, und als er dies bejahte, nahm er ihm die Zügel ab und hieß ihn nach Hause gehen. Sowie er aus Sicht war, stieg ich auf, fuhr nach Neuenkoop und richtete dort aus, was Ihr schon wißt. Ich brachte Frau Brumund nach dem Huderhof und ging dann ab unter dem Dorgeben, mich nach dem Großbauern umsehen zu wollen.

„Das war des Reeders Instruktion, wenn niemand im Hause sein sollte. Fand ich den Spanhake vor, dann sollte ich ihn fortgehen und den Reeder suchen heißen. Draußen wartete der Schiffer auf mich und gebot mir, ohne Aufenthalt nach Altensiel zu fahren; er selber wollte noch dableiben und abwarten, was aus dem Spaß werden würde. Ich fuhr also davon, und später, als ich den Schiffer wieder traf, erzählte er mir, Ihr wäret von der Kante gestürzt und ertrunken. Das ist alles, was ich von der Sache weiß, so wahr ich gesund ich hier vor Euch stehe.“

„Er sagte Euch also, ich wäre ertrunken. Wann sahet Ihr ihn wieder?“

„Am Donnerstag Abend.“

Falk versicherte ihm nunmehr, daß er nichts zu fürchten brauchte, wenn seine Angaben sich als wahr herausstellten. Darauf wurde Hovers wieder eingeschlossen.

Aus Berthas Augen leuchtete Hoffnung und Dankbarkeit. Die Finsternis, in der sie bisher getappt hatte, begann dem Lichte zu weichen, und dafür hatte sie Radbod zu danken; sie freute sich dessen und war stolz darauf — ihr Herz hatte keinen Unwürdigen geliebt. Auch Cornelius würde anerkennen müssen, daß er seine Ehre und sein Leben dem Manne zu verdanken habe, in dem er seinen grausamsten und erbittertsten Feind zu sehen gemeint.

„Das Schlimmste ist nun überwunden, Radbod,“ sagte sie, ihre Hand auf seinen Arm legend und ihm mit innigem Dank ins Auge blickend. „Jetzt kann Herr Fortkamp nicht mehr behaupten, daß keine Beweise gegen den Reeder vorhanden wären.“

„Ich hoffe, daß wir nun über den Berg sind,“ versetzte der junge Mann, der noch immer ihren Blick nicht ertragen konnte, ohne eine Revolution in seinem Innern zu spüren. „Der Großbauer aber wird nicht eher außer aller Gefahr sein, bis wir beweisen können, wer Gertje Pophusen umge-

bracht hat. Bis jetzt wissen wir nur, daß Karrach am Dienstag während des Tages auf dem Huderhof gewesen ist, das Verbrechen aber geschah in der Nacht.“

„Sollte der alte Quense jetzt, da wir Hovers' Aussage haben, nicht zu einem Bekenntnis zu bringen sein?“

„Der gesteht kein Wort, so lange er's irgend umgehen kann. Nun aber möchte ich Sie bitten, mit Wittmarsch zu Herrn Fortkamp zu gehen und dem zu berichten, was Sie hier gehört haben. In einer halben Stunde werde auch ich dort sein. Ich habe Mine Pophusen versprochen, für das Begräbnis ihres Sohnes zu sorgen, und die Zeit drängt.“

Damit entfernte er sich schnell und suchte den Sargmacher auf, der zugleich alle Beerdigungsformalitäten zu ordnen pflegte. Der Mann war nicht zu Hause; eins der Kinder wurde nach ihm ausgesendet, und Falk benutzte die Zeit des Wartens, um einen Blick in die Brieffschaften seiner Mutter zu werfen, deren bleiches, trauriges Antlitz dabei wieder lebhafter vor seinem inneren Auge emporstieg.

Als Bertha in die Schreibstube des Advokaten trat, sah sie sich hier nicht nur diesem, sondern auch dem Untersuchungsrichter Doktor Schnell und dem Reeder Nikolaus Quense gegenüber.

Doktor Schnell begrüßte sie mit seinem strahlendsten Lächeln.

„Gerade nach Ihnen, verehrteste Frau, verlangte mich's in diesem Augenblick!“ rief er. „Wollen Sie die Güte haben, dies Papier einmal genau in Augenschein zu nehmen?“

Er reichte ihr ein Schriftstück, in dem sie zuerst den Schein zu erkennen glaubte, unter welchem sie als Schriftzeugin ihren Namen neben Karrachs drei Kreuze gesetzt hatte. Es war von derselben Größe und auch in gleicher Weise gekniffst; allein jenes andere hatte mehr Schrift enthalten, wie sie sich genau zu erinnern meinte.

„Betrachten Sie das Papier gefälligst recht sorgfältig,“ fuhr der Untersuchungsrichter fort, „und sagen Sie mir dann, ob Sie die Unterschrift als die Ihrige anerkennen. Ich hörte soeben vom Reeder Quense, daß Sie besonderen Wert auf die Beibringung dieses Papiers legten, ich vermag allerdings nicht einzusehen, was es Ihnen nützen soll, da es nichts als eine einfache Quittung ist.“

„Dies ist nicht der Schein, den ich unterzeichnet habe,“

entgegnete Bertha ruhig, indem sie das Papier zurückgab.

Nikolas Quense schüttelte langsam und mit mildem Lächeln den Kopf und nahm dann eine Prise mit der Gebärde und dem Blick eines Mannes, der alle Hoffnung, einen halsstarrigen Widersacher zu bekehren, endgültig aufgibt.

„Das ist nicht derselbe Schein?“ fragte der Untersuchungsrichter ohne die geringste Verwunderung. „Woraus schließen Sie das? Ich habe Ihre Unterschrift mit der unter dem Protokoll und auch mit einer anderen, die Herr Fortkamp in seinem Besitz hat, verglichen und sie mit jenen ganz identisch gefunden.“

„Das glaube ich, sie hätte beinahe auch mich selber getäuscht. Aber das Papier, das ich unterzeichnen mußte, war viel mehr beschrieben, außerdem aber befanden sich über Karachs Kreuzen zwei große Tintenflecke, weil ihm bei der Bewegung des Bootes die Feder stecken geblieben war und gespritzt hatte.“

Der Amtsgerichtsrat warf, noch immer lächelnd, einen schnellen Seitenblick auf Quense, der mit großem Geräusch eine zweite Prise nahm.

„Mehr kann ich nicht tun, Herr Amtsgerichtsrat,“ sagte der Reeder sanft und ergeben. „Sie werden zugestehen, daß ich die Untersuchung nach besten Kräften gefördert habe.“

„Gewiß, Herr Quense, gewiß,“ nickte Doktor Schnell freundlich.

„Dann halten Sie es wohl noch nicht für nötig, mich in Ketten und Banden werfen zu lassen?“ scherzte der brave Nikolas blinzeln.

„Ich wüßte nicht, wie es jemals dazu kommen sollte.“

Kichernd über seinen gelungenen Scherz verabschiedete sich Quense von den Anwesenden, alle mit gleicher Höflichkeit bedenkend, und hinkte aus dem Hause.

In der Hafentaverne bestieg er seinen Schimmel und dann trabte er heimwärts, die Gangart des Gauls beschleunigend, sobald er die Stadt hinter sich hatte. Sein runzeliges Gesicht war länger als sonst. In seinen Ohren klang fortwährend Berthas Drohung — „Tag und Nacht will ich mich an Ihre Ferse heften, bis es Gott gefallen wird, meines Mannes Schuldlosigkeit darzutun!“

Das hatte sie ihm zugerufen und diese Worte hafteten mit seltsamer Zähigkeit in seinem Gedächtnis.

Kaum waren einige Minuten nach des Reeders Weggang verstrichen, als Radbod Falk mit allen Zeichen einer tiefen Aufregung in des Advokaten Schreibstube erschien. Ohne die übrigen Anwesenden zu beachten, wendete er sich sogleich an Peter Fortkamp.

„Ist Ihnen Justus Havekost bekannt gewesen?“ fragte er hastig.

Bei dieser unerwarteten Erwähnung eines Mannes, der bereits seit sechzehn oder siebzehn Jahren im Grabe lag, und der sich vorher sechs Jahre lang und darüber außer Landes aufgehalten hatte, riß der Advokat ganz erstaunt die Augen auf.

„Meinen Sie den ehemaligen Besitzer des jetzigen Reederhofes?“

„Ja, den meine ich.“

„Natürlich habe ich den gekannt, sehr gut sogar, das ist jetzt aber an die fünfundzwanzig Jahre her. Was soll's mit ihm?“

„Würden Sie seine Handschrift noch rekognoszieren?“

„Das weiß ich nicht, ich habe sie zu lange nicht mehr gesehen. Es müssen aber noch alte Akten da sein über einen Rechtsstreit mit einem Müller — es handelte sich um eine Wasserentziehung — ja, ja, ich erinnere mich. In diesen Akten müssen noch einige Briefe Havekosts stecken.“

„Haben Sie die Akten bei der Hand?“

„Das nicht, aber ich finde sie wohl noch.“

Der Advokat ließ seine Blicke verloren über die mit verstaubtem Papierwust angefüllten Regale schweifen.

„Ich brauche sie notwendig, bitte Sie daher, danach suchen zu wollen.“

Dann trat Falk an die junge Frau heran und drückte derselben die Hand.

„Jetzt besitze ich die Mittel, den alten Quense zu einem Geständnis zu zwingen,“ sagte er erregt. „Warten Sie hier, bis ich wiederkomme.“ Und sich an den Untersuchungsrichter wendend fuhr er fort: „Wenn ich Sie nach Verlauf von etwa drei Stunden sprechen könnte, dann würde ich imstande sein, Ihnen wichtige Mitteilungen zu machen. Wittmarsch, Ihr kommt mit mir.“

„Sie treffen mich nach drei Stunden hier,“ entgegnete der Amtsgerichtsrat. „Aber wohin so eilig?“

„Ich muß Quense auffuchen.“
„Den finden Sie jetzt wahrscheinlich im Reederhose.“

Achtundvierzigstes Kapitel.

Nikolas Quense saß in seinem hell erleuchteten Zimmer. Er hatte den großen Lehnstuhl an den Tisch gerückt und schrieb in einem seiner Rechnungsbücher.

Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und Radbod Falk schritt ohne Anmeldung und ohne Gruß herein. Der rasche Gang hatte sein Antlitz geröthet, und aus seinen Augen bligte die innere Erregung, die er vergeblich zu bemeistern suchte.

Ruhig erhob der Reeder den Kopf, und als er den Eindringling erkannt hatte, klappte er sorgfältig das Buch zu und wischte die Feder aus.

„Ah,“ sagte er, „das ist ja merkwürdig! An dieses Vergnügen hätte ich nicht gedacht! Du hast uns da eine nette Verwirrung angestiftet!“

Falk hatte die Thür geschlossen und stellte sich nun dem Reeder gegenüber an den Tisch. Quense lehnte sich in den Stuhl zurück, faltete die Hände über dem Leibe und begegnete blinzeln, aber unentwegt dem durchbohrend auf ihn gerichteten Blick.

Dieser Gleichmut brachte Falks Blut noch mehr in Wallung, er bezwang sich jedoch und antwortete mit anscheinender Ruhe: „Ich danke Ihnen; ich verlange weiter nichts, als daß Sie mir eine kurze Zeit Gehör schenken.“

„Das soll geschehen. Du wirst Dich doch aber wenigstens hinsetzen.“

„Zunächst will ich wissen, was Sie in Betreff Brumunds zu tun gedenken,“ fuhr Falk fort, ohne diese Einladung zu beachten. „Werden Sie aussagen, was Sie wissen, und ihn dadurch retten, oder wollen Sie nach wie vor schweigen und ihn seinem grausamen Schicksal überlassen?“

„O, o, das ist aber doch merkwürdig! Also auch Du singst aus dieser Tonart! Na, höre, ich hätte geglaubt, Dir

könnte es eben recht sein, wenn die hübsche Frau Brumund zur Witwe würde.“

„Auf das, was Sie glauben oder denken, kommt es hier nicht an,“ entgegnete Falk. „Ich bin entschlossen, Brumund aus seiner Klemme zu ziehen; Sie aber sollen mir dabei behilflich sein.“

„So? Meinst Du? Habe ich etwa seinen Pardon in der Tasche?“

„In gewissem Sinne — ja. Sie wissen, was Karrach begangen hat und wie Sie ihn dazu angestiftet haben.“

„Karrach hat als Führer meiner Schiffe manchen Fehler begangen, wozu ich ihn jedoch nicht anstiftete, sonst müßte ich ja nicht bei Sinnen sein.“

„Lassen Sie doch die Spiegelfechtereien — die Sache ist furchtbar ernst.“

„Sehr richtig — für die, die daran beteiligt sind. Ich bin's nicht.“

„Vielleicht werden Sie anders reden, wenn Sie erfahren, daß Hovers ein Geständnis abgelegt hat.“

Quense zuckte unmerklich zusammen. An Hovers hatte er nicht gedacht, sonst hätte er diese Gefahr vorausgesehen und sich darauf vorbereitet.

„Was soll der Hovers groß gestanden haben? Das möchte ich wissen. Will er vielleicht gesehen haben, daß ich den Gertje Pophusen über die Kante hinabwarf?“

„Seine Aussage genügt, Sie so schwer zu verdächtigen, daß es Ihnen kaum gelingen dürfte, sich wieder herauszureden.“

„Das werden wir sehen; erst muß ich wissen, was er ausgesagt hat — und zwar gegen mich.“

„Ich frage Sie noch einmal: Wollen Sie hervortreten und Brumund entlasten, ehe es zu spät ist?“

„Und ich antworte Dir ein für allemal, ich habe nichts auszusagen, wodurch dem Brumund geholfen werden könnte.“

Er griff zur Dose, nahm eine Prise und klappte den Deckel energisch wieder zu.

„Sie weigern sich also, ihm beizustehen?“

„Ich kann ja nicht anders.“

„Nun, vielleicht ändern Sie Ihre Ansicht noch,“ sagte Falk, indem er das Päckchen Briefe hervorzog.

„Du bist noch jung; die Jugend ist zuversichtlich,“ lächelte

Quense. „Wenn ich dem Großbauern helfen könnte, warum in aller Welt sollte ich das nicht tun, und mit Freuden obendrein? Das heißt, wenn ich mich nicht selber dadurch schädigte — denn das kann schließlich keiner verlangen. Das wäre gegen die Natur.“

„Ich habe gar nicht erwartet, daß Sie etwas zugestehen würden, so lange Sie noch imstande sind, es zu verheimlichen, denn dafür habe ich die sprechendsten Beweise in der Hand. Wenn ein Mensch aber vor die Wahl gestellt wird, entweder jeden Heller seines Besitzes zu verlieren und obendrein noch zeit lebens ins Zuchthaus zu wandern, oder aber die Wahrheit zu gestehen und dadurch in die Lage zu kommen, sich und seinen Mammon noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, so kann ihm die Entscheidung, meiner Ansicht nach, doch nicht schwer fallen.“

„Ich bin von jeher ein Verehrer der Wahrheit gewesen, und ich glaube auch, daß ein Mann, der sich in der von Dir angedeuteten Lage befindet, sich nicht lange besinnen wird. Auf mich trifft dies, Gott sei Dank, nicht zu.“

„Sie irren sich, gerade auf Sie trifft das zu.“

„So? Da bin ich doch neugierig.“

„Ich muß zuvor auf das Ereignis zurückgreifen, durch welches ich in Ihre Obhut gekommen bin.“

Diesmal wäre der Reeder beinahe vor Schreck aufgesprungen; er faßte sich jedoch wieder, lehnte sich zurück und zwang auch wieder ein verzerrtes Lächeln auf seine runzeligen Züge, die jedoch so fahl geworden waren, wie Falk sie noch nie gesehen hatte.

„Tue das,“ entgegnete der Reeder mit seiner Märtyrerstimme. „Soweit ich dabei beteiligt bin, habe ich alle Ursache, darauf stolz zu sein. Du allerdings hast es nur zu oft an dem Dank fehlen lassen, den Du mir für die Wohlthaten schuldest, die ich Dir und Deiner Mutter so reichlich erwiesen habe.“

„An diese Wohlthaten haben Sie mich wahrlich oft genug erinnert; wie ich Ihnen aber schon einmal mittheilte — als Sie mir den Huderhof verweigerten — denken die Leute darüber ganz anders. Sie sagen nämlich, Sie hätten noch ganz besondere Gründe dabei gehabt, als Sie meiner Mutter und mir Beistand leisteten.“

„O, die Leute reden eben mancherlei, mein lieber Rab-
bod.“

„Was sie aber in diesem Falle reden, beruht auf Wahr-
heit.“

„Meinst Du?“

„Ich weiß es.“

„Darf ich's vielleicht auch erfahren?“

„Gewiß, deshalb bin ich hergekommen.“

Mit diesen Worten öffnete er einen der Briefe.

„Der Grundbesitz, den Sie den Reederhof genannt haben,
gehörte früher neben anderen Liegenschaften dem Herrn Ju-
stus Havekost. Als derselbe ins Ausland ging, hatte er Sie
fünf Jahre zuvor zu seinem Verwalter oder Faktor gemacht.“

„Das ist richtig. Ich habe ihn auch schon viel früher
gekannt.“

„Während des letzten Jahres seines Hierseins machte er
durch Sie die Bekanntschaft eines Mannes, der sich Kapitän
Roß nannte, obgleich sein wahrer Name Meyer lautete. Die-
ser Kapitän bat Herrn Havekost um seinen Gegenbesuch in
Altensiel, und hier lernte der letztere noch sechs andere Män-
ner kennen, die einer geheimen, revolutionären Gesellschaft
angehörten, deren Zweck es war, die deutschen Regierungen
zu stürzen und eine allgemeine Republik zu gründen.“

„Ei, ei!“ rief Quense, dem Anschein nach höchlichst in-
teressiert, dabei aber unruhig im Sessel hin und her rut-
schend.

„Herr Havekost wurde durch diese Entdeckung so in
Schrecken versetzt, daß er dem Kapitän Roß, oder Meyer,
jeden weiteren Besuch bei sich untersagte. Bald darauf fand
eine Reihe von Verhaftungen statt, und den Festgenommenen
wurde der Prozeß wegen Hochverrats gemacht. Herr Have-
kost, der schon von Natur ein furchtsames Gemüt besaß, ge-
riet dadurch in die größte Angst, die Sie noch steigerten durch
die Mitteilung, daß auch er als Teilnehmer an den Sitzungen
eines Geheimbundes denunziert worden sei. Ihren Intriguen
gelang es ferner, ihn zu überreden, seine Besitztümer Ihnen
zu verschreiben, um dieselben dadurch vor der Konfiskation
zu bewahren und sodann nach England zu entfliehen.“

„Ich sagte ihm nichts als die lautere Wahrheit.“

„Die verschiedenartigen Vorwände, unter welchen Sie
ihn von der Rückkehr in die Heimat abhielten, will ich hier

nicht anführen. Zuletzt aber begann er den Schurkenstreich, den Sie ihm gespielt hatten, zu durchschauen. Unter allerlei falschen Angaben über Mißernten und dergleichen entzogen Sie ihm auch noch die verabredeten Geldsendungen, so daß er in die bitterste Not geriet. In einigen Ihrer Briefe gaben Sie auch sehr ruhig zu, daß Sie ihn um seinen Besitz betrogen hätten; als er jedoch mit sofortiger Rückkehr drohte, da forderten Sie ihn höhrend auf, dies nur zu tun und den Gerichten zu erzählen, daß er, um sich den Folgen seiner Verbindung mit den Revolutionären und Hochverrättern zu entziehen, seine Güter zum Schein seinem Faktor verschrieben habe.“

„Das habe ich nicht geschrieben,“ wehrte sich der Reeder heiser.

„Sie erklärten ihm ferner, der Besitz sei nunmehr der Ihre, und er möge doch versuchen, Ihnen denselben auf dem Rechtswege streitig zu machen. Sie kannten den Mann, mit dem Sie zu tun hatten; Sie wußten sehr wohl, daß er niemals den Mut haben würde, öffentlich gegen Sie einzuschreiten, und Sie verließen sich darauf, daß er keinen einzigen Freund besäße, der ihm mit Rat und Tat Beistand leisten konnte. Einen solchen Freund aber hatte er dennoch, und zwar in der Person eines politischen Flüchtlings namens Kunkel, der mit seiner einzigen Tochter in demselben Hause wohnte, in dem auch er Obdach gefunden hatte. Auf Kunkels Anregung setzte er ein Dokument über seine Lage und die Ursachen derselben auf, ehe er aber damit zu Ende war, wurde ihm der Freund plötzlich durch den Tod entzissen.

„Nicht lange darauf heiratete er dessen hinterlassene Tochter, und fünf Jahre lang trug er sich mit dem Vorsatz, den ihm von Kunkel vorgeschlagenen Plan auszuführen, allein er vermochte sich nie zu der nötigen Energie aufzuraffen. Inzwischen aber schenkte ihm seine Gattin einen Sohn —“

„Das Fräulein Kunkel, willst Du wohl sagen, denn ich kann beweisen, daß die beiden niemals verheiratet waren.“

„Seine Gattin hatte einen Sohn,“ wiederholte Falk mit mühsam verhaltener Wut, „und als dieser Sohn fünf Jahre alt war, legte Havekost sich hin und starb. Seiner Frau hinterließ er Ihre Briefe und seine handschriftliche Darstellung, unterschrieben und rechtmäßig beglaubigt. Frau Havekost erhielt von Ihnen eine Geldsendung und ein tröstendes Schreiben, durch welches sie, die gänzlich Verlassene, veran-

laßt wurde, sich mit ihrem Kinde aufzumachen und hierher zu kommen. Sie that dies, weil sie hoffte, Sie zur Herausgabe des Eigentums des Verstorbenen zu Gunsten seines Sohnes zu bewegen.

„Ohne einen Pfennig Geld, erschöpft, krank, sterbend traf sie hier ein. Sie erkannten ihren Zustand und spekulierten auf ihren Tod. Mit der heuchlerischen Verschmittheit, durch die Sie schon so viele betrogen haben, nahmen Sie die Arme auf und ließen sie nicht wieder aus dem Hause, weil sonst Ihre Schurkerei wohl bald an den Tag gekommen wäre. Und unter dem Vorgeben, daß es gefährlich für sie und das Kind sein könnte, wenn der Name des Hochverrätters Havekost in dieser Gegend wieder genannt würde, beredeten Sie die arme Frau, vorläufig den Namen Falk anzunehmen.

„Gleich am ersten Tage sank sie auf das Krankenlager, von dem sie sich nicht wieder erheben sollte. Während der kurzen Zeit bis zu ihrem Tode gestatteten Sie nur einer einzigen Person den Zutritt zu ihr; nicht einmal einen Arzt ließen Sie herbeirufen. Jener Person aber mochten Sie wohl ein unbedingtes Vertrauen schenken. Erst am letzten Tage gingen der Frau Havekost die Augen über Sie auf. Sie ließ sich Schreibgerät bringen, fügte der Niederschrift ihres Gatten eine Ergänzung an und übergab dann dieselbe nebst allen Papieren und Briefen, die sie aus England mitgebracht hatte, der Person, die ihr aufgewartet und sich dabei freundlich und teilnahmsvoll gegen sie erwiesen hatte, in Verwahrung, mit der Bitte, die Schriftstücke durchzulesen und später, zu geeigneter Zeit, ihrem Sohne einzuhändigen.

„Frau Havekost starb. Sie ließen dieselbe als eine Frau Falk beerdigen — als die unglückliche Witwe eines Mannes, den Sie früher einmal oberflächlich gekannt hatten. Den verwaisten Knaben behielten Sie aus Mitleid im Hause, wo er als Laufjunge, Arbeitsbursche und Knecht heranwuchs. Auf diese Handlungsweise taten Sie sich außerordentlich viel zu gute, weil Sie trotz aller Verschlagenheit nicht wußten, daß es Leute gab, denen der Hergang nicht unbekannt war, die wenigstens das Richtige ahnten und dabei kein Blatt vor den Mund nahmen. Lange weigerte ich mich, auf die Reden derselben etwas zu geben, jetzt aber weiß ich, daß ihr Verdacht volle Begründung hatte. Die Papiere, die meine sterbende Mutter ihrer Pflegerin übergab — hier sind sie. Jetzt

wissen Sie, daß es keine leere Drohung war, als ich Ihnen sagte, es läge in meiner Hand, Sie zum Bettler und zum Zuchthäusler zu machen.“

„Hm,“ sagte der Reeder, nachdem Rabbod bereits eine Weile geschwiegen hatte. „Und wer hat Dir denn diese interessanten Papiere gegeben, wenn man fragen darf?“

„Mline Pophusen.“

Quense stieß einen kreischenden Schrei aus, sprang mit unglaublicher Behendigkeit aus dem Stuhle auf und krallte nach dem Bündel Briefe, das Rabbod in der Hand hielt. Der aber stieß ihn zurück, und nun stand er zitternd in ohnmächtiger Wut, während seine kleinen Augen wie die einer Giftschlange Blitze auf seinen Beschuldiger schossen.

Jetzt heuchelte er nicht mehr; zum erstenmal in seinem Leben zeigte Nikolas Quense sich ohne Maske. Er rang verzweifelt nach Selbstbeherrschung, bis an die Stelle seiner blinden Wut eine kichernde, giftige Verbissenheit getreten war. Er lachte schrill auf.

„Das sollte ja nur ein Scherz sein,“ stieß er keuchend hervor, „ich habe ja nur zum Spaß nach den Papieren gegriffen — hihhi! Warum hast Du mir überhaupt die Geschichte erzählt? Wenn Du das alles für wahr hältst und es auch beweisen kannst, warum gehst Du denn nicht aufs Gericht und schickst mir die Polizei auf den Hals?“

Wieder ließ er ein schrilles Lachen hören, während seine Finger nervös zuckten und seine Augen mit wölfischer Gier Rabbods Hand mit den Papieren beobachteten.

„Das will ich Ihnen sagen. Hätten Sie mir den Huderhof gegeben, als ich darum bat, dann brauchten Sie heute nichts zu fürchten. Nun aber haben Ihre teuflischen Ränke alle Hoffnungen meines Lebens so gänzlich vernichtet, daß ich nichts mehr nach dem Reichtum frage, nach dem ich jetzt nur die Hand auszustrecken brauchte, um ihn zu erlangen.“

„Sehr liebenswürdig und uneigennützig von Dir.“

„Und so kam ich, um einen Pakt mit Ihnen zu schließen. Sorgen Sie dafür, daß Brumund außer Verdacht und Verfolgung gesetzt wird, und an demselben Tage, wo er als freier und unbescholtener Mann das Gefängnis verläßt, will ich Ihnen diese Papiere aushändigen. Ich verlasse dann Europa für immer, und nie wieder sollen Sie von mir oder dem Graf Peter ein Wort hören. Wittmarsch hat versprochen,

mich zu begleiten, Sie können sich dann also in Ruhe Ihres Besizes erfreuen, wenigstens so weit ich in Betracht komme.“

Nikolas betrachtete den jungen Mann mit einem Gemisch von Verwunderung, Ungläubigkeit und Argwohn. Es ging ihm über alle Begriffe, daß ein Mensch, der sich ermächtigt und berechtigt glaubt, einen so bedeutenden Reichtum an sich zu nehmen, freiwillig darauf verzichten sollte, um einen Mann zu retten, an dessen Beseitigung ihm, nach des Reeders Moralgesetz doch so viel gelegen sein mußte. Sein runzeliges Gesicht verzog sich zu einem sauren Grinsen.

„Du bist ja sehr großmütig auf anderer Leute Kosten,“ sagte er. „Warte ein wenig, und Du sollst meine Antwort auf Deinen Vorschlag hören.“

Er hinkte nach der Thür, lugte hinaus, ob auch niemand lausche, dann drückte er die Klinke wieder ins Schloß und setzte sich aufs neue in den Lehnstuhl, einen höhnischen Zug um die zusammengekniffenen Lippen.

„Wir sind allein, unter vier Augen, und wenn Du von meinen Worten Gebrauch machen wolltest, so stünde meine Aussage gegen die Deine, und ich hege zu meiner Stellung und zu dem Ansehen, welches zu erwerben die Aufgabe meines Lebens gewesen ist, das Vertrauen, daß sie die Waagschale dann zu meinem Gunsten herabdrücken würden. Ich kann mir somit das Vergnügen gestatten, einmal offen und ohne Umschweife zu reden, wie mir's ums Herz ist.“

„Das muß ein seltener Genuß werden,“ sagte Radbod kalt; damit schob er die Papiere in die Tasche und sah den Alten an, erwartungsvoll, ob derselbe seine Bedingungen annehmen oder zurückweisen würde.

Neunundvierzigstes Kapitel.

„Ich habe bereits erwähnt,“ begann der Reeder mit einer Art boshafter Bedächtigkeit, „daß ich von jeher ein Anhänger und Verehrer der Wahrheit gewesen bin.“

Falk zuckte die Achseln.

„Du scheinst das nicht zu glauben, aber dennoch ist es eine Tatsache, und ich will Dir auch sagen, warum. Von An-

fang an ist es mein Grundsatz gewesen, niemals die Wahrheit zu leugnen, denn ich habe stets gefunden, daß ich die Folgen derselben weit leichter und sicherer im Interesse meiner Zwecke drehen und wenden konnte, als dies mit Lügen der Fall gewesen wäre. Während der letzten fünf und zwanzig Jahre ist, wenn ich's irgend zu vermeiden wußte, keine Lüge über meine Lippen gekommen, und da in folgedessen die Leute so vieles, was ich sagte, richtig und wahr fanden, so glaubten sie mir blindlings auch das übrige. Nach diesem Grundsatz sollst Du auch jetzt die Wahrheit hören, gelangt dieselbe jedoch zu den Ohren Dritter, so behalte ich mir selbstverständlich die mir zweckdienlich erscheinenden Abänderungen vor.“

Falk nickte.

„Also — was Du von Justus Havekost, seiner Frau und seinem Jungen — der Du selber bist — gesagt hast, ist vollständig richtig. Wahr ist ferner auch, was Du über mich und Karrach sagtest, wahr ebenfalls, daß mir alles, was der letztere getan hat, genau bekannt ist. Kann man offenerziger sein?“

„Schwerlich.“

„Ja, ja, Mann, Du hast gar keine Ahnung davon, was für ein aufrichtiger und gerader Kerl ich in all meinem Tun und Lassen bin. Du kanntest mich als den reichen Schiffsreeder und Grundherrschaft, als den gottesfürchtigen Kirchengänger und respektablen Bürger, geachtet und geehrt von den meisten Leuten, und selbst von denen höflichst begrüßt, die mich hinter meinem Rücken nicht arg genug anschwärzen konnten. Ich war ein Mann von Erfolgen und deshalb zeigte man mir allenthalben ein freundliches und dienstwilliges Gesicht. Ich will Dir auch sagen, wie ich hierher kam: als ein verwaiseter, zerlumpter, verhungertes Betteljunge, schwächlich und lahmer und daher zu keiner harten Arbeit fähig. Ein Schneider nahm mich aus Barmherzigkeit in die Lehre und unterwies mich auch etwas im Lesen und Schreiben. Das aber machte mich so klug, daß ich bald nach etwas Höherem strebte, als die Schneiderei mir gewähren konnte.“

Er nahm lächelnd eine Prise.

„Sie haben Ihre Lektionen trefflich zu verwerten gewußt,“ bemerkte Falk trocken.

„Ei, ja, das magst Du wohl sagen. Ich war ein Packmeister Marjaland.“

esel und Sündenbock für alle gewesen und hatte einsehen gelernt, daß ein Armer und Schwacher stets ein Spielball für die Launen und Laster des Starken und Reichen bleiben muß, und daß der Göze, vor dem sich alle beugen, einzig und allein das Geld ist. Ich konnte meine Persönlichkeit weder ansehnlicher noch kräftiger machen, aber ich faßte den Entschluß, Geld zu erwerben. Ich wurde Schreiber bei einem Winkelkonsulenten und hier lernte ich Havekost kennen; im Laufe der Zeit wurde ich sein Faktor, sein Freund und schließlich sein Erbe — genau wie Du dies vorhin schon dargestellt hast.“

Die kühle spöttische Unverschämtheit, mit welcher der alte Mensch sich zu seinen Schurkereien bekannte, machten es Radbod schwer, seine Ruhe zu bewahren. Er knirschte mit den Zähnen, aber er bezwang sich, entschlossen, dieses Selbstbekenntnis bis zu Ende anzuhören.

„Ich bin ein schlechter Kerl, ein Schuft, nicht wahr?“ lächelte Quense, der die Empfindungen des jungen Mannes wohl verstand. „Sprich's ruhig aus, wenn es Dich erleichtern sollte; hier hörts keiner außer mir, und mir macht's nichts. Ich wurde also der Besitzer aller dieser Liegenschaften; diese Erwerbung hat mich ein Stück Arbeit gekostet, und zwanzig Jahre lang habe ich mich drehen und wenden müssen, um mir den Besitz und meine Stellung zu sichern. Und nun bildest Du Dir ein, ich würde mich ohne weiteres ins Bockshorn jagen lassen und alles wieder herausgeben, wenn Du mit den paar Papieren kommst, die ein dummes, altes Weib Dir aufgeschwaßt hat?“

„Sie haben zugegeben, daß Sie meine Enthüllungen fürchten; wenn Sie auf meine Bedingung nicht eingehen, habe ich die Sache innerhalb zweier Stunden bei Gericht anhängig gemacht.“

„Allerdings würde mir eine Bloßstellung nicht angenehm sein, und ich würde auf Deinen Vorschlag auch eingehen, wenn das nicht hieße, aus der Bratpfanne ins Feuer springen. Da man es in der Pfanne noch länger aushält als im Feuer, so bleibe ich eben in der Pfanne.“

„Ich zeige Ihnen den Weg zum Entkommen.“

„Nein, ich sehe nur zwei Wege zu meinem Ruin und da wähle ich natürlich den längsten. Deine Papiere verlasse ich, die erkenne ich eben nicht an, und ich habe Geld genug, um

den Prozeß so lange hinzuziehen, bis Dir der Atem ausgegangen ist. Mit Karrach liegt die Sache anders. Wenn ich ihn nicht belaste, dann kriegt keine Macht der Erde ein Wort aus ihm heraus; rede ich aber, dann redet auch er.“

„Sie geben also zu, daß Sie und Karrach an dem Tode des armen Gertje schuldig sind?“

„O, hier unter vier Augen leugne ich nichts, und daher magst Du mir auch glauben, daß eine Gewalttat nicht in meiner Berechnung lag und daß es nur durch ein Mißverständnis soweit gekommen ist. Ich bin niemals ein Freund von Gewalttaten gewesen, da ich stets viel besser ohne solch äußerste Maßregeln gefahren bin.“

„Was haben aber Brumund und die arme Frau, und was habe ich getan, daß Sie uns alle mit dieser satanischen Schlinge umgarnten?“

„Willst Du das wissen? So höre. Damals, als wir den kleinen Streit wegen des Huderhofes hatten, gingst Du mir mit Drohungen unter die Augen. Du machtest Andeutungen auf den Branntweinschmuggel, und wahrscheinlich hast Du auch schon die Sache mit Havekost im Sinn gehabt. Das habe ich Dir nicht vergessen. Ich ließ den Graf Peter in doppelter Höhe versichern und wies Karrach an, ihn gleich auf der Ausreise zu verlieren. Den Auftrag, Dich umzubringen, gab ich ihm nicht — das hätte längst geschehen sein können, als Du noch klein warst, aber wie gesagt, ich bin nicht für Gewalttaten. Ich bemerkte ihm nur nebenbei, daß ich mich nicht sonderlich grämen würde, wenn bei dem Untergang der Brigg auch Dir etwas Menschliches passieren sollte.“

„Meine unverhoffte Rückkehr bewog Sie also, Ihren Haß noch mehr gegen mich auszulassen?“

„In der That, ich hoffte, Du wärest ertrunken; allein ich hätte Dich auch trotz Deiner unerwarteten Heimkehr nicht zu schädigen gesucht, wenn Du meinem Rat gefolgt und wieder fortgegangen wärest. Statt dessen aber drohtest Du mir von neuem, und ich glaubte fürchten zu müssen, daß Du Brumund auffuchen und Du Dich mit ihm gegen mich verbünden würdest; denn der Großbauer ist mein Feind, er hat von jeher am lautesten und unverholensten seinen Argwohn gegen meine Handlungsweise dem Havekost gegenüber ausgesprochen, und er äußerte zuerst die Ansicht, die Frau Falk sei wohl keine andere, als Havekosts Witwe gewesen. Das war und blieb

jedoch nur ein Argwohn, ich aber hatte die Beweise für die Unanfechtbarkeit und die Rechtllichkeit meines Tuns in Händen.“

„Sie wollen sagen, Ihre Fälschungen und Lügen.“

„Darauf kommt's nicht an. Mir lag daran, Dich los zu werden und Dich zu hindern, mit Brumund gute Freundschaft zu schließen. Deswegen machte ich ihn eifersüchtig auf Dich und seine Frau. Hättet Ihr Euch gegenseitig die Hälse gebrochen, wäre es mir noch lieber gewesen . . . Mein Plan war gut angelegt und hätte auch gelingen müssen, wenn das Vieh, der Karrach, nicht zuletzt noch alles verdorben hätte . . . Ich wollte, ich hätte den Kerl nie gesehen!“

„Und doch wollen Sie ihn jetzt in Schutz nehmen?“

„Ich muß wohl; hol's der Teufel, ich muß ja! Aber ich hasse den stumpfsinnigen Wicht! Als ich in der vergangenen Nacht von ihm ging, da glaubte ich, ihn nun endlich für immer los zu sein. Ich hatte alles so vorbereitet, daß er, wenn er erst eine Woche fort war, niemals wieder wagen durfte, sich hier sehen zu lassen. Und zwar so: Er hatte mir haarklein erzählt, was sich bei dem Huderhof zugetragen hatte, und das schrieb ich nieder, Wort für Wort, als sein Bekenntnis. Ich erlangte dazu auch seine Unterzeichnung und außerdem die der Frau Bertha Brumund als Schriftzeugin. Nach Ablauf einer Woche hätte ich dieses Dokument dem Gericht zugestellt, unter dem Vorgeben, dasselbe sei mir privatim zugegangen. Sodann hätte ich Karrach benachrichtigt und ihn freundschaftlich gewarnt.“

„Wo haben Sie dieses Schriftstück?“ fragte Radbod.

„Verborgen an einem sicheren Ort, den niemand ohne mein Zutun finden kann . . . Wenn Du nicht wärst, säße ich heute vergnügt und sicher in meinen vier Pfählen. Aber vom ersten Tage an hast Du mir wie ein Mühlstein am Halse gehangen. Täglich und stündlich, so oft ich Dich sah, mußte ich daran denken, was hinter mir lag, und an das, was mir möglicherweise bevorstand. Jetzt hast Du alle meine Pläne zunichte gemacht und hältst mir auch noch das kettenklirrende Schreckgespenst des Zuchthauses vor die Augen!“

„Ich biete Ihnen die Mittel und Wege, demselben zu entgehen.“

„Das nützt mir nichts — auch nehme ich von Dir nichts an!“ stieß Quense mit maßlos ausbrechender Wut hervor.

„Mag kommen, was da will, ich weiche nicht von der Stelle! Lieber will ich sterben, als das wieder verlieren, an dessen Erwerb ich alles gesetzt habe!“

Er hatte in seiner leidenschaftlichen, giftigen Bosheit mit den Füßen gestampft und den Tisch mit den Nägeln zerkrast. Keuchend hielt er nun inne und versuchte, sich wieder zu fassen, was ihm auch nach einigen Minuten gelang.

„Ich bin ganz offen gegen Dich gewesen und habe Dir nichts verhehlt,“ nahm er mit heiserer Stimme wieder das Wort. „Hoffentlich bist Du nun zufrieden.“

„Ich bin zufrieden, da ich die Gewißheit habe, daß solch ein höllischer Schurke, wie Sie sind, der Gerechtigkeit nun nicht mehr enttrinnen kann.“

„Nun, wenn Du nur zufrieden bist. — Weißt Du aber auch, worum ich Dir alles erzählt habe? Um Dir zu beweisen, daß Du, ein großer, starker Kerl, machtlos bist gegen mich alten, schwachen, lahmen Mann! Machtlos, verstehst Du mich? Ich pfeife auf Deine Papiere und auf alles, was Du sagen und tun kannst! Ich vertraue auf meinen Charakter, auf das Ansehen und die Achtung, die ich vor der Welt genieße, und ich verlache Dich! Und nun mach', daß Du aus meinem Hause kommst!“

Radbod machte eine Bewegung, als wolle er seinem heftigen, inneren Drange nachgeben und den Elenden beim Halse ergreifen, um ihn auf der Stelle zur Polizei zu schleppen. Allein die trotzige Sicherheit des anderen hielt ihn davon zurück.

„Sie haben über Ihr Los entschieden,“ rief er mit blihenden Augen. „In wenigen Stunden sollen Sie bei Ihrem Genossen, dem Mörder Karrach sitzen! Bilden Sie sich nicht etwa ein, noch entfliehen zu können. Der Steuermann Wittmarsch hält draußen Wache und wird nicht vom Platze weichen, bis ich zurückkomme!“

„Ich denke gar nicht daran, mein Haus zu verlassen.“

Falk drückte den Hut tief in die Stirn und schritt der Türe zu. Der Reeder hatte eine Prise genommen, die Dose mit anscheinender Zuversichtlichkeit laut zugeschnappt und erhob sich nun, um dem jungen Manne eine spöttische Abschiedsverbeugung zu machen.

Da hörte man draußen die Haustür heftig zuschlagen und verschließen; eilige Schritte kamen den Gang daher, und

noch ehe Falk die Hand auf die Klinke legen konnte, wurde die Stubentür aufgerissen und Mine Pophusen erschien auf der Schwelle.

Sie sah wild und verstört aus. Ihr Kopftuch war zurückgefallen und das dünne, graue Haar hing ihr wirr um Stirn und Schläfen. Sie atmete gewaltsam und keuchend, als habe sie einen anstrengenden Lauf hinter sich. Ihre Augen stierten wirr umher, bis sie auf dem Reeder haften blieben.

Der hatte sie erstaunt und erschrocken angesehen, und als sie jetzt auf ihn zueilte und ihn beim Arm ergriff, stieß er einen Entsetzensschrei aus.

„Ja, schrei nur,“ sagte sie mit unterdrückter Stimme, „Du bist ein elendes, armseliges Geschöpf — hast Dir aber Gottes Rache selber zugezogen.“

„Was?“ kreischte er. „Was habe ich mir zugezogen? Bist Du wahnsinnig, Weib?“

Sie starrte ihm in die blinzelnden, vor Angst funkelnden Augen.

„Nein,“ sagte sie, „ich kann nicht zugeben, daß sie Dich fangen, so schweres Unrecht Du mir auch angetan hast. Du bist doch der Vater meines Kindes, und um Gertjes willen muß ich versuchen, Dich zu retten. Komm mit, vielleicht ist's noch Zeit.“

„Was ist's, Weib? Wovon redest Du?“

Wieder starrte sie ihn eine Zeitlang an, als verstünde sie ihn nicht recht. Dann rüttelte sie ihn heftig.

„Du fragst noch? Frau Siefken hat dem Untersuchungsrichter ein Papier gebracht, das sie unter dem Stein am Torweg gefunden hat, wo Du's verstecktest. Auf dem Papier steht zu lesen, wie mein Gertje umgebracht wurde — durch meines eigenen Bruders Hand. Du aber trägst die Schuld daran, denn Du hast die falschen, bösen Pläne gemacht.“ Schluchzen erstickte ihre Stimme, und sie verhüllte ihr Gesicht.

Quense aber stand mit schlotternden Gliedern, mit hervorquellenden, blöde stierenden Augen, von Furcht und Entsetzen gelähmt, stumm und gänzlich gebrochen.

„Sie kam zu mir,“ fuhr Mine fort, „ganz stolz auf das, was sie getan hatte, und meinte, ich würde mich auch darüber freuen, daß Du nun festgenommen und ins Gefängnis geschleppt werden sollst. Und ich freute mich auch — bis ich an meinen Gertje denken mußte. . . . Seinetwegen bin ich

dann hergelaufen, so schnell ich konnte, um Dir zu helfen . . . Da steht Radbod Falk — o Mann, wenn Ihr je meinen Sohn lieb hättet, der doch um Euch gestorben ist, dann dreht Euch um! Dreht Euch um und schaut nicht her, damit Ihr nicht versucht werdet, Eure Pflicht zu tun und ihn festzuhalten — um des armen Gertje willen schaut nicht her, wenn ich versuche, den Vater meines armen Kindes vor der grausamen Strafe und Schande zu retten!“

Falk wendete sich ab. Wie erbittert er auch gegen den alten Verbrecher sein mochte, so vermochte er doch der herzbewegenden Bitte der armen Mutter, die so viel vergab, nicht zu widerstehen.

Der Streich war gefallen, das Gebäude, durch Lug und Trug, durch tausend verbrecherische Schliche und Kniffe so künstlich aufgeführt, war zusammengestürzt; all seine Verschmitztheit und Schlaubeit hatten dem alten Sünder nichts geholfen, und nun stand er da, zitternd und zähneklappernd, und lauschte auf das Herannahen der Rächer und beobachtete angstvoll Mine Pophusens granddurchfürchtes Antlitz.

Sogar in diesem Augenblick der höchsten Gefahr hegte er noch Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der einzigen Seele, die noch zu seiner Hilfe bereit war. Er konnte es nicht glauben, daß sie, die doch jegliche Ursache hatte, ihn zu hassen, zu verabscheuen und zu verachten, noch den Wunsch hegen sollte, ihn der Strafe zu entziehen.

Durch die Entdeckung jenes Schriftstückes war sein Schicksal besiegelt, das wußte er. Aber konnte, durfte er dem armen Weibe blindlings vertrauen, ihr, an der er sich so schwer, so schändöde versündigt hatte?

„Komm' mit!“ drängte Mine in heiserem Flüsterton, als sie gewahrte, daß Falk ihr kein Hindernis in den Weg legen würde. „Komm' mit, ehe es zu spät ist! Durchs Hinterfenster hinaus auf den Hof und dann nach dem Stall! Die Leute sind alle in der Küche beim Abendbrot, es wird keiner Dich sehen. Komm schnell!“

Damit zerrte sie ihn auf die Tür des hinteren Zimmers zu. Dies brachte ihn wieder zu sich.

„Warte noch,“ flüsterte er, „laß mich noch etwas Geld zu mir stecken.“

Er hinkte an sein Pult und versuchte es aufzuschließen; seine Hand zitterte jedoch so heftig, daß er das Schlüsselloch

nicht treffen konnte. Mit einem Ausruf der Ungeduld riß Mine ihm den Schlüssel aus den Fingern und öffnete das Pult. Er langte aus einem Geheimfach einen kleinen Lederbeutel hervor.

„Diel ist's nicht,“ stöhnte er weinerlich. „Ich habe nie größere Summen im Hause gehalten, weil —“

Mine riß ihn zornig mit sich fort.

„Wozu brauchst Du noch mehr Geld? Zu Sarg und Leichenhemd reicht das da wohl aus!“

Er schauderte heftig zusammen und folgte ihr dann, so schnell seine Angst und Gebrechlichkeit dies gestatteten.

Mine zog die Thür des Hinterzimmers zu und verschloß sie.

Tief aufatmend und wie aus einem Traum erwachend schaute Falk sich um. Der Vorgang hatte ihn tief erschüttert, er mußte sich niedersetzen, um sich zu erholen.

Allein es ließ ihm nicht lange Ruhe. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er den Reeder hatte entschlüpfen lassen. Erregt sprang er wieder auf und lief hinaus, um Wittmarsch aufzusuchen. Der Steuermann aber befand sich nicht an dem Ort, wo er zu warten versprochen hatte. Er rief nach ihm, erhielt jedoch keine Antwort. Er ging weiter und weiter — plötzlich vernahm er Wagengerassel und Pferdegetrappel auf der gefrorenen Landstraße.

„Die Polizei!“ murmelte er. „Was soll ich der sagen?“

Ein schriller, gellender Aufschrei unterbrach die Stille des Winterabends. Schnellfüßig eilte Falk nach der Richtung, aus welcher der Laut gekommen war . . .

Unter Mines Beistand war der Reeder durch das Fenster des Schlafzimmers in den Hof gelangt. Wie sie gesagt hatte, befanden die Knechte und Mägde sich in der Küche beim Abendessen; die Gefahr einer Beobachtung war also ausgeschlossen. Sie eilten dem Stalle zu.

Mine wußte nicht, daß der Steuermann Wittmarsch Wache hielt. Als sie sich mit ihrem Schützling um das Haus herumstahl, hatte des Seemannes scharfes Auge ihre Gestalten bei dem Schimmer, der aus dem Küchenfenster auf den Hof fiel, entdeckt. Neugierig, zu erfahren, wer da herum zu schleichen habe, war er ihnen gefolgt.

Im Stalle brannte eine Laterne, die einer der Knechte

bis zu seiner Rückkehr vom Abendbrot dort hatte hängen lassen.

Hastig und mit geübten Händen sattelte Mine ein Pferd — nicht den dicken Schimmel, sondern das kräftigste und flinkste Tier des ganzen Stalles.

Der Reeder stand dabei und schaute ihr zu, bebend und zähneklappernd und nicht imstande, die geringste Handreichung zu tun. Nur den Sattel und das Zaumzeug hatte er ihr bezeichnen können.

Sie führte das Pferd hinaus auf den Hof und war eben im Begriff, dem halb willenslosen Flüchtling in den Sattel zu helfen, da stürzte Wittmarsch, dem inzwischen ein Verständnis aufgegangen war, herzu, packte den Reeder und riß ihn wieder herab. Dabei stieß der Elende den Schrei aus, der zu Falks Ohren gedrungen war.

„Laß ihn los!“ rief Mine, mit der Kraft der Verzweiflung dem Steuermann an den Hals fahrend.

Auch sie hatte das Rollen des heraneilenden Wagens vernommen.

„Laß ihn los!“ schrie sie noch einmal und drückte mit ihren knöchigen Fingern dem Steuermann die Luft ab.

Sie hatte ihn von hinten erfaßt; vor sich hielt er den zappelnden Quense. Mit der Linken mußte er diesen bändigen, während er mit der Rechten die Klammern zu lösen suchte, die ihn erwürgten.

Mines Griff war aber so eisenfest, daß er nahe daran war, den Reeder loszulassen; da aber rollte auch schon der Wagen auf den Hof und zwei Männer sprangen heraus.

Beim Lichte der Laterne erkannte Quense den Gendarm Rasselmann und den Amtsgerichtsrat Doktor Schnell.

Wieder entrang sich ein heiserer, krächzender Schrei seiner Kehle, dann stürzte er zappelnd zur Erde nieder.

Jetzt ließ Mine den Steuermann los; zornschraubend wendete der sich um, aber Falk, der nun ebenfalls auf dem Platze erschien, hielt ihn zurück.

Ihre Hilfe war zu spät gekommen. Stumm und gebeugt schlich sie davon.

Fünfundzigstes Kapitel.

Frau Siesken hatte den Reeder beobachtet, als derselbe einen Gegenstand in aller Heimlichkeit unter dem großen Stein versteckte, der neben dem Torweg des Hofes lag. Auf diese Weise war sie in die Lage gekommen, dem Untersuchungsrichter das Dokument zu überreichen, aus welchem ersichtlich wurde, unter welchen Umständen Gertje Pophusen zu Tode gekommen war.

Die Schrift sollte den Anschein erwecken, als sei sie an Bord des Schoners Friesland nach Karrachs Diktat von dem Matrosen Hovers aufgesetzt worden.

Hovers aber erklärte auf Befragen und bewies auch mit der Feder, daß er in keiner Weise an der Niederschrift beteiligt gewesen sei, und zum Ueberfluß stellte Herr Peter Fortkamp als Sachverständiger fest, daß die Handschrift, trotz aller Verstellung, nur von Quense herrühren könne.

Aus dem Inhalt des Dokuments sei hier nur das hervorgehoben, was nach Hovers Aussagen und dem Selbstbekenntnis Quenses noch zu erklären übrig geblieben ist.

„Von der Scheune aus, in deren Torweg ich mich bei dem Unwetter verborgen hatte,“ so sagte angeblich Karrach in der Schrift aus, „sah ich den Großbauern angeritten kommen. Bald darauf aber hörte ich das Pferd wieder fortgaloppieren. Ich schlich mich ans Fenster des Hauses. Brumund und seine Frau waren noch immer drin. Auch Falk war da. Sie stritten sich untereinander. Beinahe wurde ich von Robert Spanhake entdeckt, der ins Haus hineinging. Als ich eben wieder zur Scheune lief, kam Brumund in Hast aus dem Hause. Er suchte im Finstern herum, wahrscheinlich nach seinem Pferde. Einigemal kam er dicht an mir vorüber, dann sah ich ihn nicht mehr.“

Darauf kam Spanhake heraus. Er rief etwas, bei dem Sturm aber verstand ich's nicht. Um ihm aus dem Wege zu sein, schlich ich mich zum Hofe hinaus. Nach einer halben Stunde wollte ich wieder zurück, um noch einmal ins Fenster zu lugen, da stieß ich in der Dunkelheit gegen einen Mann, der mich packte und festhielt.

Beim Schein eines Blitzes erkannte ich Falk. Auch er schien mich erkannt zu haben, denn er faßte mich fester. Ich wollte mich losreißen, da umklammerte er mich. Ich rang mit ihm, er aber ergriff mich am Halse und biß sich in meinen Shawl fest. Da wurde ich wild und schlug zu und stieß ihn mit Gewalt von mir. Ich hörte das Geländer brechen und dann einen lauten Schrei, und nun wußte ich, daß Falk über die Kante hinabgestürzt war.

Ich habe nicht die Absicht gehabt, ihn umzubringen; ich wollte mich nur von ihm losmachen, und der Zufall hat es gefügt, daß die Kante so nahe war. Ich hätte ebenso hinabstürzen können wie er. Da mir aber niemand glauben wird, daß ich seinen Tod nicht gewollt habe, so habe ich beschlossen, nie wieder hierher zurückzukehren.

Das ist die volle und reine Wahrheit.“

Hierunter folgten Karrachs drei Kreuze und Bertha Brumunds Namensunterschrift.

Die letztere erkannte dieses Dokument ohne Zögern als das richtige an; auch die Tintenflecke bei den Kreuzen fehlten nicht.

Noch an demselben Abend ließ der Untersuchungsrichter die Verhafteten nach dem einige Meilen entfernten großen Landesgefängnis transportieren.

Groß war das Erstaunen in Abbehauserfleth, als diese seltsamen Begebenheiten am nächsten Morgen, einem Sonntag, bekannt wurden, und nach dem Schluß der Kirche zögerten die Leute länger als sonst zwischen den Grabsteinen des kleinen Kirchhofes und auf dem Heimwege durch die Straßen, um ihre Meinungen über die beteiligten Personen auszutauschen. Ueber Bertha, des alten Sinnewehrts Tochter, herrschte nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung, auch für Radbod Falk hatte man herzliche Sympathie; den Großbauern bedauerte man aufrichtig, allein man warf ihm auch seine hitzige Uebereilung vor. Nur wenige hatten ein richtiges Verständniß für die Hochherzigkeit, welche alle drei beseelte, und die so schwer auf die Probe gestellt worden war durch die nichtswürdigen Handlungen eines Elenden, der im Bewußtsein seiner vielfachen Missetaten Schutz vor den ihn verborgen umlauernden Gefahren gesucht hatte.

Für Nikolas Quense legte niemand ein sonderliches Mitgefühl an den Tag. Sein Geschick war ein hartes, aber ein

wohlverdientes; all sein jahrelanges Streben nach Achtung und Ansehen hatte ihm nur den oberflächlichen Anschein davon eingebracht, und auch den nur von einer beschränkten Anzahl seiner Mitbürger. Seine eigene harte, ausgetrocknete Natur hatte auf andere niemals einen tieferen Einfluß auszuüben, am wenigsten aber aufrichtige Empfindungen in ihnen zu erwecken vermocht. Mit der Maske der Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und Menschenfreundlichkeit war er in seiner Umgebung einhergewandelt und als Entgelt war man ihm hier und da mit der Maske eines gewissen Respekts begegnet.

Seine ehemaligen offenen Gegner hüllten sich jetzt in ein barmherziges Schweigen. Diejenigen aber, die ihn im Stillen gehaßt und beneidet, aus allerlei Gründen dies aber nicht zur Schau getragen hatten, wußten ihn jetzt nicht genugsam zu schmähen. Viele wunderten sich auch, daß er sie so lange hatte täuschen können. Kein einziger aber beklagte ihn.

Für die arme Mine Pophusen aber regte sich das allgeminste Mitleid. Freundliche Nachbarn machten sich auf, sie zu besuchen. Sie fanden die Hütte jedoch offen und verlassen und konnten daher ihre Theilnahme nur an dem im Stalle angebundenen Esel betätigen, indem sie ihn mit Futter versahen. Eine verständige Fischerfrau, die erste, die Mines Stube betreten hatte, gewahrte erstaunt das auf dem Tische so offen daliegende Geld, schüttete dasselbe schleunigst wieder in den alten Strumpf und versteckte den Schatz im Bett, damit die rechtmäßige Eigentümerin ihn dort finden möge, wenn sie sich wieder einstellte.

Als Mine eingesehen hatte, daß für den Reeder alle Aussicht auf Rettung verschwunden war, hatte sie sich still in das Gemach begeben, wo der Leichnam ihres Sohnes lag, dessen Beerdigung nunmehr noch aufgeschoben worden war. Kein Klagelaut kam mehr über ihre Lippen. Sie saß wie betäubt und hatte für alle, die theilnahmsvoll hereinschauten und ihr Trost zusprechen oder zu essen und zu trinken anbieten wollten, nur einen abwesenden leeren Blick, der auf die Leute einen unheimlichen Eindruck machte. Selbst für Falk hatte sie kein Wort weiter, als die kurze, flehende Bitte, sie um Gottes Barmherzigkeit willen allein zu lassen.

Der junge Mann befand sich jetzt in einem Zustande äußerster Niedergeschlagenheit, und Wittmarsch bemühte sich

vergeblich, ihn zu einer hoffnungsvollen Auffassung der Dinge zu bewegen. Dem biederen Steuermann war es ganz ungreiflich, daß ein Mann, dem plötzlich ein solches Vermögen zugefallen war, so kopfhängerisch und trübselig sein konnte.

„Was nützen einem Geld und Gut,“ entgegnete der neue Herr des Reederhofes, „wenn man nicht mehr imstande ist, sich dessen zu erfreuen? Was soll ein Mann, der weder reiten noch fahren kann, mit einem Pferd anfangen?“

„Dann lernt er reiten und fahren,“ entgegnete der Steuermann schlagfertig.

Radbod wendete sich ab. Man verstand ihn nicht. Er hatte mit Einsetzung aller seiner Kräfte einen bestimmten Zweck angestrebt, und nun, wo derselbe beinahe erreicht war, tat es ihm fast leid.

Und dennoch, nein, es tat ihm nicht leid. Wenn er noch einmal vor dieselbe Aufgabe gestellt würde, er wiche nicht zurück. Die Aufregung der letzten Zeit war zu groß gewesen jetzt kam der Rückschlag, und dieser wirkte verdüsternd auf sein Gemüt. Auch mußte er nicht ein Mensch gewesen sein, wenn bei dem Gedanken, daß er mit eigener Hand die trennende Schranke zwischen sich und seinem Lebensglück hatte aufrichten helfen, nicht wieder etwas von der alten Bitterkeit in seinem Herzen erwacht wäre . . .

Er stand mit seinem Schiffsgenossen unten am Hafen, dem einzigen Ort, wo ihm ein wenig leichter im Gemüt wurde.

„Höre, Maat,“ sagte Wittmarsch, den jetzt eine herzliche Freundschaft mit dem ehemaligen Untergebenen verband, „ich weiß, wo der konträre Wind bei Dir herkommt. Aber Hoffnung über alles, Bruder! Schon manche junge Frau ist zur Witwe geworden, ehe man's gedacht hat.“

Falk zuckte zusammen. Der Steuermann hatte einen Gedanken ausgesprochen, der auch ihm schon öfters gekommen war, den er aber stets mit Energie von sich gewiesen hatte. Eine zornige Aufwallung regte sich in ihm.

„Du bist mir immer ein guter Maat gewesen, Wittmarsch,“ entgegnete er, den andren mit krampfhaftem Griff am Arm packend, „und ich bin Dir Dank schuldig; wenn Du mich das aber noch ein einziges Mal hören läßt, dann kriegen wir beide Streit miteinander.“

„Nun, nun, so manches Schiff hat schwere Havarie gehabt

und doch noch den Hafen erreicht," brummte der Steuermann.

„Du meinst es gut, Wittmarsch, ich aber gehöre nicht zu denen, die auf anderer Leute Tod warten," fuhr Radbod, dessen Zorn schon wieder verbraucht war, schwermütig fort. „Nein, Freund, wenn ich je wieder Lebenslust finden soll, dann muß es draußen sein auf hoher See."

„Was? Du wirst doch nun nicht mehr länger zur Seefahren, wo Du doch ein reicher Mann bist und tun und lassen kannst, was Dir beliebt?"

„Du hast eine ganz falsche Meinung von mir. Ich gehe an Bord, sobald meine Angelegenheiten geregelt sind und Frau Brumunds Mann seine Freiheit wieder erlangt hat."

Wittmarsch wußte nicht, was er dazu sagen sollte, darum schwieg er wohlweislich.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Auch Cornelius Brumund war nach dem Landesgefängnis übergeführt worden. Er zweifelte jedoch nicht daran, daß seine Schuldlosigkeit an den Tag kommen würde, wie schwarz der Verdacht gegenwärtig auch über ihm hängen mochte.

Nicht den Spruch des Gerichtshofes und der Geschworenen fürchtete er — ihm bangte allein vor dem Spruch, den Bertha, seine Frau, gegen ihn fällen würde.

Er verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihr, vor Verlangen, sie zu sehen und zu ihr zu sagen, wie bitter er seine Torheit bereute und wie schmerzlich er das Unrecht beklagte, das er ihr in seiner tollwütigen Verblendung zugefügt hatte.

Dem Tage folgte die Nacht, und dieser wieder der graue Morgen, aber weder seine Seele noch sein Körper fanden Ruhe. Seine Erregung wuchs. Er hatte Bertha um einen Besuch bitten lassen, und sie kam nicht. Er lag auf seinem Stroh und lauschte auf jeden Fußtritt, der sich draußen auf den weiten Gängen hören ließ — sie kam nicht.

Wieder wurde es Abend. Da naheten sich Männerschritte. Der Schlüssel rasselte in der Thür und ein Herr mit einer Laterne trat ein, hinter dem der Schließer wieder schloß.

Es war der Untersuchungsrichter Doktor Schnell.

Cornelius sprang auf — kam sein alter Bekannter, der Mann, der das Netz zu entwirren hatte, in welchem er gefesselt lag, kam der Amtsgerichtsrat als Freund oder als Feind?

„Was ist's?“ fragte er mit stockendem Atem. „Was führt Sie hierher? Ist meiner Frau etwas zugestoßen?“

„Ruhig, lieber Brumund,“ versetzte der andere, die Laterne auf den Tisch stellend. „Eins nach dem anderen, und ehe ich überhaupt etwas sage, bitte ich Sie, sich darüber klar zu werden, daß ich nicht in amtlicher Eigenschaft, sondern privatim und als Ihr Freund hierher gekommen bin. Als Freund darf ich anders zu Ihnen reden, als dem Untersuchungsrichter gestattet wäre.“

„Ich verstehe und danke Ihnen.“

„So ist's recht. Ich freue mich, Ihnen gute Neuigkeiten bringen zu können.“

„Meine Frau ist also wohlauf? Wird sie mich besuchen?“

„Ihre Frau? O, die habe ich erst vor drei Stunden noch gesehen, der geht's gut. Besuchen wird sie Sie allerdings nicht; die Mühe können Sie sich ersparen, indem Sie sich selber zu ihr auf den Weg machen.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Sie haben doch behalten, daß der Freund, meinerwegen auch der Untersuchungsrichter, jetzt hier vor Ihnen steht?“

„Ja doch!“

„Schön — so lassen Sie sich erzählen. In Ihrer verwichenen Sache ist irgendwo ein Irrtum mit untergelaufen. Der Untersuchungsrichter hat sich durch die ihm gewordenen Informationen auf eine falsche Fährte bringen lassen; der Mann ist aber keineswegs solch ein Narr, daß er sich schämen sollte, seinen Irrtum einzugestehen, besonders, wenn sich in dem vorliegenden Falle auch jeder andere zu einer unrichtigen Ansicht hätte verleiten lassen. Genug — sobald die unumgänglichen Formalitäten erfüllt sind, werden Sie wieder ein freier Mann sein, und das kann sich, meiner Berechnung nach, schon am Montag Vormittag ereignen.“

„Ah! Gott sei Dank!“

„Ja, ein freier Mann, und so unbescholten obendrein, als hätten Sie niemals einen Fuß in dieses Loch gesetzt.“

Wie ist das aber gekommen — verzeihen Sie — aber das ist so unerwartet —“

„Sie haben alles lediglich Ihrer Frau zu danken — Ihrer Frau und dem Radbod Falk.“

„Dem Radbod Falk!“ fuhr Cornelius auf.

„Ja wohl. Denn nicht er, sondern Mine Pophusens Sohn, Gertje, ist der Ermordete gewesen. Das war mein — ich wollte sagen des Untersuchungsrichters Irrtum.“

Und nunmehr berichtete er, was sich seit Cornelius' Verhaftung ereignet hatte.

Der Großbauer hörte ihm schweigend und finster zu.

„Aber Mann, was ist Ihnen?“ fragte der Amtsgerichtsrat endlich ganz erstaunt. „Ich meinte, Sie würden vor Freuden springen, und nun schauen Sie drein, als hätte ich Ihnen die Nachricht von Ihrer bevorstehenden Hinrichtung gebracht.“

„Also der Falk lebt!“ murmelte Cornelius, wie abwesend auf den Fußboden starrend.

„Mensch, bedauern Sie das etwa?“

„Da sei Gott vor! Aber ich habe durch ihn so viel gelitten, daß ich mich noch nicht darein finden kann, ihm so großen Dank zu schulden. . . Vielleicht kommt mir's nur so hart an, weil ich auch ihm so schweres Unrecht zugefügt habe.“

„Das sieht Ihnen gar nicht ähnlich, Großbauer! Bemühen Sie sich, ruhiger zu denken, dann werden Sie am Montag alles mit ganz anderen Augen ansehen. Dann werden Sie dem braven, jungen Mann die Hand reichen und ihm Ihren Irrtum eingestehen, gerade so, wie ich es Ihnen getan habe.“

Damit verabschiedete sich der Besucher und Cornelius blieb wieder im Finstern. Er krümmte sich fast bei dem Gedanken, wie edel und hochherzig Radbod Falk nunmehr in Berthas Augen dastehen müsse — wie ganz anders, als er.

„Er ist aber nicht so versucht worden wie ich,“ stöhnte er. „Er ist nicht so belogen und betrogen worden — sonst hätte er auch nicht besser und besonnener gehandelt als ich!“

Falks Name und Berthas Name schien ihm fortan unlöslich miteinander verknüpft zu sein — bei allem, was sie ausführte, hatte Falk ihr Hilfe und Beistand geleistet. Es war nicht leicht, diesen Gedanken mit Ruhe zu ertragen.

Ein freundlicher Lichtstrahl aber fiel erhellend und erwärmend in sein Herz, als er sich erinnerte, daß Bertha doch

nur um seinetwillen alles gelitten, durchgekämpft und vollbracht hatte!

Ah — so war ihm besser! Seine Brust hob sich, er schluchzte laut auf und Tränen, bittere Tränen der Reue entströmten seinen Augen; der starke Mann weinte wie ein Kind in der Finsternis seiner Gefängniszelle.

Das brachte ihm Erleichterung und Ruhe, sein Herz wurde still und dankbar, und er bereitete sich vor, diese Dankbarkeit auch ehrlich zum Ausdruck zu bringen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Am Montag Vormittag erschienen wiederum zwei liebe Freunde bei Cornelius im Gefängnis — Herr Peter Fortkamp und der Pastor Stührenberg. Der Untersuchungsrichter hatte mit einem wahren Feuereifer gearbeitet, die gesetzlichen Formalitäten waren erledigt, die finsternen Pforten öffneten sich und der Großbauer war frei.

Vor dem Landesgefängnis hielt das Fuhrwerk, das Cornelius und seine Begleiter nach Abbehauserfleth zurückführen sollte.

Zum großen Erstaunen der beiden würdigen Herren aber beeilte sich Cornelius keineswegs, seine Zelle zu verlassen; er hörte nur mit halbem Ohr auf ihre Glückwünsche und seine Augen hingen unverwandt an der Thür, als erwarte er noch das Erscheinen einer dritten Person.

Er dankte den Freunden in ruhigem Ton, gar nicht wie ein Mann, der einer so großen Gefahr entronnen ist, und dann fragte er:

„Ist meine Frau denn nicht mit Ihnen gekommen?“

Der Pastor blickte ernst, der Advokat ein wenig verlegen drein.

„Nein,“ sagte der letztere dann, „sie hatte noch viel zu tun — auch hatte sie sich wohl überanstrengt — außerdem aber können Sie doch kaum erwarten, lieber Freund —“

Pastor Stührenberg unterbrach ihn mit einer Bewegung

der Hand und faßte dann Cornelius liebevoll an den Arm.

„Seien Sie unbesorgt, Sie werden sie sehr bald wiedersehen,“ sagte er. „Eine Frau, die das schier Unglaubliche für Sie vollbringen konnte, hat auch das wärmste Herz für Sie, und sie wird überglücklich sein, Sie bewillkommen zu können, wenn sie weiß, daß Sie auf diesen Willkomm Wert legen.“

„Herr Pastor, der Willkomm der ganzen Welt gilt mir nichts, wenn meine Frau sich nicht darüber freut, daß ich entronnen bin — daß keine Schmach mehr auf mir lastet,“ entgegnete Cornelius mit bebender Stimme.

„Ich glaube Ihnen, mein Freund, aber Ihre Frau weiß das nicht. Erinnern Sie sich doch nur, wie Sie voneinander gingen, und machen Sie sich nun mit aller Macht daran, ihr zu beweisen, daß Sie alles, was Sie in Ihrer leidenschaftlichen Uebereilung gefühlt, gedacht, gesprochen und getan haben, jetzt als Irrtum und Unrecht anerkennen, und daß Sie gänzlich anderer Ansicht geworden sind.“

„Herzlichen Dank für das Wort, Herr Pastor; es gibt mir Mut und Hoffnung.“

„Adam Cinnewehrt ist wieder in sein altes Haus eingezogen,“ fiel der Advokat ein, „und heute früh hat auch Ihre Frau daselbst Wohnung genommen.“

Cornelius trieb nunmehr zur Abfahrt. Sie bestiegen das Fuhrwerk und rollten davon, einen Gruß des soeben anlangenden Amtsgerichtsrats als Geleit mitnehmend. Unterwegs gab der Advokat dem Befreiten noch allerlei Auskunft, auch darüber, daß Radbod Falk der Sohn des vor langen Jahren im Auslande verstorbenen Justus Havekost und demzufolge auch dessen rechtmäßiger Erbe sei.

„Das habe ich von jeher geahnt,“ sagte Cornelius ruhig. „Als Havekost's Witwe unter dem Namen Falk von Quense beerdigt wurde, teilte ich Ihnen meinen Argwohn auch mit, wie Sie sich entsinnen werden, aber Sie wollten dazumal davon nichts hören.“

„Was nützte ein Argwohn ohne einen Schatten von Beweis? Dann aber muß ich auch zu meinem Leidwesen gestehen, daß Quense mich durch seine Heuchelei vollständig über seinen wahren Charakter zu täuschen verstanden hat.“

Der Pastor unterbrach die Unterhaltung durch die Frage,

ob Brumund sich an dem Leichenbegängnis Gertje Pophusens beteiligen werde.

„Ich meine,“ sagte der geistliche Herr „daß dies eine Pflicht wäre, die Sie sowohl dem armen Unglücklichen, als auch sich selber schuldig sind. Die Leute werden Ihnen einen solchen Beweis der Theilnahme sehr hoch anrechnen.“

„Gewiß werde ich Gertje zur letzten Ruhe geleiten,“ antwortete Brumund, „und zwar nicht der Leute wegen, sondern weil ich den armen Jungen gern gehabt habe.“

Die zwei Meilen Weges waren bald zurückgelegt. Der Wagen bog in die Hauptstraße ein und hielt vor dem Pfarrhause still. Die drei Herren stiegen aus.

Die Pforten des Kirchhofes standen offen. Ein langer Zug von Menschen bewegte sich langsam die Straße herauf. Brumund und der Advokat begaben sich zum Eingang des Friedhofes, um denselben hier zu erwarten. Sie waren gerade zur rechten Zeit eingetroffen.

An der Spitze des Zuges schwankte der Sarg; vier Männer trugen ihn, zwei Seelente und zwei Fischer, die letzteren in ihren Werktagskleidern, Südwestern und hohen Stiefeln.

Hinter dem Sarge ging die arme Mutter; sie hatte ein schwarzes Tuch über den Kopf geworfen, das ihr Gesicht dicht verhüllte. Sie schritt gebeugt einher, ganz in sich versunken und sich anscheinend ihrer Umgebung gar nicht bewußt. Nur ab und zu erhob sie ihre Augen zu dem Sarge, um sie dann wieder zu Boden zu senken. Eine lange Reihe Fischer und anderer einfacher Leute bildeten das Gefolge, jeder in seinen Arbeitskleidern; sie schienen alle ihr Werk im Stich gelassen und sich dem Leichenzuge angeschlossen zu haben, als derselbe vorüber kam.

Cornelius Brumund stand barhäuptig vor dem offenen Grabe unter den übrigen. Er schaute vor sich nieder, lauschte den Worten des Pastors und gewahrte nicht den Mann, der ihm gegenüber an die andere Seite der Grube getreten war. Dieser Mann war einer der beiden Seelente, die das Fußende des Sarges getragen hatten.

Stumm und regungslos sah Mine ihren Knaben hinabsenken, als aber die ersten Schollen der gefrorenen Erde auf den Sarg polkerten, da mußte sie sich auf das nächste Grab niedersetzen.

Die Menge verlief sich langsam. Die Leute kehrten an

ihr Tagewerk zurück, zu ihren eigenen Sorgen, Leiden, Mühseligkeiten und kleinen Freuden; aber noch lange erinnerten sie sich mit Kopfschütteln dieses Tages, wenn sie die stille Frau an ihren Fenstern oder Türen vorübergehen sahen . . .

Cornelius schaute auf und erkannte jetzt in dem ihm Gegenüberstehenden Radbod Falk. Dieser hatte auch ihn wahrgenommen und zog sich nun zurück, um einer Begegnung auszuweichen. Der Großbauer zögerte, er sah eine harte Aufgabe vor sich, allein er war kein Feigling und nicht gewohnt, eine Pflicht unerfüllt zu lassen. Er streckte winkend die Hand aus. Falk blieb stehen, den Blick ungewiß bald auf Brumund, bald auf das Grab gerichtet. Dann tat er einige Schritte zurück, als ob der Tote ihn bannte.

„Radbod Falk, oder Herr Havekost, wie ich Sie wohl nun nennen muß, darf ich ein Wort zu Ihnen reden? In der Gegenwart des Todes vergibt sich's leichter als im Stolze der Kraft und Gesundheit. Wir beide sind an dem traurigen Schicksal des armen Gertje nicht unbeteiligt, Sie werden mir daher an seinem Grabe nicht abweisend begegnen.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Radbod scheu.

„Zuerst eine Frage: Es ist Ihnen bekannt, daß ich eine gewisse Persönlichkeit mehr liebe und höher schätze als die ganze Welt und alles, was in ihr ist. — Wenn Sie auf dem Huderhof an meiner Stelle gewesen wären, was hätten Sie getan?“

Radbod starrte düster vor sich nieder.

„Wenn jeder Ihrer Gedanken nur in ihr wurzelte — wenn alles, was Ihr Herz erhoffte, nur von ihr kommen konnte — wenn Sie Ihnen Lust und Leben und Heim gewesen wäre — und wenn man dann durch Lug und Trug giftigen Argwohn in Ihr Gemüt gesät und denselben durch mit teuflischer Tücke herbeigeführte äußere Umstände bis zur Gewißheit gesteigert hätte — was hätten Sie getan?“

„Ich wäre blind und toll geworden wie Sie,“ antwortete Radbod schnell.

„Das war die Antwort eines ehrlichen Mannes! Wollen Sie mir Ihre Hand reichen? Ich schäme mich nicht, Sie herzlich um Verzeihung zu bitten für alles, was ich mir gegen Sie habe zu Schulden kommen lassen.“

Radbod griff hastig nach des Großbauers Hand und drückte dieselbe kräftig.

„Kein Wort weiter!“ rief er dabei. „Vergessen wir, was wir vergessen können — lassen wir alles in Gertjes Gruft begraben sein; und nach Jahren — nach langen, öden Jahren für mich, nach Jahren des Glückes für Sie — wird vielleicht die Zeit kommen, wo Sie und Ihre Gattin mich Ihren Freund nennen können.“

„So nenne ich Sie schon heute, und ich danke Ihnen dafür, daß ich's darf. Ich kann die Opfer wohl nachempfinden, die Sie brachten, um mir zu helfen. Ich hoffe zu Gott, Ihnen diese Treue einmal vergelten zu können.“

Radbod war bewegt.

„Sie haben mich Freund genannt,“ versetzte er. „Um Ihnen zu beweisen, daß ich dieses Namens würdig bin, werde ich Abbehauserleth verlassen, sobald mir dies irgend möglich ist. Sie sagt, daß dies das richtige sein würde, und sie hat recht.“

Die letzten Worte kamen ihm nur undeutlich aus der Kehle. Noch einmal reichten sie sich die Hände, und dann machte Brumund sich auf, sein Weib zu begrüßen. Seit langen, langen Tagen war er nicht so zufrieden mit sich und der Welt gewesen, wie heute, wo er mit Radbod Frieden und Freundschaft geschlossen hatte.

Peter Fortkamp hatte ihm mitgeteilt, daß der Fischer Linnewehrt mit seiner Frau, ungeachtet aller Abmahnungen des Arztes, am Sonnabend wieder in sein altes Heim übergesiedelt war. Am Abend desselben Tages hatte Bertha den Advokaten aufgesucht, um für die erwartete Freilassung ihres Mannes noch einige geschäftliche Anordnungen zu treffen.

Dorher hatte sie das Haus und das Wohnzimmer auf Neuenkoop so beschickt, wie er's gern zu haben pflegte. Der große Armstuhl stand in der bevorzugten schrägen Stellung vor dem Kamin; hinter der Thür hingen die Peitschen und Reitgerten; der knotige Schwarzdornstock, dessen er sich bediente, wenn er über die Felder ging, lehnte in der Ecke, wo er stets am ersten nach ihm suchte, wo er selber ihn jedoch niemals hinstellte; Mütze und Mantel lagen auf dem kleinen Seitentisch am Fenster, wo er dieselben zu finden gewohnt war, wenn er am Morgen über Land zu Markte zu reiten hatte.

Nachdem alles handgerecht ging, stand und lag, setzte sie

sich in den Armstuhl und ließ die Blicke trüb und langsam über das Zimmer schweifen.

„Zum letztenmal habe ich hier für Dich gesorgt, Cornelius,“ sagte sie bei sich selber, während der Jammer ihr die Brust zuschnürte; „zum letztenmal sitze ich hier in Deinem Heim, das so schön und traulich und glücklich zu werden begann . . . Jetzt aber ist's finster hier geworden, finster, öde und traurig . . . O, lieber Gott, wache Du über diesem Hause, und laß noch ein wenig Licht darin, für ihn, für Cornelius . . . Nie hat mir das Zimmer so gut gefallen, wie heute — nie hätte ich gedacht, daß mir das Scheiden so schwer werden würde.“

Die Kraft, welche ihr bisher in allen Kämpfen und Prüfungen treu geblieben war, wich jetzt plötzlich von ihr und sie brach in ein leises, herzbrechendes Weinen aus.

Am Montag früh begab sie sich zu ihren Eltern, in das kleine alte Fischerhäuschen. Der Gang war ihr sehr sauer geworden, kaum hatte sie die letzte Strecke sich noch weiter zu schleppen vermocht. Hier fanden sie der Pastor und der Advokat, als sie gekommen waren, sie zum Mitfahren nach dem Landesgefängnis zu bewegen. Hier wollte auch Cornelius sie aufsuchen.

Die Hütte hatte bereits wieder etwas von ihrem ehemaligen Aussehen angenommen. Ein Netz hing draußen an der Wand, Bootsriemen lehnten neben der Tür, und aus dem Schornstein kräuselte bläulich der Rauch empor.

Früher war Cornelius gewohnt gewesen, ohne weiteres die beiden Türhälften zu öffnen und einzutreten; heute klopfte er an.

Die Tür tat sich auf und Adam Linnewehrt erschien auf der Schwelle. Kaum hatte er den Einlaß Begehrenden erkannt, da steifte sich sein altes Kreuz und sein verwittertes Antlitz wurde finster.

„O, Sie sinds,“ sagte er schroff. „Na, ich freue mich, Sie wieder auf freiem Fuß zu sehen.“

„Ich danke Ihnen, obgleich Ihre Freude nicht so groß zu sein scheint. Sie sind zornig auf mich gewesen, und Sie hatten auch Grund dazu; ich befand mich im Unrecht und habe dafür auch gebüßt. Ich hoffe daher, daß Sie mir nichts nachtragen werden.“

„Das ist nicht meine Art,“ versetzte Adam, so steif wie ein Stock.

„Ist Bertha drinnen?“

„Meine Tochter ist drinnen, lassen Sie sich aber gesagt sein, daß sie für niemand zu sehen ist, wenn Sie deswegen hergekommen sein sollten. Sie hat Ihre Wirtschaft und Ihr Haus in Ordnung gebracht, jetzt aber ist sie hin, ganz hin. Sie mußte sich niederlegen —“

„Sie ist doch nicht krank?“

„Na, gesund ist sie nicht, und der Doktor sagt, sie dürfe nicht beunruhigt werden. Sie selber hat mir außerdem noch ausdrücklich anbefohlen, wenn Sie kommen sollten, die Tür verschlossen zu halten. Nun wissen Sie s.“

„Also nicht ein einziges Wort darf ich ihr sagen? Sie nicht einmal bitten, nicht schlechter von mir zu denken als ich's verdiene?“

„Das ist gar nicht nötig, Großbauer; sie hat noch immer viel zu gut von Ihnen gedacht, auch sogar noch, als Sie sie am elendsten behandelten.“

Cornelius wendete sich von dem strengen alten Mann ab, dessen Herz so hart und mitleidslos zu sein schien wie ein Stein.

„So sagen Sie ihr, daß ich jeden Tag herkommen würde, bis ich sie sehen darf, bis ich aus ihrem eigenen Munde höre, daß sie mir nicht vergeben kann und will.“

Damit ging er davon, ohne Adams Entgegnung noch anzuhören.

Er suchte den Arzt auf und brachte von demselben in Erfahrung, daß Bertha infolge ihrer außerordentlichen körperlichen und seelischen Anspannungen von einem Fieber befallen worden sei.

„Für eine Frau in ihren Umständen, ist es ein Gotteswunder, daß sie das alles überhaupt ertragen und ausgehalten hat; die wenigsten hätten es überlebt. Ich rate Ihnen daher, sorgfältig alles zu vermeiden, was sie auch nur im geringsten erregen könnte.“

Jetzt kannte Cornelius jenen anderen, unerklärlichen Grund, durch den sie sich gezwungen gefühlt hatte, seiner zu gedenken, wie er einst gewesen, ehe das Unglück über sie hereinbrach. —

Auf Neuenkoop wurde er von seinen Leuten mit auf-

richtigem Jubel empfangen; das Haus aber war öde und unheimlich ohne seine Hausfrau. Es war ihm, als stießen unsichtbare Hände ihn hinaus; stöhnend sprang er oft auf um zu entfliehen. Dann aber besann er sich wieder. Nach und nach kam auch etwas wie Ruhe über ihn, und traurig, aber ergeben machte er sich an die Arbeit, geduldig hoffend und harrend.

Jeden Tag stellte er sich vor Adam Sinnewehrts Häuschen ein und immer erhielt er dieselbe Antwort:

„Meiner Tochter geht's leidlich, aber sie darf niemand sehen.“

Damit begnügte er sich dann, der Warnung des Doktors eingedenk.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Ivan Karrach blieb auch im Landesgefängnis derselbe, nur vielleicht mit dem Unterschiede, daß seine verstockte Schweigsamkeit sich in stumpfe Gleichgültigkeit verwandelte. Der Untersuchungsrichter erprobte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, ihn zu einem Geständnis zu bewegen, allein ohne jeden Erfolg. Der Schiffer verweigerte jede Aussage, selbst zu seiner Verteidigung.

Bei dem letzten Verhör teilte der Amtsgerichtsrat ihm mit, daß nunmehr hinreichende und erdrückende Beweise für seine Schuld erbracht worden seien.

„So?“ grunzte Karrach, seine Ochsenaugen langsam gegen den Richter rollend. „Oha, wer hat denn ausgesagt?“

„Der Matrose Hovers und der alte Quense.“

„Dann ist also alles raus?“

„Ja.“

„Warum wollen Sie denn da noch was von mir wissen?“

„Um Ihnen Gelegenheit zu geben, die Sache auch in Ihrer Weise darzustellen, und um der Wahrheit so nahe als möglich zu kommen.“

Karrach ließ einen unartikulierten Laut hören, der ebenso gut für ein Lachen als für einen Fluch gelten konnte, aus dem aber hervorging, daß ihn die Wahrheit sehr gleichgültig lasse. Er nahm einen Strohhalm auf und begann daran zu kauen.

„Wo ist der Reeder?“ fragte er nach einer Pause.

„Nicht weit von Ihnen.“

„Wo?“

„In der zweiten Zelle von der Ihren.“

Der Schiffer kaute weiter an seinem Strohhalm.

Dann grunzte er wieder:

„Im Gefängnis — oha — na, da gehen Sie nur zu ihm, er wird Ihnen alles sagen, was Sie noch hören wollen. Ich rede kein Wort mehr — Fardohmi!“

Dabei beharrte er und sah dem Verlauf der Dinge mit stoischem Gleichmut entgegen.

Nikolas Quense dagegen wußte sich vor Furcht und Angst gar nicht zu lassen. Er war am ganzen Leibe wie gelähmt und vermochte sich von dem Strohhäufen, der ihm in der Zelle als Lager diente, mehrere Tage lang nicht zu erheben.

So oft einer der Wärter bei ihm eintrat, zuckte er in wildem Entsetzen empor und zitterte wie im heftigsten Fieber, so lange der Beamte bei ihm blieb. Zuweilen brach er in ein lautes, klägliches Gewinsel aus und beweinte wie ein Kind das Unglück, das ihm heimgesucht hatte. Dann fing er wieder in ohnmächtiger Wut an zu schreien und zu kreischen, und verschwor sich hoch und teuer, daß er unschuldig sei und daß er jeden seiner Beschuldiger und Verleumder den schwersten Strafen überantworten werde.

Auch mitten in der Nacht erweckte sein schreckliches Geheul oft das Echo der weiten, hallenden Korridore. Dann rief und flehte er in Todesangst um Licht, da er die Finsternis nicht ertragen könne. Es war nicht daran zu zweifeln, daß die Entdeckung seiner Verbrechen und die Furcht vor der Strafe seinen Verstand erschütterten hatten.

Seine wahnwitzige Aufregung erreichte den Höhepunkt, als der Untersuchungsrichter in Begleitung eines Kollegen in seiner Zelle erschien.

Beim Anblick des ersteren fuhr er in eine sitzende Stellung empor, zog die Knie bis zum Kinn herauf und packte mit dem krampfhaften Griff eines Ertrinkenden das Stroh

seines Lagers, während er sich zugleich krümmte und wand, als litte er scharfe körperliche Pein. Seine Wieselaugen blinzelten scheu und seine Lippen regten sich, als wolle er sprechen, allein es schien, als habe er alle Gewalt über seine Zunge verloren.

Seine Angst war jammervoll. Doktor Schnell trat an ihn heran und hielt ihm eine geöffnete Schnupftabaksdose vors Gesicht. Die Wieselaugen blinzelten zu des Doktors Gesicht empor und dann in die Dose hinein; seine Züge verzerrten sich und er ließ ein schrilles, mißtönendes Gelächter hören. Dabei aber fuhr seine heftig bebende Hand mit hastiger Eier in die Dose, und als er die Nase mit dem Tabak vollgestopft hatte, gewann er auch die Sprache wieder.

„O, das ist ja aber merkwürdig!“ rief er in krächzendem Tone. „Sie kommen und bringen mir den einzigen Trost und das höchste Labsal meines elenden Daseins, und ich fürchtete doch, Sie würden mich hinaus schleppen zum — Nein!“ unterbrach er sich mit wilder Heftigkeit, „das dürfen Sie nicht wagen — dazu haben Sie weder das Recht noch die Macht! Man hat mich fälschlich beschuldigt! Ich bin ein Ehrenmann, der in der ganzen Welt die höchste Achtung genießt! Wie kann man sich unterstehen, mich hier einzusperren? Aber ich werde Ihnen zeigen, was es heißt, mir solche Schmach anzutun — Sie sollen dafür büßen. Ich werde — — Wer ist das da?“

Er gewährte jetzt erst den Begleiter des Amtsgerichtsrats und im Nu kehrte seine Angst zurück.

„Nehmen Sie noch eine Prise, Quense,“ sagte Doktor Schnell, „das wird Ihnen gut tun.“

Der Gefangene griff mit der ganzen Hand in die Dose.

„Wer ist das da?“

„Ein Freund, der sich für die Sache und für Sie interessiert und gerne hören möchte, was Sie für Auskunft zu geben haben.“

„Ich weiß nichts, ich habe gar keine Auskunft zu geben —“

Der Amtsgerichtsrat unterbrach ihn.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie Ihr Schicksal nur mildern können, wenn Sie offen und ehrlich die Wahrheit gestehen und uns nichts mehr verhehlen.“

Die funkelnden Augen des Elenden wanderten scheu und

argwöhnisch von einem zum andern, als ob er erforschen wolle, wie weit denen zu trauen wäre, und wie er wohl am besten die Sympathie derselben für sich erwecken könne.

„Einen anderen Ausweg gibt's für Sie nicht mehr, Quense,“ setzte der Amtsgerichtsrat ruhig hinzu.

„Aber es ist doch noch ein Ausweg da, nicht wahr — ein Ausweg?“ fragte der Alte mit fieberischem Eifer.

„Gewiß.“

„Wenn ich nun einräumte — vorausgesetzt, ich hätte etwas einzuräumen — würde ich dann aus diesem Gefängnis hier herauskommen?“

„Verlassen Sie sich darauf.“

Das genügte. Quense wurde gefügig und gestand alles, was er wußte; er dachte nur an seine eigene Rettung und kümmerte sich nicht im mindesten mehr um das Los seines Genossen.

Das Dokument, welches er im Namen Karrachs gefälscht hatte, wich insofern von der Wahrheit ab, als der Schiffer tatsächlich darauf ausgegangen war, Radbod Falk ums Leben zu bringen, um sich dieses Zeugen seiner Brandstifterei zu entledigen. Er hatte die Schrift in der vorhandenen Form aufgesetzt, um Karrachs Schuld, und damit auch seine eigene Beteiligung daran, in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Ferner ergänzte er den Nachweis der Identität Radbods als Sohnes des verstorbenen Justus Havekost und beseitigte alle Hindernisse, die sich etwa noch der Besitznahme der Liegenschaften durch denselben in den Weg stellten.

Damit war das Geständnis beendet. Erschöpft und keuchend sank er gegen die Wand und flehte kläglich um Erbarmen.

„Ich bin unschuldig!“ winselte er. „Ich bin ein alter, schwacher Mann, haben Sie Mitleid mit mir!“

„Daran soll's nicht fehlen,“ sagte der Amtsgerichtsrat ernst.

Die beiden Herren verließen die Zelle.

Eine Weile schrie und kreischte der Elende noch zum Steinerweichen, dann wurde er plötzlich still und begann alles um ihn herum Vorgehende verschmigt zu beobachten und zu belauern, als grübele er bereits wieder darüber nach, wie er es später zu seinem Vorteil in Berechnung ziehen könnte.

Auch während der Nacht verhielt er sich auffallend ruhig;

die Wärter hörten ihn nur einigemal stöhnen, sonst gab er keinen Laut von sich.

Am nächsten Morgen fand man ihn tot. Er lag ganz in sich zusammengekrümmt auf dem Stroh, und seine Augen standen so weit offen, wie noch niemals zuvor im Leben. Er sah aus, als habe sein unerwartetes Ende ihn überrascht und in Erstaunen gesetzt.

Ivan Karrach wurde vor das nächste Schwurgericht gestellt. Die Anklage des Staatsanwalts lautete auf Mord, begangen an Gertje Pophusen, und auf böswillige Vernichtung der Brigg Graf Peter von Oldenburg, zum Zweck der betrügerischen Erlangung der Versicherungssumme.

Alle benötigten Informationen hatte der Staatsanwalt durch die Aussagen des verstorbenen Quense erlangt.

Bei der Verhandlung zeigte sich der Schiffer so hartnäckig verstockt und wortkarg wie nur je zuvor. Nachdem die Geschworenen das „Schuldig“ verkündet hatten, wurde er gefragt, ob er noch etwas zu bemerken habe.

„Was soll ich noch sagen, wenn's doch nichts mehr nützt?“ grunzte er. „Es ist ein trockenes Stück Arbeit, all dem langen Gerede hier zuzuhören. Ich wollte, ich hätt' einen Schnaps.“

Unbewegt und kaltblütig hörte er das Todesurteil über sich ergehen. Ab und zu nur wiederholte er sein Verlangen nach einem Trunk.

„Oha!“ grunzte er in der Frühe des Morgens, an welchem seine Hinrichtung stattfinden sollte. „Das war ein Unglückstag, der mich zum letztenmal nach Abbehauserfleth gebracht hat. Na, es ist nur gut, daß ich das Nest nicht wiederzusehen brauche — Fardohmi!“

Der Matrose Hovers wurde in Freiheit gesetzt, nachdem er noch als Zeuge gegen seinen ehemaligen Kapitän vernommen worden war.

Doch ließ er sich in Abbehauserfleth nie wieder sehen.

Aus der sonst so lebhaften und energischen Mine Pophusen war seit Gertjes Begräbnis eine alte gebrochene Frau geworden. Sie zeigte für nichts auf der Welt mehr Interesse, ihren Esel Peter ausgenommen. Den aber behandelte sie, als

wäre er ein Mensch; er wurde fett und faul, und von der Peitsche, die er in früheren Tagen so häufig hatte kosten müssen, verlor er jede Erinnerung.

Als Radbod in aller Form als der junge Herr Havekost und Eigentümer des gesamten Besitzes seines unglücklichen Vaters anerkannt worden war, wollte er die arme Frau in den Stand setzen, fortan ihr Leben in Ruhe und ohne um das tägliche Brot arbeiten zu müssen, zubringen zu können. Sie aber lehnte dieses Anerbieten ab.

„Nein,“ sagte sie und schüttelte traurig den grauen Kopf, „die kleine Weile, die mir auf Erden noch beschieden ist, darf ich nicht müßig gehen. Wenn meine Hände arbeiten, dann vergißt mein Kopf das Grübeln. Ich muß mit Peter unterwegs bleiben, auf den Straßen und Gassen, die Gertje mit uns gezogen ist; dann bilde ich mir oft ein, daß ich ihn an der oder jener bekannten Stelle noch bei mir habe. Dann höre und sehe ich ihn sogar,“ und dann fühle ich, daß ich bald bei ihm sein werde.“

Ihres Bruders oder des Reeders erwähnte sie niemals. Bei der Nachricht von dem Ableben des letzteren nickte sie mit dem Kopfe.

„So ist's besser,“ sagte sie leise.

Einige Jahre später teilte sie auch dem nunmehrigen Kapitän Radbod Havekost mit, warum sie ihm damals abgeraten habe, an Bord des Graf Peter von Oldenburg zu gehen.

Sie war zufällig Zeugin einer Unterredung zwischen dem alten Quense und Ivan Karrach gewesen, die ihren Verdacht erregte; dieser Verdacht wurde durch eine Aeußerung des letzteren ihr gegenüber bestärkt, der, ehe er an Bord ging, die Bemerkung hinwarf, daß die Brigg niemals wieder in einen Hafen gelangen werde. Als das Fahrzeug dann wirklich untergegangen war, hatte sie darüber geschwiegen, um ihren Bruder und den Reeder nicht in Gefahr zu bringen.

Ein klarer, kalter Morgen lag über Meer und Land. Vom Ozean her wehte ein frischer Wind über die Dünen, den Hafen und die Stadt, die hellgrünen Wogen brachen sich schäu-

mend am Strande und eine kleine Schar Fischerboote strebte mit geblähten Segeln der offenen See zu.

Adam Linnewehrt stand vor der Thür seines Häuschens, seine Rechte in der kräftigen Hand Radbod Havekosts, der sein Antlitz vor dem trockenen, unsympathischen Blick des Alten ein wenig zur Seite gewendet hatte.

Nicht weit von den beiden saß der Steuermann Wittmarsch auf dem alten Boot und baumelte mit den Beinen; er lauschte nur beifällig auf die Unterhaltung derselben, er wußte ja, um was es sich handelte und so lag ihm nicht viel daran, den Wortlaut aufzufangen.

„Nein, Ihr braucht sie nicht aufzuwecken,“ sagte Radbod mit unterdrückter, bewegter Stimme. „Sprechen wollte ich sie nicht, darum kam ich nicht her. Es ist mir sogar lieber, wenn ich sie nicht sehe. Aber erzählen sollt Ihr der Frau Brumund, daß ich hier gewesen sei. Sagt ihr, daß ich auf lange Jahre fortbleiben, daß ich nicht eher wiederkommen werde, bis ich ihr unbefangen und nur als ihr und ihres Mannes Freund die Hand reichen kann. Mag sein, daß ich auch niemals wiederkehre. — Lebt wohl, Linnewehrt; laßt uns hoffen, daß wir einander frisch und gesund noch einmal die Hände schütteln können.“

„Was Sie mir gesagt haben, soll bestellt werden, Herr Havekost,“ entgegnete der Fischer. „Angenehme Reise.“

Er sagte dies, als ob Radbod nur etwa auf einen Tag oder zwei nach Altensiel zu gehen gedenke, und doch wußte er, daß es eine Reise um die Welt galt.

Der junge Mann schritt schnell davon. Wittmarsch sprang vom Boote auf, nickte Adam Linnewehrt zu und folgte seinem Freunde und ehemaligen Schiffsmaat.

„Du hast es aber eilig,“ sagte er, als er denselben nach kurzem Trabe eingeholt hatte.

„Gewiß hab' ich es eilig,“ versetzte Radbod düster. „Was soll mich hier noch aufhalten?“

„Nichts, das ich speziell wüßte; aber kurios ist es doch, daß Du das schöne Vermögen und alle Ländereien so Hals über Kopf im Stich lassen willst, nachdem sie Dir soeben erst frisch in die Hände gefallen sind.“

„Das alles bleibt unter Brumunds Aufsicht und Verwaltung, und für das Haus sorgt Frau Siefken. So ist alles in den besten Händen.“

„Jeder hat seine eigene Ansichten. Ich an Deiner Stelle würde mir einbilden, besser beraten zu sein, wenn ich alles selber in Händen behielte.“

„Du wirst die Deinen voll genug haben mit dem Schoner.“

Wittmarsch's Gesicht erhellte sich.

„Hast recht, Freund,“ rief er. „Der Schoner ist mir lieber als Vermögen und Landbesitz. Hätte ich mir's doch nie träumen lassen, daß der stille und größte Wunsch meines Lebens, noch einmal Schiffseigner zu werden, sich jemals erfüllen würde! Hoffentlich habe ich bald so viel geschafft, Dir den Preis des Fahrzeuges erstatten zu können, als geringsten Teil meiner Dankbarkeit.“

„Davon kein Wort weiter, Freund. Zunächst bringst Du mich nach Southampton und dann wünsche ich Dir die besten Geschäfte mit dem Schoner. Die Frachten sind jetzt hoch, da kann Dir's nicht fehlen.“

Noch an demselben Tage ging der Schoner Friesland mit voller Bemannung und unter dem Kommando seines Eigentümers und Kapitäns Wittmarsch in See. Radbod Havekost befand sich als Passagier an Bord.

Der Pastor Stührenberg und der Advokat Fortkamp waren in einem Boot gekommen, ihm Lebewohl zu sagen. Beide bemühten sich vergeblich, eine Zusage baldiger Rückkehr von ihm zu erlangen.

„Ich hege keineswegs die Absicht, mich den Verpflichtungen, welche meine veränderte Lebenslage mir auferlegt, zu entziehen,“ sagte er mit ruhigem Ernst, „allein ich fühle mich gegenwärtig noch nicht imstande, dieselben zu erfüllen. Zunächst bin ich von der Notwendigkeit überzeugt, eine längere Zeit der Heimat fern zu bleiben, das schulde ich nicht nur dem Seelenfrieden anderer, sondern auch meinem eigenen. Verlieren wir also darüber keine Worte mehr. Wenn ich zurückkomme, werden Sie vielleicht meine Beweggründe besser verstehen als heute.“

Der Pastor faßte des jungen Mannes Hand.

„Ich glaube, Sie haben recht, Herr Havekost,“ versetzte er. „Ein braver Mann dreht den Enttäuschungen und Fehlschlägen den Rücken, schaut dem, was die Gegenwart bringt, fest ins Auge und vertraut auf die Güte seines Gottes. Sie werden wiederkommen als ein zufriedener und somit auch

als glücklicher Mann, das sagt mir eine innere Stimme!“

„Das hoffe ich, Herr Pastor, und ich danke Ihnen für diese lieben Worte. Darf ich nun noch eine Bitte an Sie richten?“

„Sie ist gewährt!“ rief der gute Mann.

Kadbod übergab ihm einen Brief.

Der Pastor las die Aufschrift desselben und stuzte ein wenig.

„Bringen Sie ihr dies Schreiben, wenn der Schoner aus Sicht sein wird,“ bat Kadbod mit leise bebender Lippe. „Vertrauen Sie mir, es befindet sich keine Zeile darin, die Sie oder Cornelius Brumund nicht auch lesen dürften.“

„Gut,“ sagte der Pastor, „das soll besorgt werden, mein lieber Freund.“

Damit schob er den Brief in die Tasche.

Die Flutströmung hatte ihre Höhe erreicht. Im letzten Augenblick vor dem Einsetzen der Ebbe fuhren die beiden alten Herren wieder ans Land. Der Anker wurde aufgewunden, die Segel fielen von den Rahen, und mit einem fröhlichen Hurra machte der Schoner sich auf die Fahrt.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Kadbods Brief brachte Sonnenschein in Berthas Krankenzimmer. Sie durchlas ihn zweimal, während der Pastor an ihrem Bette saß und ihr von Tränen der Rührung und des Glücks überströmtes Gesicht beobachtete.

„Er schreibt Erfreuliches, wie ich sehe,“ sagte er, ein wenig neugierig.

„Da, lesen Sie selber,“ antwortete sie, den Brief in seine Hand legend.

Der Pastor setzte bedächtig die Brille auf und tat, wie ihm geheißen.

„Das ist gesprochen wie ein Mann!“ rief er, als er

zu Ende war. „So ist's brav. Wenn man sich entschlossen hat, einen bösen Zahn ausziehen zu lassen, so ist das Uebel schon halb geheilt. So steht's auch mit Radbod; merken Sie mein Wort, er wird wiederkommen, sich ein rechtschaffenes Weib nehmen und seine Tage in freudiger Tätigkeit und glücklicher Ruhe zubringen. Bewahren Sie den Brief, Frau Brumund und geben Sie ihn bei erster Gelegenheit auch Ihrem Manne zu lesen; er wird ihm gut tun, wie er mir gut getan hat.“

Don Cornelius und seinem Tun und Treiben hörte die junge Frau nur wenig, da Adam Linnewehrt den Namen desselben nie über seine Lippen brachte. Eta Scheelken war die einzige, die ihr ab und zu eine kurze Nachricht über ihn verschaffen konnte. Diese junge Dame hatte nämlich freiwillig die Pflege der Großbäuerin übernommen, und da sie der Patientin bald anmerkte, daß dieselbe sich heimlich vor Ungewißheit über das Befinden und die Stimmung ihres Ehemanns fast verzehrte, so sammelte sie alle Neuigkeiten, die sie über den Großbauern ergattern konnte, und tischte sie der Freundin auf.

Bertha lauschte denselben eifrig und grübelte dann über das Gehörte nach. Bald ging ihr auch hierin ein Licht auf. Es kam jetzt nur noch auf die Frage an, wer zuerst nachgeben, wer zuerst das erlösende Wort sprechen sollte, und wenn Cornelius eine Ahnung davon gehabt hätte, wie es in Berthas Herzen aussah, dann wäre diese Frage gar schleunigst erledigt gewesen.

Aber diese Ahnung hatte er leider nicht, und so fühlte er sich herzlich elend und unglücklich. Rastlos und unstät irrte er im Hause und zwischen seinen Leuten umher, nichts recht anfassend und deshalb auch nur wenig vor sich bringend.

Seit seiner Enthastung war er noch kein halbes Duzendmal in der Stadt gewesen, vor Linnewehrts Häuschen stellte er sich jedoch pünktlich jeden Morgen ein.

Mittlerweile kam der Jahrmarkt in Abbehauserfleth heran und er konnte nicht umhin, auf demselben allerlei Einkäufe abzuschließen. Es war schon spät geworden, als er nach dem geschäftsreichen Tage die Hafentaverne verließ, um sich auf den Heimweg zu machen. Unter dem Torweg des

Gasthofes lief er in der Dunkelheit gegen den jungen Klauhorn an.

„Hallo, Jan,“ rief er, denselben auf die Schulter schlagend. „So spät noch in der Stadt? Geht's nicht bald nach Hause?“

„Noch nicht,“ entgegnete Jan ein wenig verlegen, indem er zu lachen versuchte.

„Nicht? Ich dachte, wir könnten zusammengehen; ich bin zu Fuß hergekommen. Auf was warten Sie denn noch?“

„Ich muß notwendig einen Bekannten sprechen,“ lautete die Antwort, und der immer verlegener werdende junge Mann versuchte zu entkommen. „Schon seit drei Stunden warte ich auf sie — auf ihn, wollte ich sagen —“

„Oho! Jetzt weiß ich, woher der Wind weht,“ lächelte Brumund. „Deswegen brauchen Sie sich nicht zu schämen; wenn's ein braves Mädel ist, dann heiraten Sie nur frisch, und zu Ihrer Hochzeit tanze ich mein dickstes Paar Sohlen durch.“

„Das soll ein Wort sein, Großbauer!“ rief Jan lachend und wieder ganz der alte, da die Wahrheit nun heraus war. „Und es geschieht vielleicht früher als Sie glauben.“

„Recht so, das höre ich gern. Ich wünsche Ihnen alles Glück. Wer ist aber die Auserwählte? Kenne ich sie?“

„Gewiß, und sehr gut. Sie werden doch die Eta Scheelken noch nicht vergessen haben, die bei Ihrer Frau Brautjungfer gewesen ist?“

„Ei die Eta? Die lob' ich mir. Ein prächtiges Mädchen! Die wird eine Hausfrau wie sie sein soll. Aber eines lassen Sie sich sagen, Jan: Hören Sie nie auf Verleumdungen; schlagen Sie den ohne Gnade nieder, der auch nur das geringste Wort gegen Ihre Frau sagt.“

„Na, mir soll nur einer kommen!“ rief Jan mit enthusiastischem Eifer.

„Wo ist denn Ihre Braut jetzt?“

„Oben bei Linnewehrts; sie pflegt ja Ihre Frau, und heute ist sie noch nicht heimgekommen.“

„Sie pflegt meine Frau? — Daß ich Narr auch nicht eher daran dachte; Jan, ich muß Ihre Eta sprechen — notwendig, hören Sie? O, fürchten Sie nichts — ich bin kein

Spielverderber. Ich will nur ein paar Worte mit ihr reden, hernach können Sie sie noch genug genießen.“

Jan willigte ein und Cornelius hatte mit dem jungen Mädchen eine Unterredung, die mit ein paar Worten freilich nicht abgemacht war. Er hatte so viel zu sagen und so viel zu fragen, daß Jan schließlich sehr ungeduldig wurde und sich boshaft erkundigte, ob er vielleicht am nächsten Morgen wieder vorfragen solle, da Cornelius dann doch wohl fertig sein würde.

Der Großbauer verstand den Wink und richtete sich danach. Er wußte sich vor Glück kaum zu lassen, hatte er doch vernommen, daß Bertha sich nicht nur den Umständen entsprechend äußerst wohl befand, sondern daß sie auch täglich von ihm redete und die Eta bei deren Weggange jedesmal beauftragte, neue Nachrichten über ihn aufzutreiben. Woraus die brave Eta naiv genug schloß, daß die Großbäuerin dem Großbauern gar nicht so sehr gram sein könne.

Sodann heckten die finsternen Derschwörer einen verschmitzten Plan aus, dessen Durchführung vornehmlich der klugen Eta übertragen wurde.

Mit beschwingten Sohlen, wie auf Wolken wandelnd, eilte Cornelius an diesem Abend nach Hause.

Hinnerk, der Knecht, wollte am folgenden Morgen seinen Augen nicht trauen, als er den Herrn so frisch und energisch, wie nur je in seinen besten Tagen, die Wirtschaftsleitung wieder in die Hand nehmen sah. Derselbe war allenthalben zugleich, sah überall auf die peinlichste Ordnung und ließ besonders das Haus mit größter Sorgfalt herrichten.

„Das ist ein gutes Zeichen,“ antwortete Hinnerk der jungen Magd, die ihm den letzten Umstand berichtete. „Jetzt haben wir die Hausfrau bald wieder hier, oder ich verstehe mich nicht mehr auf die Welt.“

Cornelius Brumund und Eta Scheelken begegneten einander täglich; das junge Mädchen gab ihm ausführlichere Auskunft, als er von dem halsstarrigen und unversöhnlichen Adam erlangen konnte.

Als der Frühling die Ginsterbüsche auf den Dünen neu ausschlagen ließ und die Felder und die Marschen mit jun-

gem Grün bedeckte, da erblickte in Sinnenwehrt's kleinem Häuschen ein Kindlein das Licht der Welt.

Da hielt es den Großbauern nicht länger.

„Ich will gehen und mein Weib und mein Kind sehen,“ sagte er. „Ich habe nun lange genug gewartet; jetzt warte ich nicht mehr.“

Er ging, und Eta Scheelken, die ihn vom Fenster aus bereits erwartet hatte, lief in die Küche, öffnete die Tür und ließ ihn ein, ehe der enttäuschte Adam noch ein Wort hervorzubringen vermochte.

Dann legte sie das Kind in seines Vaters Arme — einen schönen, großen Knaben mit blauen Augen. Er hielt ihn, als wäre der Junge von Glas und als fürchte er, ihn zu zerbrechen.

Der aber fing an zu schreien, als ob er am Spieße stäke, ein gutes Zeichen für die Tüchtigkeit seiner Zungen.

„Psch — psch!“ machte Cornelius, das Kind unbehilflich hin und her wiegend, während seine Fassung ihn im Stich zu lassen begann.

Die kluge Eta aber eskortierte den grimmen Adam kurz und bündig zur Tür, schob ihn hinaus und schloß hinter ihm ab.

Die junge Mutter hatte noch kein Wort gesprochen; ihre Augen und ihr Herz aber waren voll Tränen, und eine ruhige, selige Freude trieb ihr warm das Blut durch die Adern — sie fühlte sich entschädigt für alles, was sie zu erdulden gehabt hatte.

Cornelius stand ganz verwirrt; er wollte reden, wußte jedoch nicht, wie er beginnen sollte. So wiegte er nur ungeschickt den Jungen hin und her und sagte: „Psch — psch,“ und dabei schwammen die Augen des großen, starken Mannes ebenso in Tränen, wie die der jungen Frau.

Endlich wagte er, sie anzublicken, deren bleiches Antlitz schon längst auf ihn gerichtet war.

„Bertha,“ rief er mit seinem schreienden Jungen im Chor, „willst Du mir nicht vergeben — um unseres Kindes willen?“

Er streckte ihr den Knaben entgegen, als solle dieser für ihn bitten. Sie nahm das Kind und drückte es an ihre Brust, wo es im Nu still wurde; dann sagte sie sanft und liebevoll:

„Ich habe Dir längst vergeben, Cornelius, denn ich weiß, wie sehr Du gelitten hast. Aber —“

„Kein Aber, Liebste!“ rief er, sich über sie neigend. „Ja, ich habe schwer gelitten und gebüßt, aber nur, weil ich Dich so unendlich lieb habe, und weil meine Augen mit Blindheit geschlagen waren.“

„Siehst Du denn aber jetzt auch wieder hell und klar?“

„Ja, Gott sei Dank! Darum vergiß alles, Du meine Einzige, und stoße mich nicht wieder von Dir, um des lieben Kindes willen!“

Sie blickte ihm ins Auge.

„Und Du zweifelst auch nicht mehr daran, daß ich Dir die Wahrheit gesagt habe?“

„Du erinnerst mich an meine Schmach, an meinen Jammer — o Bertha — ich wollte —“

„Der Schatten kann sich eines Tages wieder zwischen uns erheben; deshalb meinte ich, daß es vielleicht besser wäre, wenn wir getrennt blieben —“

„Du traust mir nicht,“ sagte er bitter. „Und käme der Schatten auch wieder — glaube mir, bei der Erinnerung an jene Nacht auf dem Huderhof würde ich ihn niedertreten und zermalmen, wie den Kopf einer giftigen Schlange!“

Es entstand eine Pause. Sie schaute ihm noch immer ernst und forschend in das Antlitz.

„Ich glaube Dir, Cornelius,“ sagte sie endlich.

„Und Du willst auch mit mir heimkommen?“

Wieder eine Pause; dann antwortete sie leise:

„Ja, Cornelius, gern.“

„Gott sei Lob und Dank!“

Er beugte sich nieder und küßte sie.

So war Cornelius Brumunds Kind mit einer Engelsbotschaft zu seinen Eltern gekommen, wie fromme Leute zu sagen pflegen.

Bertha und ihr Knabe hatten ihren fröhlichen Einzug auf Neuenkoop gehalten; die Zügel der Wirtschaft lagen wieder in den Händen der jungen Großbäuerin, und überall herrschte in folgedessen Glück und Zufriedenheit, vornehmlich im Herzen des Großbauern.

Mutter Linnewehrt verlebte noch manchen Tag stillen und freundlichen Behagens in dem schönen Heim, das Brumund ihnen allen bereitet hatte, und als ihre Zeit gekommen war, da schied sie in den Armen der Tochter ergeben von hinnen. Adam fügte sich stillschweigend in die neuen Einrichtungen, aber kein Bitten und keine Ueberredungskünste vermochten ihn zu bewegen, die Fischerhütte wieder zu verlassen, die er übrigens auf Anordnung des jetzigen Besitzers, Radbod Havekost, fortan mietefrei bewohnen durfte. Er lehrte die heranwachsenden Kinder seines Schwiegersohnes fischen und rudern, Netze flicken und sogar kleine Segelboote bauen, im Verkehr mit diesem selber aber konnte er eine gewisse zurückhaltende Steifheit niemals überwinden.

Lange Jahre waren verstrichen, da traf der Kapitän Havekost endlich wieder in der Heimat ein. Einer seiner ersten Besuche galt den Brumunds auf Neuenkoop. Ein halbes Duzend Kinder sprang ihm frohlockend entgegen. Der Herr des Hofes schüttelte ihm in herzlichem Willkommen die Hände und die Hausfrau begrüßte ihn mit inniger, unbefangener Freude.

Er wurde Zeuge des reinen Glückes, welches im Hause des Großbauern herrschte, in seinem Herzen aber regte sich weder Bedauern noch Neid. Er vermochte dieses Glück in ehrlicher, selbstloser Freundschaft zu teilen, er mischte sich in der Kinder laute, jubelnde Spiele und er war fast so stolz wie ein Vater auf den pausbäckigen, kleinen Burschen, dem ihm zu Ehren und zum Gedächtnis der Name Radbod verliehen worden war.

Auch war er weder ein Sonderling noch ein Menschenfeind geworden; offen von Charakter, jovial und harmlos von Gemüt, erfüllten ihn die lebhaftesten Sympathien für alles Schöne, Gute und Wahre. Nicht allzu lange mehr währte es, da hatte er auch das Glück, die Verkörperung aller dieser Tugenden zu entdecken, denn eines Tages verbreitete sich die Kunde, daß Kapitän Havekost, der reiche Besitzer des Schifferhofes — ehemaligen Reederhofes — in den Stand der Ehe zu treten gedenke. Der greise Pastor Stührenberg zog hinaus die Schlußfolgerung, daß die irdischen Heimsuchungen alle vergänglich seien und daß denen, die brav und treu befunden würden, alle Dinge zum Besten dienen müßten. Wir dem nun

auch sein mag, der Kapitän hatte sich eine liebreizende und tüchtige Herrin für sein Haus- und Hofwesen gewonnen, und wenn die Erinnerung an die alte Liebe ab und zu noch einmal in ihm auftauchte, dann begrüßte er sie mit jenem stillen, gedankenvollen Lächeln, das keinen Schatten von Wehmut oder gar Traurigkeit mehr kennt.

Ende.



Druck
P. Lehmann G. m. b. H.
Berlin 14

